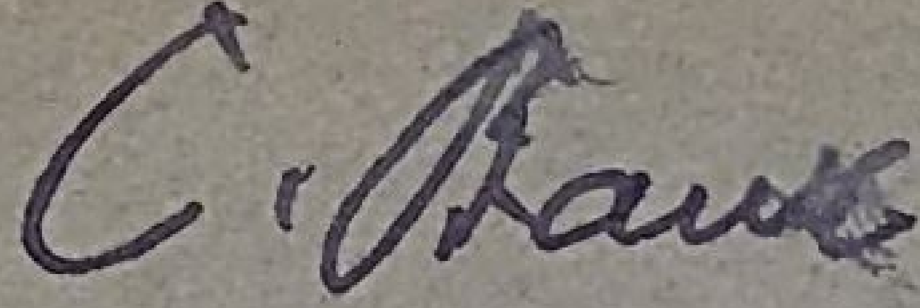
<36641646500014



Der Charakter.

Von

Samuel Smiles.

Deutsche, autorisierte Ausgabe

von

Fr. Steger.

Vierte, durchgesehene Auflage.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1884

Vorwort.

Verzärtelt hat man nicht mit Unrecht unsere Zeit genannt; an gefällige und schmeichelnde Töne gewöhnt, nimmt sie nur mit Widerstreben sittliche Wahrheiten entgegen, so lange sich diese Lehren der Moral und Lebensweisheit in ungeschminkte Worte kleiden, und es gehört somit schon ein ganz ausgesuchtes Talent dazu, dieser unsrer heutigen Welt Grundsätze geregelten, charaktertüchtigen Lebenswandels mit Erfolg vorzutragen.

Ein solches Talent nun besitzt Smiles, dessen Werk über den Charakter wir hier in Übersetzung darbieten, in hohem Grade. Er hat sein

Buch „Charakter“ betitelt; wir unsrerseits möchten es einen Hausschatz der Lebensweisheit nennen, in dem Sinne, daß darin jedem Menschen gezeigt wird, in welchen Zusammenhang er sein Wirken und Schaffen, dasselbe durch besonnenes Denken und Fühlen vorbereitend, mit den höchsten Zwecken unseres Daseins bringen soll und kann.

Smiles ist kein Nachmittagsprediger, keiner der Moralisten ohne Blut und Saft. Er stellt sich im Gegenteil mitten in das Leben hinein und giebt sich fast den Anschein, als ziehe er erst aus dessen ernsteren und heiteren Äußerungen die sittlichen Folgerungen, die er in einer schlichten und zugleich lebendigen und gewinnenden Form vorträgt. Er ist ein wahrhaft liebenswürdiger und im höhern Sinne des Wortes unterhaltender Sittenprediger, und lesen wir sein Werk, so ist uns, als hörten wir aus einer menschlichen Walhalla von den erlauchtesten Vertretern unseres Geschlechts die ewigen Wahrheiten verkünden, von denen die Existenz der Nationen abhängt. Denn Smiles spricht nicht so oft selbst, als er die größten und besten Menschen aller Zeiten reden läßt, oder an

ihren Beispielen, nicht selten harmlos plaudernd, nachweist, wie wir zu streben haben.

Für unsere Zeit hat Smiles eine besondere Bedeutung. Es gewinnt zuweilen den Anschein, als ob zwei gesellschaftliche Welten, eine in Materialismus versunkene und eine von einem mißverstandenen und schroff auftretenden Idealismus in Winkel geführte, sich von einander trennen wollten. — Smiles ist vermöge seiner den höchsten Zwecken huldigenden und das praktische Leben mit Liebe und Verständnis berücksichtigenden Richtung wie dazu geschaffen, diesen gefährlichen Zwiespalt auszugleichen. Er zeigt den Mittelweg, auf dem die scheinbar so weit aus einander führenden Tendenzen der heutigen Menschheit neben und mit einander dem gleichen Ziel zustreben sollen, und insbesondere mahnt er uns, in dieser zu großen Neubildungen drängenden Zeit nie zu vergessen, daß dem Einzelnen Pflichten der Selbstbildung und Selbstbeherrschung obliegen, ohne deren Erfüllung er dem umfassenden Ganzen, dem seine Blicke häufig allein zugewendet sind, nicht wahrhaft nützen kann.

Jedes Volk besteht aus einer großen Anzahl von Einzelnen. Es ist nichts als Selbsttäuschung, wenn man annimmt, daß auf dieses große Ganze, das wir einen Staat oder ein Volk nennen, der sittliche Wert oder Unwert der Millionen Einzelmenschen, aus denen dasselbe besteht, nur einen geringen Einfluß übe. Im Gegenteil wird der Charakter eines Volks von dem Charakter aller seiner Angehörigen bestimmt und bedingt. Der kleinste und unbedeutendste Bürger vermag durch seinen sittlichen und geistigen Wert auf das große Ganze wohlthätig einzuwirken, sei es auch nur in geringem Maße, wie er umgekehrt durch seinen Eigennutz oder seine Schlechtigkeit schaden wird. Sind wir doch Zeugen gewesen, daß durch die größere geistige und moralische Kraft der Deutschen ein Volk, dem das Sittengesetz nicht in gleichem Grade mehr galt, von seiner stolzen Höhe herabgestürzt worden ist. In einem Abschnitte dieses Buches hat Smiles nachdrücklich hervorgehoben, daß die deutschen Waffen, von genialen Heerführern geleitet, eine sittliche Züchtigung an

Frankreich vollzogen, welche das bis dahin leichtsinnige, übermütige Volk in vollstem Maße verdient hatte. Auch die großen Erfolge, welche die Völker germanischen Stammes bei der Besiedelung neuer Länder erringen, führt er auf Charakterzüge zurück, wie er andrerseits nachweist, daß die bekannte Unfähigkeit der romanischen Völker zum Kolonisieren aus Charakterfehlern entspringt.

Jeden Tag und jede Stunde, überall in Stadt und Land, in Hütten und Schlössern geht eine unübersehbare Masse von Arbeiten vor sich, die zum Werk einer Nation werden, wie aus einer Unmasse von Tropfen ein Meer entsteht. Namentlich die Frauen nehmen helfend, bildend und erziehend an diesen Arbeiten teil, von deren verständiger und gewissenhafter Erfüllung das Wohl des Volkes abhängt. An sie wendet sich Smiles denn auch häufig, indem er ihre großen Verdienste anerkennt, sie belehrt und ihnen an erlauchten Beispielen zeigt, welche Wohlthaten ihr Geschlecht der Menschheit erwiesen hat.

In solchem Geiste schreibt Smiles, und wir zweifeln nicht, daß sein vorliegendes Werk auch

fernerhin den ansehnlichen Kreis von Lesern und Freunden, den er sich bei uns bereits erworben hat, noch immer mehr erweitern wird. Wie einen spannenden Roman bis in die Nacht hinein lesen wird es keiner, aber wer es einmal geöffnet hat, der wird es oft und gern wieder zurhand nehmen, um sich an seiner gesunden Lebensphilosophie zu erquicken.

Inhaltsverzeichnis.

Der Charakter.

Erstes Kapitel.

Einfluß des Charakters.

Wer nicht zu Hohem sich erheben kann,
Der ist fürwahr ein jämmerlicher Mann.

Daniel.

Der Charakter ist die sittliche Ordnung, durch das Medium einer individuellen Natur gesehen. Die Männer von Charakter sind das Gewissen der Gesellschaft, zu der sie gehören.

Emerson.

Die Wohlfahrt eines Landes hängt nicht von dem Überfluß seiner Einkünfte, noch von der Stärke seiner Festungswerke, noch von der Schönheit seiner öffentlichen Gebäude ab und beruht vielmehr auf der Zahl seiner gebildeten Bürger, in seinen Männern von Erziehung, Wissen und Charakter. Hier ist das wahre Interesse, die Hauptstärke, die wahre Macht des Landes zu finden.

Martin Luther.

Der Charakter ist eine der größten Triebkräfte der Welt. In seinen edelsten Verkörperungen läßt er uns die höchsten Formen der menschlichen Natur erkennen, denn er zeigt uns den Menschen in dessen bester Gestalt.

In jedem Beruf des Lebens wird Männern von wahrhafter Trefflichkeit, fleißigen, sittenreinen, von edlen Grundsätzen beseelten und redlich strebenden Männern die freiwillige Huldigung der Menschen zuteil. Es ist natürlich, an solche Männer zu glauben, ihnen zu vertrauen und sie nachzuahmen. Alles Gute in der Welt wird von ihnen getragen, und wären sie nicht da, so wäre die Welt nicht wert, daß man in ihr lebte.

Obgleich das Genie stets Bewunderung hervorruft, wird doch dem Charakter die meiste Ehrfurcht gezollt. Das Genie ist wesentlich ein Erzeugnis der Kraft des Kopfes, der Charakter geht aus dem Herzen hervor, und das Herz ist es, welches schließlich den Ausschlag im Leben giebt. Die Männer von Genie stehen zu der Vernunft, die Männer von Charakter zu dem Gewissen der Gesellschaft in Beziehung, und während man die ersteren bewundert, folgt man den letzteren.

Große Männer bilden stets Ausnahmen und die Größe selbst ist bloß ein relativer Begriff. In der That ist der Lebenskreis der meisten Männer ein so beschränkter, daß nur sehr wenige Gelegenheit finden, groß zu sein. Dagegen kann jedermann seine Rolle ehrlich und ehrenhaft und nach seinen besten Kräften spielen. Er kann sich bemühen, seinem Leben den besten Inhalt zu geben. Er kann seine Gaben brauchen und sich jeden Mißbrauchs enthalten. Er kann selbst in kleinen Dingen wahrhaft, gerecht, redlich und treu

sein. Mit einem Worte, er kann in dem Kreise, in den die Vorsehung ihn gestellt hat, seine Pflicht thun.

So alltäglich es klingen mag, diese Pflichterfüllung bildet das höchste Ideal des Lebens und des Charakters. Es mag nichts Heldenhaftes in ihr liegen, aber das gewöhnliche Los der Menschen ist auch kein Heldentum. Wie das fortwährende Bewußtsein seiner Pflicht den Menschen auf der Höhe seines Daseins erhält, so unterstützt es ihn auch bei den gewöhnlichen Obliegenheiten der alltäglichen Existenz. Das Leben des Menschen findet seinen Mittelpunkt in dem Kreise allgemeiner Pflichten. Die einflußreichsten aller Tugenden sind diejenigen, deren man zum täglichen Gebrauch am meisten bedarf. Sie dauern am besten aus und währen deshalb am längsten. Überfeine Tugenden, die für gewöhnliche Menschen nicht erreichbar sind, können zu Quellen von nichts als Versuchung und Gefahr werden. Sehr wahr hat Burke gesagt, „daß das menschliche System, welches die Tugenden des Helden zur Grundlage hat, sicherlich einen Oberbau von Schwäche oder Verworfenheit bekommt“.

Als Dr. Abbot, der später Erzbischof von Canterbury wurde, ein Charakterbild seines verstorbenen Freundes Thomas Sackville*) entwarf, verweilte er nicht bei den Verdiensten des Hingeschiedenen als

---

*) Sackville war unter Elisabeth und Jakob I. Lord-Oberschatzmeister.

Staatsmann, noch bei dessen Vorzügen als Dichter, sondern bei den Tugenden, die er als Mensch bei der Erfüllung der gewöhnlichen Lebenspflichten bethätigt hatte. „Wie viele seltene Eigenschaften besaß er!“ rief er aus. „Wer hätte sein Weib mehr geliebt? Wer wäre zärtlicher gegen seine Kinder, wer treuer gegen seine Freunde, wer schonender gegen seine Feinde gewesen? Wer hätte sein Wort gewissenhafter gehalten?“ In der That werden wir den wirklichen Charakter eines Mannes daran, wie er sich gegen die Nächststehenden benimmt, und wie er die scheinbar geringfügigsten Einzelheiten seiner Tagespflichten behandelt, besser erkennen und ihn danach richtiger beurteilen, als nach seinem öffentlichen Auftreten als Redner, Schriftsteller oder Staatsmann.

Giebt die Pflicht bei den meisten Geschäften des gewöhnlichen Lebens die Regel an, nach der jeder Mensch handeln soll, so ist sie auch für Männer, die ihr Charakter hoch über die Menge stellt, die erhaltende Kraft. Solche Männer mögen weder Geld, noch Liegenschaften, noch Gelehrsamkeit, noch Macht besitzen und können doch stark im Herzen und reich im Geiste, ehrlich, treu und pflichteifrig sein. Wer seine Pflicht gewissenhaft zu thun strebt, der erfüllt den Zweck, zu dem er geschaffen worden ist, und bildet die Grundsätze eines männlichen Charakters in sich aus. Es giebt viele Personen, von denen man sagen kann, daß ihr Charakter ihr einziges Besitztum in der Welt ist,

und doch stehen sie so fest im Leben da, wie nur ein gekrönter König stehen kann.

Geistige Bildung steht zu Reinheit und Trefflichkeit des Charakters in keiner notwendigen Beziehung. Das Neue Testament beruft sich beständig auf das Herz des Menschen und „auf den Geist, von dem wir sind", während Anspielungen auf die Intelligenz höchst selten vorkommen. „Eine Hand voll sittlichen Lebens", sagt Georg Herbert, „ist so viel wie ein Scheffel Gelehrsamkeit wert." Wir dürfen das Wissen nicht verachten, doch muß es mit Güte verbunden sein. Geistige Befähigung befindet sich zuweilen in der Gesellschaft des gemeinsten sittlichen Charakters, der niederträchtigsten Kriecherei gegen Hohe und der Anmaßung gegen Niedrige. Jemand kann in der Litteratur, Kunst und Wissenschaft hochgebildet sein, und trotzdem an Ehrlichkeit, Tugend, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue hinter manchem armen und unwissenden Bauer zurückstehen.

„Sie betonen die Ehrfurcht vor gelehrten Männern", schrieb Perthes an einen Freund. „Ich sage Amen. Vergessen sie aber nicht, daß Seelengröße, Gedankentiefe, Erkenntnis des Erhabenen, Welterfahrung, Zartgefühl, Geschick und Energie im Handeln, Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Liebenswürdigkeit — daß alle diese Eigenschaften einem Manne, der trotzdem ein großer Gelehrter ist, fehlen können*)."

*) Perthes' Leben II, 217.

Als jemand in Walter Scotts Gegenwart über den Wert litterarischer Talente und Vorzüge so sprach, als ob sie mehr als alles andere geschätzt und geehrt werden müßten, bemerkte der Dichter: „Gott steh uns bei! Wie arm würde die Welt sein, wenn Ihre Ansicht die richtige wäre. Ich habe in meinem Leben Bücher genug gelesen und mit hervorragenden, feingebildeten Geistern genug verkehrt, aber ich sage Ihnen, daß ich von den Lippen armer Männer und Frauen ohne Erziehung, die in Not und Trübsal einen ernsten und doch milden Heldenmut bewährten, oder ihre schlichten Gedanken über das Schicksal von Freunden und Verwandten äußerten, edlere Gesinnungen habe aussprechen hören, als sie mir irgendwo mit Ausnahme der Bibel vorgekommen sind. Wir werden unsre wirkliche Aufgabe und Bestimmung nie fühlen und achten lernen, wenn wir nicht dahin gekommen sind, im Vergleich zur Bildung des Herzens alles als Mondschein zu betrachten“ *).

Noch weniger steht Reichtum mit Erhabenheit des Charakters in irgend welcher notwendigen Verbindung. Er ist im Gegenteil häufiger die Ursache von Erniedrigung und Verschlechterung des Charakters. Reichtum und Verdorbenheit, Luxus und Laster stehen mit einander in sehr naher Verwandtschaft. In den Händen von Menschen mit schwachen Grundsätzen, oder geringer

*) Lockhart, „Leben Scotts“.

Selbstbeherrschung, oder schlecht gezügelten Leidenschaften ist der Reichtum bloß eine Versuchung, eine Schlinge und vielleicht eine Quelle unendlichen Unglücks für sie selbst, oft auch für andere.

Auf der andern Seite ist eine verhältnismäßig dürftige Lage mit Charakter in dessen höchster Form verträglich. Jemand kann nichts als seinen Fleiß, seine Mäßigkeit, seine Ehrlichkeit besitzen und in den Reihen der Menschen doch sehr hoch stehen. Der Rat, den Burns von seinem Vater erhielt, war der beste:

Werd' ein Mann und mache dir um Armut niemals Schmerz,
Denn was dem Manne Wert verleiht ist bloß ein männlich Herz.

Einer der reinsten und edelsten Charaktere, die ich jemals kannte, war ein Arbeiter in einer nördlichen Grafschaft, der seine Familie mit einem Wochenverdienst, der nie über zehn Schilling stieg, anständig erhielt. Obgleich er nur die notdürftigen Elementarkenntnisse besaß, die sich in einer Dorfschule erwerben lassen, war er ein weiser und gedankenreicher Mann. Seine Bibliothek bestand aus der Bibel, „Flavel“ und „Boston“, also aus Büchern, welche die Leser, das erste ausgenommen, wahrscheinlich nie haben nennen hören. Dieser gute Mann hätte Wordsworth zu dessen wohlbekanntem „Wanderer“ als Porträt sitzen können. Als er nach einem bescheidenen, arbeitsamen und frommen Leben zur Ruhe einging, hinterließ er einen Ruf praktischer Weisheit, echter Güte und steter Hülfs-

bereitschaft zu jedem guten Werke, um den größere und reichere Männer ihn hätten beneiden können.

Als Luther starb, hinterließ er, wie er in seinem letzten Willen sagte, „kein bares Geld, keinen Schatz von Münzen irgend welcher Art“. In einer Zeit seines Lebens war er so arm, daß er sich durch Handarbeiten sein Brot verdienen mußte. In derselben schweren Zeit aber wandelte er den Charakter seines Vaterlandes um und war moralisch stärker und unendlich geehrter als alle Fürsten Deutschlands.

Charakter ist Eigentum. Er ist das edelste aller Besitztümer. Er schafft ein Anrecht auf das allgemeine Wohlwollen und die Ehrfurcht der Menschen. Wer dasselbe besitzt, der findet, wenn er auch an weltlichen Gütern nicht reich wird, in seinem ehrlich und ehrenvoll erworbenen Ruf und in der Achtung der Menschen seine Belohnung. Mit Recht entscheidet im Leben zäher Fleiß, Tugend und Güte am meisten, und die wirklich besten Menschen pflegen auch am höchsten geachtet zu werden.

Einfache Redlichkeit des Strebens führt den Menschen weit, wenn sie von Überschätzung der eigenen Persönlichkeit fern ist und sich mit einer immerwährenden Unterordnung unter alles verbindet, was man als recht fühlt und erkennt. Sie hält den Menschen aufrecht, verleiht ihm eine nachhaltige Kraft und bildet eine Triebfeder zu Anstrengungen. Sir Benjamin Rudyard hat einmal gesagt: „Niemand ist verpflichtet,

reich oder groß, oder auch nur weise zu sein, aber jedermann muß ehrlich sein“ *).

Unser Streben muß aber nicht bloß ein ernstes sein, sondern auch auf gesunden Grundsätzen beruhen und mit steter Beachtung der Reinheit, Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit durchgeführt werden. Ohne Grundsätze ist der Mensch wie ein Schiff ohne Steuer und Kompaß, das von jedem Winde hin und her getrieben wird. Er hat weder Gesetz noch Regel, weder Ordnung noch Regierung. „Sittliche Grundsätze“, sagt Hume, „sind sozial und universell. Sie bilden gewissermaßen die Partei der Menschheit gegen deren gemeinschaftliche Feinde: Laster und Unordnung.“

Epictet erhielt einst den Besuch eines pomphaften Redners, der in Prozeßsachen nach Rom ging und von dem Stoiker über dessen Philosophie belehrt werden wollte. Epictet glaubte nicht an die Aufrichtigkeit seines Gastes und nahm ihn kühl auf. „Du willst bloß meinen Stil tadeln“, sagte er, „nicht aber Grundsätze von mir lernen.“ — „Mag sein“, sagte der Redner, „wenn ich auf solche Dinge achte, dann werde ich ein armer Tropf gleich dir sein und kein Silbergeschirr, keinen Wagen und kein Land haben.“ — „Ich brauche solche Dinge nicht“, antwortete Epictet, „und überdies bist du ärmer als ich. Was frage ich darnach, ob ich Gönner habe oder nicht? Du fragst darnach.

*) Debatte über die Bitte um Recht, 1628.

Ich bin reicher als du. Mich kümmert nicht, was Cäsar von mir denkt, ich schmeichle niemandem. Dies ist das, was ich statt deines goldenen und silbernen Geschirrs besitze. Du hast silberne Gefäße, aber thönerne Antriebe, Grundsätze und Wünsche. Meine Seele ist für mich ein Königreich und liefert mir reichliche und fröhliche Beschäftigung, während du in einer Muße ohne Ruhe lebst. Alle deine Besitzungen erscheinen dir klein. Die meinigen sind für mich groß. Deine Wünsche sind unersättlich, die meinigen sind befriedigt*)."

Talent und selbst Genie ist in der Welt gar nicht selten. Kann man dem Talent, dem Genie aber trauen? Nur dann, wenn es sich auf Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit stützt. Diese Eigenschaft findet mehr Achtung und Ehrfurcht als jede andere und verschafft uns das Vertrauen dritter. Die Aufrichtigkeit ist die Grundlage aller persönlichen Vortrefflichkeit. Sie tritt im Benehmen von selbst hervor. Sie ist Rechtschaffenheit, Wahrheit im Handeln und schimmert durch jedes Wort und jede That hindurch. Sie bedeutet Zuverlässigkeit und überzeugt andere Menschen, daß sie Vertrauen haben dürfen. Ein Mann ist immer von Bedeutung in der Welt, wenn man weiß, daß Verlaß auf ihn ist, daß er, wenn er eine Sache zu kennen behauptet, sie auch kennt, und daß er, wenn

---

*) Farrer, „Sucher nach Gott", S. 241.

er ein Versprechen giebt, es auch ausführen kann und wird. So ist die Zuverlässigkeit eine Anweisung auf die allgemeine Achtung und das Vertrauen der Menschen.

In den Angelegenheiten des Lebens und in Geschäften gilt der Verstand nicht so viel als der Charakter, der Kopf nicht so viel als das Herz, das Genie nicht so viel als Selbstbeherrschung, Geduld und Zucht unter der Herrschaft des Geistes. Daher giebt es keine bessere Ausrüstung für die Zwecke des bürgerlichen oder öffentlichen Lebens, als ein tüchtiger Vorrat an gewöhnlicher gesunder Vernunft, die von Redlichkeit geleitet wird. Gesunde Vernunft, die von Herzensgüte durchwärmt und durch Erfahrung geschult wird, gestaltet sich zu praktischer Weisheit. In der That schließt Herzensgüte in einem gewissen Maße die Weisheit, die höchste Weisheit, die Verbindung des Weltlichen mit dem Geistigen in sich. „Die Verbindungen zwischen Weisheit und Güte sind mannigfaltig“, sagt Sir Henry Taylor, „und daß beide Hand in Hand gehen, läßt sich nicht bloß daraus schließen, daß die Weisheit die Menschen gut macht, sondern auch daraus, daß wir durch Güte weise werden *).“

Weil der Charakter im Leben eine leitende Macht ist, sehen wir von manchen Männern einen

*) „Der Staatsmann“, S. 30.

Einfluß üben, der mit ihren geistigen Gaben gleichsam in keinem Verhältnis steht. Sie scheinen durch irgend eine verborgene Kraft, eine versteckte Gewalt zu wirken, die in der Stille durch ihr bloßes Vorhandensein sich geltend macht. Burke sagte von einem mächtigen Edelmanne des letzten Jahrhunderts: „Seine Tugenden waren seine Mittel“. Das Geheimnis liegt darin, daß man die Bestrebungen solcher Männer als rein und edel erkennt und sich deshalb ihrer Herrschaft unterwirft.

So langsam der gute Ruf bei Männern von edlem Charakter entstehen mag, bleiben ihre wahren Eigenschaften doch nicht lange verborgen. Von einigen mögen solche Männer mißverstanden, von anderen verleumdet werden, Feindschaft und Unglück mögen sie eine zeitlang niederdrücken, so werden sie doch durch Geduld und Ausdauer schließlich die Achtung einflößen und das Vertrauen gewinnen, welche sie wirklich verdienen.

Man hat von Sheridan gesagt, wenn er zuverlässig gewesen wäre, so hätte er die Welt beherrschen können. Da ihm jene Eigenschaft fehlte, so waren seine glänzenden Gaben verhältnismäßig nutzlos. Er blendete und unterhielt, war aber im Leben und in der Politik ohne Gewicht und Einfluß. Selbst die armen Tänzer von Drurylane fühlten sich ihm überlegen. Als Delpini eines Tages wegen seines Gehalts drängte, gab ihm Sheridan mit scharfen

Worten zu verstehen, daß er seine Stellung vergesse. „Das ist durchaus nicht der Fall, Herr Sheridan“, antwortete Delpini, „ich weiß sehr gut, welch ein Unterschied zwischen uns besteht. An Geburt, Verwandtschaft und Bildung stehen Sie über mir, aber im Lebenswandel, Charakter und Benehmen bin ich Ihnen überlegen.“

Burke, der Landsmann Sheridans, war als Charakter groß. Er wurde fünfunddreißig Jahre alt, ehe er ins Parlament gelangte, fand aber dennoch Zeit, seinen Namen in die politische Geschichte Englands tief einzugraben. Er war ein Mann von großen Gaben und von vorzüglicher Charakterkraft. Leider hatte er eine Schwäche, die ein ernster Fehler war, Mangel an Selbstbeherrschung. Er opferte sein Genie seiner Reizbarkeit. Ohne diese scheinbar geringfügige Gabe der Mäßigung können die glänzendsten Eigenschaften für ihren Besitzer verhältnismäßig wertlos werden.

Der Charakter bildet sich durch eine Menge kleiner Umstände, die mehr oder weniger unter der Leitung und Herrschaft des Menschen stehen. Nicht ein Tag vergeht, ohne daß er im guten oder bösen Sinn geschult wird. Es giebt keine Handlung, möge sie noch so alltäglich sein, die nicht ihre Reihe von Folgen hat, wie es kein Haar giebt, sei es noch so fein, das nicht seinen Schatten wirft. Es war ein weiser Ausspruch von Frau Schimmelpennincks

Mutter, daß man dem kleinen nie nachgeben darf, weil sonst dieses kleine, das man vielleicht verachtet, zur Herrschaft über den Menschen gelangen wird.

Jede Handlung, jeder Gedanke, jedes Gefühl trägt zur Ausbildung der Stimmung, der Gewohnheiten und des Verstandes bei und übt auf alle Thaten unseres künftigen Lebens einen unvermeidlichen Einfluß. So unterliegt der Charakter beständigen Veränderungen, wird besser oder schlechter, gewinnt hier und verliert dort an Größe. „Es giebt keinen Fehler und keine Thorheit meines Lebens“, sagt Ruskin, „die sich nicht gegen mich erhöben, um mir eine Freude zu rauben und mich in meinem Besitz, meinem Blick, meinem Verstand zu beeinträchtigen. Jede frühere Kraftanstrengung meines Lebens dagegen und jeder Schimmer einer redlichen und guten Handlung darin steht mir jetzt zurseite und hilft mir bei meiner Kunst und bei meinem Urteil *).“

Das mechanische Gesetz, daß Wirkung und Gegenwirkung gleich sind, bewährt sich auch in der Moral. Die Urheber guter Thaten fühlen deren Wirkung und Rückwirkung und so ist es auch bei den bösen Thaten. Ja noch mehr, durch den Einfluß des Beispieles werden dieselben Wirkungen auf dritte erzeugt. Freilich ist der Mensch weit mehr der Schöpfer als das Ge-

*) „Königin der Luft“, S. 127.

schöpf der Umstände*), und braucht er seinen freien Willen, so kann er seine Handlungen so leiten, daß sie eher Gutes als Böses schaffen. „Durch niemand kann ich Schaden leiden, als durch mich selbst", sagte der heilige Bernhard; „den Kummer, den ich empfinde, trage ich mit mir herum, und ich leide niemals wirklich, als durch meine eigene Schuld."

Ein Charakter der besten Art läßt sich übrigens nicht ohne Anstrengung bilden. Dazu bedarf es der Ausübung einer beständigen Selbstbeobachtung und Selbstherrschaft. Es wird manches Schwanken, Stolpern und Fallen vorkommen, mannigfaltige Schwierigkeiten und Versuchungen müssen bekämpft und besiegt werden; ist aber der Geist stark und das Herz fest, so braucht man am schließlichen Siege nicht zu

*) Statt zu sagen, daß der Mensch das Geschöpf der Umstände sei, würde man dem Ziele näher kommen, wenn man sagte, daß der Mensch der Baumeister der Umstände ist. Der Charakter ist es, der aus Umständen eine Existenz aufbaut. Unsere Kraft richtet sich nach unserer Gestaltungsfähigkeit. Aus denselben Stoffen baut ein Mann Paläste, ein zweiter Hütten, ein dritter Warenlager, ein vierter Landhäuser. Ziegel und Mörtel bleiben Ziegel und Mörtel, bis der Baumeister etwas anderes aus ihnen macht. So kommt es, daß in derselben Familie, unter denselben Umständen einer ein stattliches Gebäude aufführt, während sein Bruder, der schwankend und schwach ist, sein ganzes Leben unter Ruinen verbringt. Der Granitblock, der für den Schwachen ein Hindernis war, lieferte dem Starken den Grundstein seines Gebäudes. (Lewes, Goethes Leben.)

verzweifeln. Die bloße Anstrengung, vorwärtszukommen und einen höhern Standpunkt zu erreichen, ermutigt und kräftigt. Erreichen wir das Ziel nicht ganz, so werden wir doch unbedingt durch jede tüchtige Anstrengung gebessert, die wir in der Richtung nach oben machen.

Geleitet von dem Licht großer Beispiele, die von den edelsten Vertretern der Menschheit gegeben wurden, soll jeder von uns dahin streben, die höchste Charakterstufe zu erreichen, nicht in den Mitteln, wohl aber im Geiste der Reichste, nicht in weltlicher Stellung, wohl aber in wahrer Ehrenhaftigkeit der Höchste, nicht der Klügste, wohl aber der Tugendhafteste, nicht der Mächtigste und Einflußreichste, sondern der Wahrhafteste, Aufrichtigste und Ehrlichste zu werden.

Der verstorbene Prinz-Gemahl, ein Mann von der reinsten Seele, der durch den lautern Einfluß seiner wohlwollenden Natur auf andere mächtig einwirkte, gab einen neuen Beweis seines Charakters, als er hinsichtlich des Jahrespreises im Wellington-Kollegium bestimmte, daß derselbe nicht dem artigsten oder gelehrtesten Knaben, auch nicht dem pünktlichsten, fleißigsten und klügsten Knaben gegeben werden solle, sondern dem edelsten, also dem Knaben, der die größte Hoffnung gewähre, dereinst ein Mann mit einem großen Herzen und einem hohen Streben zu werden *).

---

*) Einleitung zu den „Hauptsächlichsten Reden und Ansprachen des Prinz-Gemahls“ (1862), S. 39 ff.

Man erkennt den Charakter an einem Benehmen, das von Grundsätzen, Ehrlichkeit und praktischer Weisheit geleitet wird. In seiner schönsten Form ist er der Einzelwille, dessen energische Äußerungen unter dem Einflusse der Religion, der Sittlichkeit und der Vernunft stehen. Er wählt sich seinen Pfad mit Überlegung und folgt ihm beharrlich, indem er die Pflicht über den Ruf und ein gutes Gewissen über das Lob der Welt stellt. Die fremde Persönlichkeit achtend, bewahrt er sich seine Eigenart und Unabhängigkeit. Er hat den Mut, auch dann moralisch ehrlich zu sein, wenn er dadurch unbeliebt wird, und erwartet von der Zeit und von der Erfahrung die Anerkennung seines Benehmens.

Wird die Macht des Beispiels auch immer einen großen Einfluß auf die Bildung des Charakters üben, so muß doch die aus sich selbst hervorgehende und sich selbst stützende Kraft des eigenen Geistes das meiste thun. Diese allein kann das Leben aufrecht erhalten und persönliche Unabhängigkeit und Energie schaffen. „Wenn der Mensch sich nicht über sich selbst zu erheben vermag“, sagte Daniel, ein Dichter aus der Zeit Elisabeths, „dann ist der Mensch ein armseliges Ding.“ Ohne einen gewissen Grad praktisch wirksamer Kraft, die durch den Verein von Willen, der Wurzel, und von Weisheit, dem Stamm des Charakters, entsteht, wird das Leben unbestimmt und zwecklos, so daß es einem stehenden Wasser gleicht,

während es doch ein lebhafter Fluß sein sollte, der nützliche Arbeiten verrichtet und das Maschinenwesen eines ganzen Bezirks in Bewegung setzt.

Wenn die Elemente des Charakters durch einen entschlossenen Willen in Thätigkeit gesetzt und von einer hohen Gesinnung geleitet werden, so betritt der Mensch, gleichviel mit welchem Schaden für seine weltlichen Interessen, den Pfad der Pflicht und verfolgt ihn beharrlich, so daß er sich dem Gipfel seines Daseins nähert. Er entfaltet nun den Charakter in dessen unerschrockenster Form und verkörpert die höchste Idee der Männlichkeit. Die Handlungen eines solchen Mannes wiederholen sich im Leben und in den Handlungen anderer. Ja seine Worte leben und werden zu Handlungen. So klang jedes Wort Luthers gleich einer Trompete durch Deutschland. „Seine Worte waren halbe Schlachten“, hat Richter von ihm gesagt. So ergoß sich Luthers Leben in das Leben seines Vaterlandes und wirkt noch heute im Charakter des modernen Deutschlands fort.

Auf der andern Seite kann es geschehen, daß eine Energie ohne Redlichkeit und eine Seele ohne Güte den verkörperten Geist des Bösen darstellen. Novalis bemerkt in seinen „Gedanken über Moral“, daß das Ideal sittlicher Vollkommenheit mit keinem gefährlichern Nebenbuhler zu kämpfen habe, als mit dem Ideal der höchsten Kraft und des thatenvollsten Lebens, diesem Traum des Barbaren, der bloß die

richtige Beimischung von Stolz, Ehrgeiz und Selbstsucht zu erhalten braucht, um zum vollkommenen Ideal des Teufels zu werden. Unter Leuten dieses Schlags findet man die größten Geißeln und Verwüster der Welt, jene ausgesuchten Schufte, denen die Vorsehung in ihren unerforschlichen Absichten gestattet, ihre Mission der Zerstörung auf der Erde zu vollführen*).

Ein ganz anderer ist der Mann von energischem Charakter, den ein hoher Geist beseelt, dessen Handlungen von Rechtschaffenheit geleitet werden und dessen Lebensgesetz die Pflicht ist. Er ist gerecht und aufrichtig, nicht bloß in seinen öffentlichen Handlungen und seinen geschäftlichen Angelegenheiten, sondern auch in seinem Familienleben, denn die Gerechtigkeit ist bei der Regierung eines Daheims eben so wesentlich,

*) Unter den neuesten Naturen dieser Art befand sich Napoleon „der Große“, ein Mann von übergroßer Energie, aber ohne Grundsätze. Er hatte von seinen Mitmenschen die geringste Meinung. „Die Menschen sind Schweine, die sich mit Gold mästen“, sagte er einst. „Gut, so werft ihnen Gold hin und Ihr führt sie, wohin Ihr wollt.“ Als der Abbé de Pradt, Erzbischof von Mecheln, 1812 zu seiner Gesandtschaft in Polen abging, erteilte ihm Napoleon beim Abschied die Weisung: „Führen Sie einen guten Tisch und kirren Sie die Weiber“. Benjamin Constant bemerkt über diese Äußerung, die an einen schwachen Priester von sechzig Jahren gerichtet wurde, daß sie Bonapartes tiefe Verachtung der Menschen ohne Unterschied der Nation und des Geschlechts beweise.

wie bei der eines Volks. Er ist ehrlich in allen Dingen, in seinen Worten und in seinen Werken. Er ist gegen seine Widersacher wie gegen alle Schwächeren edelmütig und barmherzig. Mit Recht sagt man von Sheridan, der trotz seines großen Leichtsinns edel war und nie jemand Schmerz machte, „daß sein Witz im Streite, der eben so milde wie leuchtend war, nie einen Tropfen Herzblut auf seiner Klinge mit fortnahm“. Denselben Charakter hatte Fox, der infolge seiner immerwährenden Herzlichkeit und Teilnahme bei anderen Liebe und Beihülfe fand. Er war ein Mann, den man beim Ehrenpunkte stets leicht fassen konnte. Man erzählt von einem Kaufmann, der ihn eines Tages besuchte und ihm einen Wechsel zur Zahlung überreichte. Fox war eben beschäftigt, Gold zu zählen. Der Kaufmann bat, von dem daliegenden Gelde bezahlt zu werden. „Nein“, sagte Fox, „dieses Geld bekommt Sheridan, es ist eine Ehrenschuld. Träfe mich irgend ein Unfall, so könnte er nichts schriftliches von mir vorzeigen.“ — „Dann verwandle ich meine Forderung in eine Ehrenschuld“, sagte der Kaufmann und zerriß den Wechsel. Fox wurde durch diese Handlung besiegt, er dankte dem Mann für sein Vertrauen und zahlte ihm, indem er sagte: „Nun muß Sheridan warten, Ihr Anspruch ist der ältere“.

Der Mann von Charakter ist gewissenhaft. Er legt sein Gewissen in seine Werke, in seine Worte,

in jede seiner Handlungen. Als Cromwell das Parlament bat, statt der abgenutzten Bedienten und Kellner, welche die Armee der Republik bildeten, ihm Soldaten zu geben, forderte er Männer, „die sich aus ihren Handlungen ein Gewissen machten", und von diesem Schlage waren die Leute, die er in seinem berühmten Regiment der „Eisenseiten" vereinigte.

Der Mann von Charakter kennt auch Ehrfurcht. Der Besitz dieser Eigenschaft kennzeichnet den edelsten und höchsten Typus der Männlichkeit und Weiblichkeit. Unsere Ehrfurcht soll den Dingen gelten, die durch die Huldigung von Jahrhunderten geheiligt worden sind, und ebenso jedem edlen Streben, jedem reinen Gedanken, jedem hohen Ziel, wie auch den großen Männern früherer Zeiten und den hochgesinnten Arbeitern unter unseren Zeitgenossen. Auch für das Glück der einzelnen, der Familien, der Völker ist Ehrfurcht unentbehrlich. Ohne sie giebt es keine Zuverlässigkeit, keinen Glauben, kein Vertrauen auf Gott und auf die Menschen, weder gesellschaftlichen Frieden, noch gesellschaftlichen Fortschritt. Denn Ehrfurcht ist bloß ein anderes Wort für Religion, welche die Menschen unter sich und mit Gott verbindet.

„Der Mann von edlem Geist", sagt Sir Thomas Overbury, „verwandelt alle Vorfälle in Erfahrung. Zwischen dieser Erfahrung und seiner Vernunft findet eine Ehe statt, deren Sprossen seine Handlungen

sind. Er handelt aus Liebe, nicht um Liebe zu gewinnen, liebt den Ruhm, verachtet die Schande und befiehlt und gehorcht mit demselben Gesicht, weil seine Gesinnung in beiden Fällen dieselbe ist. Da er weiß, daß die Vernunft kein leeres Geschenk der Natur ist, so ist er der Steuermann seines eigenen Schicksals. Die Wahrheit ist seine Göttin und er giebt sich Mühe, sie zu bekommen, nicht bloß wie sie auszusehen. In der Gesellschaft der Menschen ist er eine Sonne, bei deren hellen Schein alle regelmäßige Schritte thun. Er ist ein Freund des weisen Mannes, das Beispiel des unentschlossenen, die Arznei des lasterhaften. So geht die Zeit nicht von ihm, sondern mit ihm und er fühlt das Alter mehr an der Stärke seines Geistes als an der Schwäche seines Körpers. So empfindet er keinen Schmerz und hält alle solche Dinge für seine Freunde, die dahin streben, seine Ketten zu durchfeilen und ihm aus seinem Gefängnisse zu helfen*)."

Energie des Willens, selbstschöpferische Kraft ist die Seele jedes großen Charakters. Wo sie ist, da ist Leben, wo sie nicht ist, da ist Abhängigkeit, Schwäche und Hülflosigkeit. „Der starke Mann und der Wasserfall", sagt das Sprüchwort, „graben sich ihren Weg selbst." Der edle und energische Führer schafft nicht

*) Auszug aus Sir Thomas Overburys „Charakteren" (1614).

bloß sich selbst einen Weg, sondern nimmt auch andere darauf mit. Jede seiner Handlungen hat eine persönliche Bedeutung, zeugt von Kraft, Unabhängigkeit und Selbstvertrauen und ruft unbewußt Ehrfurcht, Bewunderung und Huldigung hervor. Eine solche Unerschrockenheit des Charakters kennzeichnete Luther, Cromwell, Washington, Pitt, Wellington, kurz alle großen Führer der Menschen.

„Ich bin überzeugt", sagte Gladstone im Unterhause, als er kurz nach dem Tode Lord Palmerstons die Eigenschaften des Verstorbenen schilderte, „ich bin überzeugt, daß es Willenskraft, Pflichtgefühl und der Entschluß, nie zu wanken, waren, die ihn zu einem Muster für uns alle werden ließen, die wir noch auf der Erde weilen und ihm in unserer Pflichterfüllung mit schwachen und ungleichen Schritten nachfolgen. Seine Willenskraft war es auch, die ihm nicht bloß gegen die Schwächen des Greisenalters zu kämpfen, sondern auch sie zurückzuwerfen und fernzuhalten gestattete. Noch eine andre Eigenschaft besaß er, die ich erwähnen kann, ohne daß ich die geringste Gefahr laufe, in irgend einer Brust ein peinliches Gefühl zu wecken. Lord Palmerston hatte eine Natur, die keinen Ärger oder Groll in sich hegte. Dieses Freisein von ärgerlichen Stimmungen war nicht das Ergebnis schwerer Anstrengungen, sondern eine von selbst entstandene Frucht seiner Seele. Sie war ein edles Geschenk seiner angeborenen Natur, eine Gabe, die

wir vor allen anderen mit Entzücken beobachten und deren wir noch heute mit Freuden gedenken, nun er uns verlassen hat und wir nur so noch mit ihm zu thun haben, daß wir sein Beispiel zu benutzen trachten, um uns auf dem Pfade des Rechts und der Pflicht zu erhalten, und um ihm den Tribut der Liebe und Bewunderung zu zollen, den er von unseren Händen zu erwarten hat."

Der große Führer zieht Männer verwandten Charakters an, wie der Magnet das Eisen anzieht. Sir John Moore zeichnete die drei Brüder Napier vor den vielen Offizieren seiner Umgebung frühzeitig aus und sie lohnten ihm durch ihre leidenschaftliche Bewunderung. Sie fesselte seine Höflichkeit, seine Tapferkeit und seine erhabene Uneigennützigkeit, und er wurde das Muster, dem sie nachzustreben und mit dem sie womöglich zu wetteifern suchten. „Moores Einfluß", sagt der Biograph Sir William Napiers, „hatte bei der Ausbildung und dem Reifen der Brüder eine merkwürdige Wirkung, und es ist kein geringer Ruhm für ihn, der Held von solchen Männern gewesen zu sein, während die baldige Entdeckung ihrer geistigen und sittlichen Eigenschaften ein Beweis von Moores Scharfblick und Menschenkenntnis ist."

In jedem Beispiel eines energischen Benehmens liegt eine fortreißende Gewalt. Der tapfere Mann ist eine Aufmunterung für den schwachen und zwingt ihn gleichsam zur Nachfolge. So erzählt Napier von

dem Gefecht bei Vera, daß in dem Augenblicke, da das spanische Zentrum durchbrochen und im Weichen begriffen war, ein junger Offizier Namens Havelock vorwärts sprengte, seinen Hut schwang und die nächsten Spanier aufforderte, ihm zu folgen. Sein Pferd spornend, setzte er über den Verhau, der die französische Front schützte, und warf sich mitten zwischen die Feinde. Die Spanier wurden begeistert und stürmten in einem Moment hinter ihm drein. „El chico blanco!“ (Der hübsche Knabe!) riefen sie, durchbrachen die Franzosen im ersten Anlauf und trieben sie den Berg hinunter*).

Eben so ist es im gewöhnlichen Leben. Die großen und guten Männer ziehen andere hinter sich her und erleuchten und erheben alle, die im Bereich ihres Einflusses sind. Sie sind gleichsam lebendige Mittelpunkte schöner Thätigkeit. Giebt man einem

---

*) „Geschichte des Halbinselkrieges“, S. 319. Napier erwähnt ein anderes schlagendes Beispiel von dem Einfluß persönlicher Eigenschaften, das Edward Freer von demselben Regiment (dem 43.) gab. Als dieser Offizier neunzehn Jahre alt in der Schlacht an der Nivelle fiel, hatte er mehr Schlachten und Belagerungen gesehen, als er Jahre zählte. „So zart an Körper und so auffallend schön war er, daß die Spanier ihn oft für ein verkleidetes Mädchen hielten, und dabei so kräftig, thätig und tapfer, daß die ältesten Veteranen auf dem Schlachtfelde an seinen Blicken hingen und, ihm blindlings folgend, wohin er sie führte, gleich Kindern in den schwierigsten Lagen von ihm sich leiten ließen.“

Manne von energischem und geradem Charakter eine Stellung des Vertrauen und der Autorität, so werden sich alle, die unter ihm dienen, einer Vermehrung ihrer Macht bewußt. Als Chatham ins Ministerium trat, machte sich sein persönlicher Einfluß sofort in allen Verzweigungen des Dienstes fühlbar. Jeder Matrose, der unter Nelson diente, nahm etwas von dem Feuer des Helden in sich auf.

Als Washington einwilligte, den Oberbefehl zu übernehmen, war es nicht anders, als ob die Macht des amerikanischen Heeres mehr als verdoppelt werde. Viele Jahre später (1798), als Washington alt geworden war, sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte und in Mount Vernon still für sich lebte, erschien es wahrscheinlich, daß Frankreich der Union den Krieg erklären werde. Da schrieb Präsident Adams an ihn: „Wir brauchen Ihren Namen; erlauben Sie uns, daß wir ihn benutzen. In ihm liegt mehr Kraft, als in mancher Armee". So groß war die Achtung, in der der edle Charakter und die hervorragenden Eigenschaften des großen Generals bei seinen Landsleuten standen!*)

*) Als einst die Auflösung der Union zu drohen schien und Washington ins Privatleben zurückzutreten wünschte, bat Jefferson ihn schriftlich, im Amt zu bleiben. „Das Vertrauen der ganzen Union ruht auf Ihnen", schrieb er. „Daß Sie am Ruder stehen, ist eine mehr als genügende Antwort auf alle Redereien, die man vorbringen kann, um das Volk zu beunruhigen und zu Gewalt

Der Geschichtschreiber des Halbinselkrieges erzählt einen Vorgang, der für den persönlichen Einfluß eines großen Feldherrn auf seine Soldaten bezeichnend ist. Die britische Armee lag in Sauroren und Soult rückte zum Angriff heran. Wellington war abwesend und seine Ankunft wurde sehnlichst erwartet. Plötzlich sah man einen Reiter den Berg allein hinaufreiten. Es war der Herzog, der zu seinen Truppen eilte. Eines der portugiesischen Bataillone Campbells sah ihn zuerst und erhob ein Jubelgeschrei. Das nächste Regiment stimmte ein und längs der ganzen Linie fortlaufend schwollen die Laute zu jenem furchtbaren Hurrah an, das der britische Soldat unmittelbar vor dem Kampfe zu rufen gewohnt ist und das noch kein Feind ohne Bewegung gehört. An einem weithin sichtbaren Platze machte Wellington plötzlich Halt,

---

und Abfall zu verführen. Es giebt zuweilen einen hervorragenden Charakter, an den die Nation solche Ansprüche machen darf, daß die Vorliebe dieses Mannes für einen besondern Pfad zum Glück schweigen muß und nur die Rücksicht in Frage kommt, die aus den heutigen und künftigen Segnungen der Menschheit erwächst. Dies scheint mir Ihre Lage und zugleich das Gesetz zu sein, welches die Vorsehung Ihnen gab, als sie Ihren Charakter und die Ereignisse schuf, auf welche Sie einzuwirken berufen waren. Aus diesen Beweggründen und nicht aus persönlichen Befürchtungen für mich und meine Freunde, die kein Recht haben, von Ihnen Opfer zu fordern, appelliere ich gegen Ihren frühern Beschluß und bitte um eine Revision desselben auf Grund der veränderten Lage der Dinge.“ Spark, „Leben Washingtons“, I, 480.

denn er wünschte, daß seine Anwesenheit beiden Armeen bekannt werde, und ließ sich von einem Spion Soult zeigen, der in solcher Nähe hielt, daß seine Züge zu erkennen waren. Aufmerksam heftete Wellington seine Blicke auf den furchtbaren Mann und sagte, als ob er zu sich selbst spräche: „Der da ist ein großer Feldherr, aber er ist vorsichtig und wird den Angriff verschieben, bis er die Ursache jenes Geschreies erfährt. Dadurch erhält die sechste Division Zeit, heranzukommen, und ich schlage die Franzosen“. So geschah es.

In einzelnen Fällen wirkt der persönliche Charakter wie ein Talisman, als ob gewisse Menschen die Organe einer Art von übernatürlicher Kraft wären. „Ich brauche bloß auf den Boden Italiens zu stampfen“, sagte Pompejus, „und ein Heer tritt hervor.“ Auf den Ruf Peters des Einsiedlers stand Europa auf und stürzte sich auf Asien. Vom Kalifen Omar sagte man, daß sein Spazierstock mehr Schrecken einflöße, als das Schwert eines Andern. Die bloßen Namen gewisser Männer gleichen dem Klange einer Trompete. Als Douglas zum Tode verwundet auf dem Felde von Otterburn lag, befahl er, daß sein Name noch lauter als zuvor gerufen werden sollte, weil in seiner Familie, wie er sagte, die Überlieferung herrschte, daß ein toter Douglas eine Schlacht gewinnen werde. Durch den Ruf begeistert schöpften seine Krieger frischen Mut, sammelten sich und siegten. Der schottische Dichter sagt:

Der Douglas fiel, sein Name schlug den Feind*).

Es hat einige Männer gegeben, welche nach ihrem Tode ihre größten Siege errungen haben. „Niemals“, sagt Michelet, „war Cäsar lebendiger, mächtiger und schreckender, als da sein alter und verbrauchter Körper, sein bleicher Leichnam von Wunden durchbohrt dalag; nun erschien er als gereinigt und war nun, von seinen vielen Flecken befreit, in höherem Sinne des Worts als sonst der Mann der Menschheit**).“ Niemals übte der große Charakter Wilhelms von Oranien mit dem Beinamen des Schweigsamen über seine Landsleute größere Macht aus, als nachdem der Sendbote der Jesuiten ihn in Delft ermordet hatte. Noch am Tage des Verbrechens beschlossen die Staaten von Holland, „die gute Sache mit Gottes Hülfe bis zum äußersten zu verteidigen, ohne Geld oder Blut zu schonen“, und sie hielten ihr Wort.

In geschichtlicher wie in moralischer Beziehung bewährte sichs immer, daß die Laufbahn eines großen Mannes ein dauerndes Denkmal menschlicher Energie bleibt. Der Mann stirbt und verschwindet, aber seine Gedanken und Handlungen überleben ihn und lassen auf seinem Geschlecht einen unauslöschlichen Stempel zurück. Somit verlängert und verewigt sich der Geist seines Lebens, modelt den Gedanken und den Willen und trägt dadurch zur Bildung des

*) Walter Scotts „Geschichte von Schottland“. B. I, Kap. 16.
**) Michelets „Geschichte von Rom“, S. 374.

Charakters der Zukunft bei. Die Männer, welche in den höchsten und besten Richtungen vorschreiten, sind die wahren Leuchttürme menschlichen Fortschritts. Wie ein Feuer, das auf einem Berge brennt, erhellen sie die moralische Atmosphäre rings umher und das Licht ihres Geistes fällt auf alle künftigen Geschlechter.

Es ist natürlich, daß man wahrhaft große Männer bewundert und verehrt. Sie heiligen das Volk, zu dem sie gehören, und erheben nicht bloß alle, welche in ihrer Zeit leben, sondern auch die, welche nach ihnen kommen. Ihr großes Beispiel wird die gemeinschaftliche Erbschaft ihres Geschlechts und ihre großen Thaten und Gedanken sind das glorreichste Vermächtnis an die Menschheit. Sie verbinden die Gegenwart mit der Vergangenheit und helfen bei den wachsenden Zwecken der Zukunft, denn sie tragen das Banner der Tugend voran, erhalten die Würde des menschlichen Charakters und füllen die Seele mit Überlieferungen und Instinkten von allem, was es im Leben Würdigstes und Edelstes giebt.

An Gedanken und Thaten verkörpert, hat der Charakter die Natur der Unsterblichkeit. Der stille Gedanke eines großen Denkers wohnt jahrhundertelang in den Seelen der Menschen, bis er zuletzt in ihr tägliches Leben und ihre Gewohnheit eindringt. Er lebt durch Jahrhunderte fort, spricht wie eine Stimme aus dem Grabe und hat auf Geister Einfluß, die durch Jahrtausende von ihnen getrennt sind.

Moses, David und Salomo, Plato, Sokrates und Xenophon, Seneca, Cicero und Epictet sprechen gleichsam aus ihren Gräbern noch zu uns. Sie fesseln noch die Aufmerksamkeit und üben einen Einfluß auf den Charakter, obgleich ihre Gedanken in Sprachen zu uns gelangen, welche sie selbst nicht sprachen und die zu ihrer Zeit unbekannt waren. Theodor Parker hat gesagt, daß ein einziger Mann wie Sokrates für ein Land mehr wert sei, als viele Staaten wie Südcarolina, und daß jener Staat, wenn er heute unterginge, für die Welt nicht so viel gethan haben würde, wie Sokrates*).

Große Arbeiter und Denker machen recht eigentlich die Geschichte, die ja nur die ununterbrochen von Jahrtausend zu Jahrtausend lebende Menschheit unter dem Einfluß von Männern von Charakter ist, von großen Führern, Königen, Priestern, Philosophen, Staatsmännern und Patrioten, den wahren Aristokraten unseres Geschlechts. In der That hat Carlyle ausführlich nachgewiesen, daß die allgemeine Geschichte imgrunde nichts als die Geschichte großer Männer ist. Sie bezeichnen und erfüllen die Epochen des Volkslebens. Von ihnen gehen sowohl die Wirkungen als die Gegenwirkungen aus. Ist ihr Geist gewisser-

*) Erasmus verehrte den Charakter des Sokrates so hoch, daß er sagte, wenn er dessen Leben und Lehren betrachte, so sei er geneigt, ihn in den Heiligenkalender zu versetzen und zu rufen: „Heiliger Sokrates, bitte für uns!"

maßen das Erzeugnis ihres Zeitalters, so ist der öffentliche Geist doch in hohem Grade auch ihre Schöpfung. Sie geben den bewegenden Anstoß, sie denken große Gedanken, die in Umlauf kommen und die Ereignisse machen. So haben die ersten Reformatoren nicht bloß die Reformation, sondern auch die Befreiung des modernen Gedankens hervorgerufen. Emerson hat gesagt, daß jede Institution nur als der verlängerte Schatten irgend eines großen Menschen zu betrachten sei, der Islam als der Schatten von Mohammed, das Puritanertum von Calvin, der Jesuitismus von Loyola, das Quäkertum von Fox, der Methodismus von Wesley, der Abolitionismus von Clarkson.

Große Männer stempeln ihr Volk und ihre Zeit mit ihrer Seele, wie Luther das moderne Deutschland und Knox Schottland gestempelt hat*). Wenn es

---

*) „Ehre sei allen Tapferen und Wahren, ewige Ehre sei John Knox, einem der Echtesten der Echten! Daß er in einem Augenblicke, als er und seine Sache in den Bürgerkämpfen in Zuckungen und Verwirrungen noch ums Leben kämpfte, den Schullehrer an alle Ecken schickte und sagte: „Belehre das Volk", ist nur ein einziger und eigentlich ein selbstverständlicher, vielleicht geringfügiger Zug seines großen Lebens. Die wahre Bedeutung jener Worte war: „Belehre die Menschen, daß sie Menschen sind, geschaffen von Gott, verantwortlich vor Gott, die im kleinsten Augenblicke etwas hervorrufen, was für alle Ewigkeit dauern wird". Diese großen Worte sprach Knox mit der Stimme und Kraft eines Mannes und fand ein Volk, das ihm glaubte. Träte ein solches Ereignis nur ein einziges mal ein, so hätte es schon

einen Mann giebt, der das heutige Italien mit seinem Geiste gestempelt hat, so ist es Dante. Während der langen Jahrhunderte der italienischen Erniedrigung waren seine brennenden Worte für alle wahren Männer ein Wachtfeuer und ein Leuchtturm. Er war der Herold der italienischen Freiheit, denn aus Liebe zu ihr hatte er der Verfolgung, der Verbannung und dem Tode getrotzt. Er war stets der nationalste, beliebteste und gelesenste Dichter der Italiener. Von seinem Tode an wußten alle Italiener die besten Stellen seiner Dichtungen auswendig, und die Gefühle, welche dieselben aussprachen, veredelten ihr Leben und wirkten schließlich auf die Geschichte der Nation ein. „In diesem Augenblicke“, schrieb Byron 1821, „sprechen die Italiener Dante, schreiben Dante, denken und träumen Dante in einem Übermaß, das lächerlich sein würde, wenn es nicht unsere Bewunderung verdiente *).“

---

unermeßliche Folgen. Der Gedanke kann in diesem oder jenem Lande seine Form ändern, aber nie aussterben, denn das Land ist volljährig geworden und der Gedanke, mit ihm aber eine gewisse geistige Mannheit, die zu jedem Menschenwerk bereit ist, erhält sich in ihm immer. Der schottische Nationalcharakter ist aus manchen Umständen hervorgegangen, zunächst aus dem sächsischen Stoff, der zu bearbeiten war, hauptsächlich aber aus der protestantischen Predigt von John Knox.“ Carlyles „Vermischte Schriften“, IV, 118.

*) Moores „Leben Byrons“. Dante war sowohl ein religiöser als politischer Reformator. Er war ein Reformator

Einen ähnlichen Einfluß, wie Dante auf Italien, hat Schiller auf Deutschland geübt. Seit fünfzig Jahren feiert man in den deutschen Städten Schillerfeste, um den Dank, den die Nation ihrem großen Dichter schuldet, öffentlich auszusprechen. In der Liebe und Verehrung für ihn begegnen sich die Seelen der Höchsten und der Niedrigsten, und überall, wo Deutsche leben, giebt es Herzen, die für Schiller schlagen. Als man den Lieblingsdichter der Nation zu Grabe getragen hatte, wirkte ein großer Philosoph, Johann Gottlieb Fichte, unmittelbar und gewaltig auf die Veredlung des Charakters der Deutschen ein. In der schlimmsten Zeit der Fremdherrschaft, fast

---

dreihundert Jahre vor der Reformation, denn er forderte die Trennung der geistlichen Gewalt von der bürgerlichen und erklärte die weltliche Regierung des Papstes für eine Anmaßung. Die folgenden denkwürdigen Worte wurden vor 570 Jahren geschrieben, als Dante noch ein Mitglied der römisch-katholischen Kirche war: „Jedes göttliche Gesetz gründet sich auf eins der beiden Testamente, aber in keinem derselben finde ich, daß der Priesterschaft die Sorge für zeitliche Dinge überwiesen ist. Im Gegenteil finde ich, daß die ersten Priester durch das Gesetz und die späteren Priester durch den Befehl des Erlösers an seine Jünger von weltlichen Dingen ferngehalten wurden“. „Über die Monarchie“, Bd. III, Kap. 11. Als Dante noch an der Kirche hing und sie zu reformieren wünschte, sprach er die Hauptlehre der Reformation aus: „Vor der Kirche sind das Alte und Neue Testament, nach der Kirche sind Überlieferungen. Daraus folgt also, daß die Autorität der Kirche nicht auf Überlieferungen sich stützt, sondern die Überlieferungen auf die Kirche sich stützen“.

unter den französischen Bajonetten, hielt er „Reden an die deutsche Nation", die eine sittliche Wiedergeburt in erhebenden Worten forderten und durch den Druck verbreitet überall zündeten. Konnte er als Philosoph nur auf die Gebildeten wirken, so begeisterte ein Dichter, Theodor Körner, der im Geiste Schillers dichtete und seine Gesinnung mit dem Tode besiegelte, das ganze Volk. Mit seinen Liedern sind die Deutschen in den Krieg gegen den ersten Napoleon gezogen, wie diese Lieder und die „Wacht am Rhein" sie in ihren jüngsten großen Kampf begleitet haben. Auch die erhebendsten Schlachtgesänge würden aber nicht gewirkt haben, wenn nicht lange vor jenen Dichtern viele große Könige, Staatsmänner, Denker und Patrioten dem deutschen Charakter ihren Stempel aufgedrückt hätten.

Auf dieselbe Weise haben eine Reihe verschieden begabter Männer, die von Alfred bis auf Albert reichen, im Laufe der Zeit durch Leben und Beispiel dazu beigetragen, den vielförmigen Charakter Englands zu schaffen. Die einflußreichsten derselben sind wahrscheinlich die Männer aus der Zeit Elisabeths und Cromwells und aus den dazwischenliegenden Perioden gewesen. Unter ihnen begegnen uns die großen Namen Shakspeare, Raleigh, Burley, Sidney, Bacon, Milton, Herbert, Hampden, Pym, Vane, Cromwell und noch viele andere, Männer von großer Kraft, oder von großer Würde und Reinheit des Charakters.

Das Leben dieser Männer ist zu einem Teil des öffentlichen englischen Lebens geworden und ihre Thaten und Gedanken werden zu den schönsten Hinterlassenschaften der Vergangenheit gerechnet.

Eben so hat Washington in dem Beispiel eines fleckenlosen Lebens, eines großen, ehrlichen, reinen und edlen Charakters seinem Vaterlande einen der größten Schätze und dem Volke ein Muster hinterlassen, nach dem es sich in allen künftigen Zeiten bilden soll. Bei Washington wie bei vielen anderen großen Führern der Menschen lag die Größe nicht sowohl im Verstande, im Talent oder Genie, sondern in der Ehre, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und der Herrschaft des höchsten Pflichtgefühls, mit einem Worte im echten Adel des Charakters.

Männer wie diese sind das wahre Lebensblut des Landes, zu dem sie gehören. Sie trösten und erheben, stärken und veredeln dasselbe und breiten durch das Beispiel ihres Lebens und Charakters, das sie hinterlassen, einen Heiligenschein über dasselbe. „Die Namen und das Andenken großer Männer“, sagt ein guter Schriftsteller, „sind das Leibgedinge einer Nation. Verwaisung, Niederlage, Abfall, selbst Sklaverei kann ihr dieses heilige Vermächtnis nicht nehmen. Sobald das Volksleben wieder Frische gewinnt, steigen die toten Helden im Gedächtnis der Menschen wieder auf und stehen vor den Lebenden als erhabene Zuschauer und Urteilsprecher da. Kein

Land kann untergehen, das sich bewußt bleibt, von solchen glorreichen Zeugen beobachtet zu werden. Sie sind im Leben wie im Tode das Salz der Erde. Was sie einst thaten, sind ihre Nachkommen nach ihnen zu thun stets berechtigt, und ihr Beispiel lebt in ihrem Vaterlande fort, als beständiger Anreiz und Ermutigung für jeden, der die Seele dazu hat, es zu befolgen*)."

Wir dürfen jedoch nicht die großen Männer allein beachten, wenn wir die Eigenschaften einer Nation beurteilen, sondern müssen auch den Charakter ins Auge fassen, der im großen Körper des Volkes lebt. Als Washington Irving Abbotsford besuchte, führte ihn Walter Scott zu vielen der Freunde und Lieblinge, die er nicht bloß unter den benachbarten Landwirten, sondern auch unter den bäuerischen Arbeitern besaß. „Ich will Ihnen", sagte Scott, „einige unserer vortrefflichen einfachen Schotten zeigen. Den Charakter einer Nation wird man nicht bei ihren feinen Leuten, ihren Herren und Damen, kennenlernen, die trifft man überall und überall sind sie dieselben." Während Staatsmänner, Philosophen und Geistliche die Denkkraft der Gesellschaft darstellen, liefern die Männer, welche Gewerbe gründen und neue Bahnen brechen, und eben so die gewöhnliche Arbeitermasse, aus welcher die Kraft und der Geist der Nation von

*) „Girolamo Savonarola", in Blackwoods Magazin vom Juni 1863.

Zeit zu Zeit neue Nahrung schöpfen, die Lebenskraft und bilden das wahre Rückgrat jedes Volkes.

So gut wie die einzelnen müssen die Nationen ihren Charakter behaupten und in einem Verfassungsleben, wo alle Klassen an der Ausübung politischer Gewalt mehr oder weniger teilnehmen, muß der Volkscharakter weit mehr von den sittlichen Eigenschaften der vielen, als von denen der wenigen abhängen. Dieselben Eigenschaften aber, welche den Charakter der einzelnen bestimmen, bilden auch den Charakter der Nationen aus. Sind diese nicht hochherzig, wahrhaft ehrlich, tugendhaft und muthig, so werden sie bei anderen Nationen in geringer Achtung stehen und in der Welt kein Gewicht haben. Um Charakter zu haben, müssen sie auch voll Ehrfurcht, Zucht, Selbstbeherrschung und Pflichteifer sein. Die Nation, die keinen höhern Gott hat, als das Vergnügen, oder auch Dollars oder Kattun, befindet sich auf einem traurigen Wege. Es wäre besser für sie, statt diesem Götzen zu opfern, zu Homers Gottheiten zurückzukehren, denn diese waren wenigstens die Bilder menschlicher Tugenden und boten etwas, auf das man hinblicken konnte.

Was Institutionen betrifft, so können sie, mögen sie an sich noch so gut sein, wenig dazu beitragen, den Nationalcharakter auf einer hohen Stufe zu erhalten. Die Idee einzelner Menschen und der in ihnen lebende Geist sind es, welche den moralischen

Standpunkt und die Haltbarkeit der Nationen bestimmen. Die Regierungen sind gewöhnlich nicht besser als die Regierten. Wo die Massen in ihrem Gewissen, ihrer Sittlichkeit, ihren Gewohnheiten gesund sind, wird die Nation ehrlich und anständig regiert werden. Wo die Massen dagegen verdorben, selbstsüchtig und im Herzen unehrlich sind, weder die Wahrheit, noch das Gesetz achten, da wird die Herrschaft von Lumpen und Beutelschneidern unvermeidlich.

Die einzige wahrhafte Schranke gegen den Despotismus der öffentlichen Meinung, gleichviel ob derselbe von einer Aristokratie oder von einer Demokratie ausgeht, ist erleuchtete individuelle Freiheit und Reinheit des persönlichen Charakters. Ohne diese kann in einer Nation keine kräftige Männlichkeit, keine wahre Freiheit bestehen. Selbst eine ausgedehnte politische Freiheit kann ein Volk, dessen Individuen verdorben sind, nicht erheben. Je vollständiger ein System allgemeiner Abstimmung ist und je strenger es aufrecht erhalten wird, um so vollständiger wird der wahre Charakter eines Volks aus dessen Gesetzen und Regierung wie aus einem Spiegel zurückstrahlen. Politische Sittlichkeit kann in individueller Unsittlichkeit niemals eine Basis finden. Bei einem gesunkenen Volke kann die Freiheit sogar zu einem Schaden werden und die Preßfreiheit zu einem Ausgangspunkte für Ausgelassenheit und moralische Verworfenheit dienen.

Nationen wie Einzelmenschen finden in dem Bewußtsein, daß sie zu einem erlauchten Geschlecht gehören, die Erben seiner Größe sind und seinen Ruhm fortpflanzen müssen, Hülfe und Kräftigung. Es ist von großer Bedeutung, daß eine Nation eine große Vergangenheit habe, auf die sie zurückblicken kann*).

Durch das Andenken an die großen Thaten, die edlen Leiden und die tapferen Handlungen der Männer der alten Zeiten wird das Leben der Gegenwart erhalten und gestützt, erleuchtet und gehoben. Das Leben der Nationen wie der Menschen ist ein großer Schatz von Erfahrung, der bei weiser Benutzung gesellschaftliche Fortschritte und Verbesserungen erzeugt, bei Mißbrauch dagegen in Träumen, Täuschungen und Fehlgriffen ausläuft. Gleich den Menschen werden die Nationen durch Prüfungen geläutert und gekräftigt. Einige der glorreichsten Kapitel in ihrer Geschichte sind diejenigen, welche von den Leiden

---

*) Eine der letzten Stellen im Tagebuche Dr. Arnolds, ein Jahr vor seinem Tode niedergeschrieben, lautet wie folgt: „Es ist für Frankreich ein Unglück, daß seine Vergangenheit weder geliebt noch geachtet und seine Gegenwart und Zukunft nicht an dieselbe angeknüpft werden kann. Wie kann aber die Gegenwart Früchte liefern, oder die Zukunft Hoffnungen erwecken, wenn ihre Wurzeln nicht in der Vergangenheit einen festen Boden finden? Das Übel ist ein unermeßliches, aber der Tadel trifft die, welche die Vergangenheit zu einer toten Sache machten, aus der sich kein gesundes Leben schöpfen lasse". Arnolds Leben, II, 387 f. der Ausg. von 1858.

erzählen, durch die ihr Charakter entwickelt worden ist. Liebe für Freiheit und Vaterland mag viel gethan haben, das meiste ist durch Prüfungen und edel getragene Leiden geschehen.

Ein großer Teil von dem, was heutzutage für Vaterlandsliebe ausgegeben wird, besteht aus bloßem Pharisäertum und aus Engherzigkeit, die sich als nationale Vorurteile, nationale Eitelkeit und nationaler Haß äußern. Sie zeigt sich nicht in Thaten, sondern in Prahlereien, in Heulereien, Gestikulationen und hülflosem Schreien um Hülfe, im Ausstecken von Flaggen, im Singen von Liedern und im fortwährenden Ableiern von Beschwerden, die längst tot, und von Beleidigungen, die längst gesühnt sind. Mit einer solchen Vaterlandsliebe behaftet zu sein, ist vielleicht der größte Fluch, der ein Land treffen kann.

Wie es eine unedle Vaterlandsliebe giebt, so existiert auch eine edle, welche ein Land durch treue Arbeit kräftigt und erhebt, ihre Pflicht männlich erfüllt, ein ehrliches, nüchternes und aufrichtiges Leben führt und von den Gelegenheiten zu Verbesserungen, die sich von allen Seiten darbieten, den besten Gebrauch zu machen sucht, eine Vaterlandsliebe, welche zugleich mit Ehrfurcht an dem Gedächtnis und Beispiel der großen Männer der alten Zeit hängt, die durch ihre Leiden für die Sache des Glaubens oder der Freiheit für sich selbst unvergänglichen Ruhm und für ihre Nation jene Privilegien freien Lebens und freier

Institutionen erworben haben, deren Erben und Besitzer die heutigen Menschen sind.

So wenig wie Einzelmenschen dürfen Nationen nach ihrer Größe beurteilt werden.

Du kannst dick wie ein Baumstamm sein,
Du wirst dadurch nicht gut und rein.

Um groß zu sein, braucht ein Volk nicht ausgedehnt zu sein, wenn Größe und Ausdehnung auch häufig verwechselt werden. Es kann hinsichtlich seines Gebietes und seiner Kopfzahl sehr ansehnlich und doch wahrer Größe bar sein. Das Volk Israel war ein kleines Volk, aber welch ein großes Leben entfaltete es und welchen mächtigen Einfluß übte es auf die Geschicke der Menschheit! Griechenland war nicht umfangreich, in ganz Attika wohnten nicht so viele Menschen wie in Süd-Lancashire. Athen war weniger volkreich als Neuyork, aber wie groß war es in der Kunst, der Litteratur, der Philosophie und der Vaterlandsliebe*).

*) Einer unsrer öffentlichen Redner sprach von der Schlacht bei Marathon mit Verachtung, weil auf der Seite der Athener bloß 192 Mann fielen, während heute infolge des verbesserten Mechanismus und der neuen chemischen Vernichtungsmittel 50 000 Mann und mehr binnen wenigen Stunden getötet werden können. Die Schlacht von Marathon und der Heldenmut der Athener werden aber wahrscheinlich im Gedächtnis der Menschen fortleben, wenn die riesigen Schlächtereien moderner Zeiten längst vergessen sind.

Athen hatte aber zwei verhängnisvolle schwache Punkte, nämlich daß seine Bürger kein wahrhaftes Familienleben, keine Häuslichkeit kannten, und daß es dort weit mehr Sklaven als Freie gab. Seine öffentlichen Männer waren in ihrer Moral schlaff, wenn nicht verdorben. Seine Frauen, die höchstgebildeten nicht ausgenommen, waren unkeusch. Dadurch wurde sein Verfall unvermeidlich und trat sogar noch rascher ein, als sein Aufschwung.

Auf gleiche Weise ließ sich Roms Niedergang und Sturz zumteil der allgemeinen Verdorbenheit seines Volks und dem zunehmenden Geschmack an Vergnügen und Müßiggang zuschreiben. In Roms späteren Tagen wurde die Arbeit als bloß für Sklaven schicklich betrachtet. Die Bürger rühmten sich nicht mehr der Charaktertugenden ihrer großen Vorfahren und das Reich fiel, weil es nicht zu leben verdiente. Alle Nationen, die nach dem Ausspruch des alten Burton „lieber in einem einzigen Kampfe ein Pfund Blut, als bei ehrlicher Arbeit einen Tropfen Schweiß vergießen“, müssen unvermeidlich aussterben und fleißigen, energischen Nationen Platz machen.

Als Ludwig XIV. den berühmten Colbert fragte, woher es komme, daß er als Monarch des großen und volkreichen Frankreichs nicht das kleine Holland zu besiegen vermöge, antwortete der Minister: „Das kommt daher, Sire, daß die Größe eines Landes nicht von der Ausdehnung seines Gebietes, sondern von

dem Charakter seines Volkes abhängt. Weil die Holländer so fleißig, nüchtern und energisch sind, wird es Ew. Majestät so schwer, sie zu überwinden".

Man erzählt von Spinola und Richardet, den Gesandten des Königs von Spanien bei den Friedensverhandlungen von 1608 im Haag, daß sie eines Tages acht bis zehn Personen aus einem kleinen Boote steigen, sich ins Gras setzen und eine kleine Mahlzeit von Brot, Käse und Bier verzehren sahen. „Wer sind diese Reisenden?" fragten die Gesandten einen Bauer. „Das sind unsere hochwürdigen Herren, die Abgeordneten der Staaten", war seine Antwort. Auf der Stelle flüsterte Spinola seinem Gefährten zu: „Wir müssen Frieden machen, solche Leute sind nicht zu besiegen".

Im vorigen Jahrhundert hatte Preußen mit einer noch größern Übermacht zu thun, als sie den Generalstaaten gegenüberstand. Rußland, Frankreich, Österreich, Schweden und die meisten Fürsten des Deutschen Reichs kämpften gegen den kleinen Markgrafen von Brandenburg, wie sie Friedrich den Großen bereits spottweise nannten. Preußen führte aber einen siebenjährigen Krieg durch, ohne einen Fuß breit Land zu verlieren, obgleich England, sein einziger Verbündeter, es bald genug verließ. Nicht die unleugbare Größe Friedrichs, sein unübertreffliches Feldherrntalent und seine Klugheit in der Auffindung neuer Hülfsquellen und in der Benutzung aller Vorteile waren es allein,

die den ungleichen Kampf zugunsten des Schwächern entschieden. Sein gewaltiger Geist würde ihm nichts genützt haben, wenn nicht ein Volk hinter ihm gestanden hätte, dessen Charakter durch ein genügsames häusliches Leben und durch harte Arbeit auf einem wenig ergiebigen Boden gestählt worden war.

Auf die Dauer muß die Festigkeit der Institutionen von der Festigkeit des Charakters abhängen. Eine beliebige Anzahl unbrauchbarer Einer läßt sich nicht zu einer großen Nation summieren. Das Volk mag auf einer hohen Kulturstufe zu stehen scheinen und fällt doch bei der ersten Berührung durch die Hand des Unglücks in Trümmer. Ohne Reinheit des individuellen Charakters kann es keine wirkliche Stärke, Haltkraft oder Gesundheit haben. Es kann reich, gebildet, kunstsinnig sein und doch am Rande des Abgrunds schweben. Lebt eine solche Nation für sich allein und mit keinem Zweck als Vergnügen vor den Augen, sodaß jedes kleine Ich sein eigner Gott ist, so ist sie verurteilt und ihr Verfall unvermeidlich.

Wo der Nationalcharakter nicht mehr aufrecht-erhalten wird, da kann eine Nation für bald verloren gelten. Hört sie auf, die Tugenden der Wahrheits-liebe, Ehrlichkeit, Redlichkeit und Gerechtigkeit zu schätzen, so verdient sie nicht zu leben. Tritt in einem Lande eine Zeit ein, in der das Volk durch Reich-tum so entsittlicht, durch Vergnügen so entartet, durch Parteiwut so verblendet worden ist, daß Ehre,

Ordnung, Gehorsam, Tugend und Treue zu Dingen der Vergangenheit geworden zu sein scheinen, so daß die anständigen Männer, wenn solche noch da sind, in der Dunkelheit umhertasten und sich mit den Händen gegenseitig suchen müssen, dann giebt es keine Hoffnung mehr, außer der Wiederherstellung und Erhebung des individuellen Charakters, denn dieser allein kann noch Rettung bringen, und ist dieser unwiederbringlich verloren gegangen, so existiert nichts, was zu retten der Mühe wert wäre.

Zweites Kapitel.

Die Macht des Daheim.

> Die Mühlbäche, welche die Räder der Welt treiben, entspringen an einsamen Stellen.
>
> Helps.

> Im Laufe einer Unterredung mit Madame Campan bemerkte Napoleon: „Die alten Erziehungssysteme sind nichts wert, aber was fehlt uns, um den Leuten eine richtige Erziehung zu geben?“ — „Mütter“, antwortete Madame Campan. Die Antwort gefiel dem Kaiser. „Ja“, sagte er, „in dem einzigen Worte liegt ein Erziehungssystem. Lassen Sie es also Ihre Sorge sein, Mütter zu bilden, welche ihre Kinder zu erziehen verstehen.“
>
> Aimé Martin.

Das Daheim ist die erste und wichtigste Schule des Charakters. Hier ist es, wo jedes menschliche Wesen in seine beste oder schlechteste sittliche Zucht kommt, denn hier ist es, wo wir die Grundsätze unsres Betragens einsaugen, welche in unserm reifern Alter haften bleiben und nur mit unserm Leben aufhören.

Es giebt ein bekanntes Wort: „Die Sitten machen den Menschen", und es giebt noch ein zweites: „Die Gesinnung macht den Menschen", aber wahrer als diese beiden ist ein drittes: „Das Daheim macht den Menschen". Denn die Zucht des Hauses bildet nicht bloß die Sitten und die Gesinnung, sondern auch den Charakter. Vornehmlich im Daheim eröffnet sich das Herz, entstehen die Gewohnheiten, erwacht die Vernunft, wird der Charakter zum Bösen und Guten geformt.

Aus dieser Quelle, sei sie nun rein oder unrein, stammen die Grundsätze und Regeln, welche die Gesellschaft regieren. Das Gesetz selbst ist nur ein Spiegelbild des Daheim. Das kleine Samenkorn von Meinung, das im Privatleben in die Seele des Kindes gesäet wird, wächst später in die Welt hinaus und wird zur öffentlichen Meinung, denn Nationen werden aus Kinderzimmern zusammengelesen, und diejenigen, welche die Kinder am Gängelbande führen, üben vielleicht einen größern Einfluß, als diejenigen, welche die Zügel der Regierung in der Hand halten*).

Es liegt in der natürlichen Ordnung, daß das häusliche Leben für das soziale vorbereitet, und daß Seele und Charakter zuerst im Daheim gebildet werden müssen. Hier werden die Individuen, welche später

*) Bürgerliche Tugenden, die nicht von Privat- und häuslichen Tugenden Ursprung und Weihe herleiten, sind bloße Theatertugenden. Wer für sein Kind kein liebendes Herz hat, der soll nicht sagen, daß er die Menschheit liebe. (Jules Simon, „Die Pflicht".)

die Gesellschaft ausmachen, im Detail behandelt und einzeln gemodelt. Aus der Familie treten sie ins Leben und gehen von der Kindheit zum Bürgertum über. So muß das Daheim als die einflußreichste Schule der Civilisation betrachtet werden. Denn alles in allem betrachtet, löst sich die Civilisation doch in die Frage individueller Ausbildung auf, und jenachdem die verschiedenen Mitglieder der Gesellschaft gut oder schlecht erzogen sind, wird das Gemeinwesen, das aus ihnen besteht, in Kultur und Humanität höher oder tiefer stehen.

Die Ausbildung jedes Menschen, den weisesten nicht ausgenommen, muß durch die sittliche Umgebung seiner ersten Jugendzeit mächtig beeinflußt werden. Hülflos tritt er in die Welt und hängt hinsichtlich seiner Ernährung und Ausbildung von denen, welche um ihn sind, vollständig ab. Von seinem ersten Atemzuge an beginnt seine Erziehung. Als eine Mutter einen Geistlichen fragte, wann sie mit der Erziehung ihres vierjährigen Kindes anfangen sollte, antwortete er: „Gnädige Frau, wenn Sie nicht bereits begonnen haben, so sind vier Jahre für Sie verloren gegangen. Mit dem ersten Lächeln, das auf der Wange des Kindes erscheint, nimmt die Aufgabe der Mutter ihren Anfang".

Selbst in diesem Falle hat die Erziehung bereits begonnen, denn das Kind lernt durch einfache Nachahmung, ohne Anstrengung, man möchte sagen, durch

die Poren der Haut. „Ein Feigenbaum, der einen Feigenbaum ansieht, wird fruchtbar", sagt das arabische Sprüchwort. So ist es auch mit Kindern: ihr erster großer Lehrmeister ist das Beispiel.

Wie scheinbar unbedeutend die Einflüsse sein mögen, welche zur Bildung des kindlichen Charakters beitragen, sie erhalten sich doch fürs Leben. Der Charakter des Kindes ist der Kern des Mannes, alle spätere Erziehung ist bloß ein Überkleiden, die Form des Krystalls bleibt dieselbe. So bewährt sich in hohem Grade das Wort des Dichters: „Das Kind ist der Vater des Mannes", oder wie Milton sich ausdrückt: „Die Kindheit deutet den Mann an, wie der Morgen den Tag andeutet". Die Triebfedern des Handelns, welche am längsten dauern und am tiefsten wurzeln, haben ihren Ursprung stets in der Nähe unsrer Wiege. Da werden die Keime von Tugenden und Lastern, von Gefühlen oder Empfindungen eingepflanzt, welche dann den Charakter auf zeitlebens bestimmen.

Das Kind wird gleichsam vor die Thür einer neuen Welt gelegt, und richtet seine Augen auf lauter Dinge, die es überraschen und in Verwunderung setzen. Zuerst genügt es ihm, bloß zu sehen, bald aber beginnt es zu erkennen, zu beobachten, zu vergleichen, zu lernen, Eindrücke und Ideen aufzuspeichern, und macht unter weiser Führung wahrhaft wunderbare Fortschritte. Lord Brougham hat bemerkt, daß ein

Kind in dem Alter von achtzehn bis dreißig Monaten von der sichtbaren Welt, von seinen eigenen Kräften, von der Natur andrer Körper und selbst von seiner Seele und anderen Seelen mehr lerne, als in seinem ganzen übrigen Leben. Das Wissen, das ein Kind in diesem Alter aufhäuft, und die Ideen, die sich in seiner Seele erzeugen, sind so wichtig, daß, wenn wir sie uns als später verwischt denken könnten, alle Gelehrsamkeit des besten alten Studenten in Cambridge oder Oxford im Vergleich zu ihm nichts sein würde und im buchstäblichen Sinne des Wortes ihren Eigentümer nicht in den Stand setzen könnte, sein Dasein um eine Woche zu verlängern.

In der Kindheit ist die Seele für Eindrücke am empfänglichsten und läßt sie sich durch den ersten Funken, der in sie hineinfällt, leicht entzünden. Dann werden Ideen rasch aufgefaßt und dauernd festgehalten. Scott soll seine Vorliebe für die Balladenlitteratur bei den Erzählungen seiner Mutter und Großmutter eingesogen haben, denen er lange vor der Zeit, in der er lesen lernte, zuhörte. Die Kindheit ist wie ein Spiegel, welcher die Bilder, die er zuerst aufgenommen hat, im spätern Leben widerstrahlt. Das erste Ding begleitet das Kind für immer, die erste Freude, der erste Schmerz, der erste Erfolg, das erste Unglück, das erste Werk, die erste Niederlage färbt den Vordergrund seines Lebens.

In dieser ganzen Zeit ist ferner die Bildung des Charakters, des Temperaments, des Willens und der Gewohnheiten, von denen im spätern Leben das Glück jedes Menschen so bedeutend abhängt, imgange. Obgleich wir mit einer gewissen selbstthätigen und selbsthelfenden Kraft, unabhängig von den Umständen in unserer Nähe, uns selbst zu entwickeln und auf das Leben rings um uns zurückzuwirken begabt sind, bleibt der Anstoß, den unser sittlicher Charakter in den ersten Jahren empfängt, doch von unermeßlicher Bedeutung. Man stelle den hochherzigsten Philosophen mitten unter tägliches Unbehagen, zwischen Unsittlichkeit und Gemeinheit, und unmerklich wird er auf eine tiefere Stufe sinken. Um wie viel empfänglicher muß das allen Eindrücken zugängliche und hülflose Kind in einer solchen Umgebung sein! Es ist nicht möglich, zwischen Unreinheit Niederträchtigkeit und Elend eine edle Natur groß zu ziehen, die das Schlechte meidet und rein im Herzen und in der Seele ist.

Das Daheim, die Pflanzstätte der Kinder, die ja unter Männern und Frauen aufwachsen, wird mithin je nach der Macht, die in ihm herrscht, gut oder schlecht sein. Wenn der Geist der Liebe und Pflicht das Haus durchzieht, wenn Kopf und Herz dort eine weise Herrschaft führen, wenn die Leitung eine verständige und freundliche ist, dann dürfen wir von einem solchen Daheim nützliche und glückliche Wesen erwarten, welche, nachdem sie die erforderliche

Kraft erlangt haben, in die Fußstapfen ihrer Eltern zu treten, aufrechten Hauptes zu wandeln, sich weise zu beherrschen und zur Wohlfahrt ihrer Umgebung beizutragen fähig sind. Wenn die Kinder auf der andern Seite von Unwissenheit, Selbstsucht und Gemeinheit umgeben werden, so nehmen sie unbewußt denselben Charakter an, kommen roh und ungebildet zu den Jahren der Reife und werden der Gesellschaft um so gefährlicher, als sie jetzt den mannigfaltigen Versuchungen des sogenannten civilisierten Lebens ausgesetzt sind. „Laß dein Kind von einem Sklaven erziehen", sagte ein alter Grieche, „und statt eines Sklaven hast du deren zwei."

Das Kind kann nicht anders, als nachahmen, was es sieht. Alles ist für dasselbe ein Muster des Benehmens, der Bewegung, der Sprache, der Gewohnheit, des Charakters. „Für das Kind", sagt Richter, „ist die wichtigste Lebensära die der ersten Jahre, in denen es sich durch die Gesellschaft Andrer zu färben und zu modeln beginnt. Jeder neue Erzieher richtet weniger als sein Vorgänger aus, bis schließlich, wenn wir das ganze Leben als eine Schule betrachten, ein Weltumsegler durch alle Nationen, die er sieht, weniger beeinflußt wird, als durch seine Amme*)." Muster sind deshalb bei den Formen der kindlichen Natur von entscheidender

*) „Levana, oder Erziehungslehre."

Bedeutung, und wollen wir schöne Charaktere haben, so müssen wir ihnen unbedingt schöne Muster bieten. Das Muster, das am beständigsten vor den Augen des Kindes steht, ist die Mutter.

„Eine gute Mutter", sagt George Herbert, „ist so viel wie hundert Schulmeister wert." Im Daheim ist sie der Magnet aller Herzen und der Polarstern aller Augen. Immerfort wird sie nachgeahmt und diese Nachahmung ist, wie Bacon sagt, „eine Welt von Lehren". Das Beispiel ist aber weit mehr als die Lehre. Es ist Unterricht durch Handlungen. Es ist Belehrung ohne Worte und die giebt bessere Beispiele, als die Zunge aufzählen kann. Schlechten Beispielen gegenüber haben die besten Lehren nur geringen Nutzen. Das Beispiel wird befolgt, nicht die Lehre. Ja, eine Lehre, die mit den Handlungen im Widerspruch steht, ist schlimmer als unnütz, da sie bloß dazu dient, das feigste aller Laster, die Heuchelei, zu lehren. Selbst Kinder wissen Widersprüche zu beurteilen, und die Lehren eines Vaters, der das eine sagt und das andere thut, werden bald durchschaut. Die Predigt des Mönchs, der mit einer gestohlenen Gans unter der Kutte über Ehrlichkeit sprach, war nicht viel wert.

Durch die Nachahmung von Handlungen wird der Charakter langsam und unmerklich, aber auf die Länge völlig entscheidend geformt. Die verschiedenen Handlungen sehen vielleicht an sich unbedeutend aus, aber so sehen alle fortlaufenden Handlungen des

täglichen Lebens aus. Sie sind wie fallende Schneeflocken, von denen keine den daliegenden Haufen merklich vermehrt und durch die doch die Lawinen entstehen. So verdichten sich wiederholte Handlungen, indem eine der andern folgt, zu Gewohnheiten, entscheiden über die Neigung des Menschen zum Guten oder Bösen und bilden mit Einem Wort den Charakter.

Weil die Mutter auf das Thun und Treiben des Kindes weit mehr Einfluß hat, als der Vater, ist ihr gutes Beispiel im Daheim von weit größerer Bedeutung. Weshalb dies so sein muß, ist leicht einzusehen. Das Haus ist der Acker, das Königreich der Frau, wo sie alle Aufsicht führt. Ihre Gewalt über die kleinen Wesen, welche sie beherrscht, ist eine unumschränkte. Bei allem sehen sie zu ihr auf. Sie ist ein Beispiel und Muster, das sie beständig vor Augen haben und unbewußt beobachten und nachahmen.

Cowley vergleicht den Einfluß von Beispielen und Ideen, die der Seele früh eingepflanzt sind, mit Buchstaben, die in die Rinde eines jungen Baumes eingeschnitten werden und mit der Zeit wachsen und sich verbreitern. Die früh empfangenen Eindrücke, so unbedeutend sie aussehen mögen, verwischen sich nie. Die in die Seele des Kindes gepflanzten Ideen sind gleich Samenkörnern, die man der Erde übergiebt. Sie liegen eine zeitlang da und keimen, um

später in Handlungen, Gedanken und Gewohnheiten empor zu schießen. So lebt die Mutter in ihren Kindern fort. Unbewußt formen sich diese nach ihrer Manier und Sprache, ihrem Benehmen und ihrer Lebensmethode. Der Mutter Gewohnheiten werden die der Kinder, ihr Charakter wiederholt sich sichtlich in ihnen.

Diese Mutterliebe ist die sichtbare Vorsehung unseres Geschlechts. Ihr Einfluß ist ein beständiger und universeller. Er beginnt mit der Erziehung des menschlichen Wesens am Ausgangspunkte des Lebens und verlängert sich kraft des mächtigen Eindrucks, den jede gute Mutter auf ihre Kinder macht, durch das ganze Leben. Wenn sie in die Welt geschleudert werden, um an deren Arbeiten, Sorgen und Prüfungen Anteil zu nehmen, so wenden sie sich in unruhigen und schwierigen Tagen zur Mutter zurück, um von ihr getröstet, wenn nicht beraten zu werden. Die reinen und guten Gedanken, welche sie ihnen als Kindern in die Seele gepflanzt hat, wachsen noch lange nach ihrem Tode als gute Handlungen auf und läßt sie ihnen auch nichts als ihr Andenken zurück, so wird sie von ihren Kindern doch gesegnet.

Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß das Glück oder das Elend, die Bildung oder die Unwissenheit, die Kultur oder die Barbarei der Welt in einem sehr hohen Grade von der Ausübung des Einflusses der Frau auf ihr spezielles Königreich der

Häuslichkeit abhängt. Emerson erklärt offen und wahr, daß der Einfluß guter Frauen ein hinreichendes Maß von Civilisation gewähre. Man darf sagen, daß wir die Zukunft in der Person des Kindes auf dem Arme der Mutter erblicken. Was dieses Kind einst werden wird, hängt hauptsächlich von der Ausbildung und dem Beispiel ab, das ihm durch seinen ersten und wirksamsten Erzieher zuteil wird.

Die Frau erzieht menschlicher als alle anderen Lehrer. Der Mann ist das Gehirn, die Frau ist das Herz der Menschheit, er ist das Urteil, sie ist das Gefühl derselben, er ist deren Kraft, sie ist deren Anmut, Zierde und Trost. Selbst bei den klügsten Frauen scheint der Verstand hauptsächlich aus dem Gefühlsleben zu entspringen. Leitet der Mann die Vernunft, so pflegt die Frau die Gefühle, welche den Charakter hauptsächlich bestimmen. Während er das Gedächtnis füllt, nimmt sie das Herz in Besitz. Sie macht uns lieben, wo er uns bloß wissen macht, und durch sie vornehmlich werden wir befähigt, zur Tugend zu gelangen.

Der verschiedene Einfluß des Vaters und der Mutter auf die Ausbildung und Entwickelung des Charakters tritt im Leben des heiligen Augustin auf eine merkwürdige Weise hervor. Während sein Vater, ein armer Handwerker in Tagaste, aus Stolz auf die Fähigkeiten seines Sohnes sich bemühte, ihm das höchste Wissen der Schulen zu verschaffen und von seinen

Nachbarn wegen der Opfer gepriesen wurde, die er zu diesem Zweck über seine Mittel hinaus brachte, suchte auf der andern Seite die Mutter Monica den Sohn auf die höchsten Güter hinzuleiten. Sie hielt ihn mit frommer Liebe zur Keuschheit an und hörte unter Sorgen und Schmerzen, als er ein schlechtes Leben zu führen begann, nicht auf für ihn zu beten, bis ihre Gebete endlich erhört wurden. So siegte ihre Liebe zuletzt und die Geduld, die Herzensgüte der Mutter erhielten den schönsten Lohn, indem nicht bloß ihr begabter Sohn, sondern auch ihr Gatte sich bekehrte. Als ihr Mann später starb, folgte Monica, vom Drange ihrer Liebe getrieben, dem Sohn nach Mailand, um dort über ihn zu wachen, und dort starb sie, als er in seinem dreiunddreißigsten Jahre stand. Den tiefsten Eindruck auf seine Seele hatten ihre Lehre und ihr Beispiel in einer frühern Periode seines Lebens gemacht und seinen künftigen Charakter bestimmt.

Es giebt viele ähnliche Beispiele von frühen Eindrücken auf die Seele eines Kindes, die erst spät im Leben nach einer dazwischen liegenden Periode der Selbstsucht und des Lasters in guten Handlungen hervortreten. Die Eltern haben alles gethan, um in den Kindern einen tugendhaften und aufrichtigen Charakter zu entwickeln, aber alles scheint vergebens gewesen zu sein. Es scheint Brot gewesen zu sein, das ins Wasser geworfen und versunken ist. Zuweilen

geschieht es aber, daß lange nach dem Tode der Eltern, vielleicht zwanzig und mehr Jahre später, die gute Lehre, das gute Beispiel, das sie ihren Söhnen und Töchtern in der Kindheit gaben, emporwächst und Früchte trägt. Einer der merkwürdigsten solcher Fälle ist der des Geistlichen John Newton von Olney, der mit dem Dichter Cowper befreundet war. Lange nach dem Tode seiner Eltern und nachdem er als Jüngling wie als Seemann ein lasterhaftes Leben geführt hatte, erwachte er plötzlich zum Bewußtsein seiner Schlechtigkeit und jetzt frischten sich in seinem Gedächtnis die Lehren auf, die ihm seine Mutter gegeben hatte, als er noch ein Kind war. Ihre Stimme sprach aus dem Grabe zu ihm und führte ihn sanft zur Tugend und Herzensgüte zurück.

Ein zweites Beispiel liefert uns John Randolph, der amerikanische Staatsmann, der einmal sagte: „Ich würde ein Gottesleugner geworden sein, wenn mich nicht etwas zurückgehalten hätte, nämlich die Erinnerung an die Zeit, in der meine selige Mutter meine kleinen Hände in die ihrigen nahm und mich niederknieen und beten ließ: Vater unser, der du bist im Himmel“.

Solche Beispiele können indessen bloß für Ausnahmen gelten. Wie der Charakter in der ersten Jugend gelenkt wird, so bleibt er gewöhnlich und nimmt allmählich seine dauernde Form an, wenn die Zeit der Reife eintritt. „Lebe so lange du willst“, sagte Southey, „die ersten zwanzig Jahre sind die

längste Hälfte deines Lebens“, und eben so sind sie auch die an Folgen fruchtbarsten. Als der abgenutzte Lüstling und Verleumder, Dr. Wolcot, auf dem Sterbebette lag, fragte ihn einer seiner Freunde, ob er etwas für ihn thun könne. „Ja“, sagte der Sterbende eifrig, „geben Sie mir meine Jugend zurück.“ Nur die wollte er haben und bereuen, sich bessern. Aber es war zu spät! Die Gewohnheit hatte sein Leben in Ketten geschlagen und ihn zu ihrem Sklaven gemacht*).

Der Komponist Gretry dachte von der Wichtigkeit, welche die Frau als Erzieherin des Charakters hat, so hoch, daß er eine gute Mutter als das Meisterstück der Natur bezeichnete. Er hatte Recht, denn gute Mütter wirken weit mehr als Väter für die beständige Erneuerung der Menschheit, indem sie die sittliche Luft des Daheim schaffen, welche die Nahrung des geistigen Menschen ist, wie die physische Luft die seines Körpers ist. Durch ein gutes Temperament, Milde und Freundlichkeit, geleitet von

*) Der heilige Augustinus sagt in seinen Bekenntnissen von der Macht der Gewohnheit: „Der Teufel eignete sich meinen Willen an, machte mir eine Kette daraus und band mich. Denn aus einem trotzigen Willen entsteht ein Gelüste, ein befriedigtes Gelüsten wird zur Gewohnheit, und durch eine Gewohnheit, der man nicht widersteht, gestaltet sich eine Notwendigkeit. Diese Glieder fügten sich zusammen (weshalb ich sie eine Kette nannte) und hielten mich in harter Knechtschaft“.

Intelligenz, hüllt die Frau die Hausgenossen in eine ewige Atmosphäre von Heiterkeit, Zufriedenheit und Frieden ein, die dem Wachstum der lautersten wie der männlichsten Naturen günstig ist.

Die ärmlichste Wohnung, der eine tugendhafte, fleißige, liebevolle und reinliche Frau vorsteht, wird zu einer Heimat der Behaglichkeit, der Tugend und des Glücks. Sie giebt ein Schauspiel aller zartesten Beziehungen des Familienlebens und wird dem Mann durch manche köstliche Erinnerungen teuer. Sie gewährt ihm ein Heiligtum für das Herz, eine Zuflucht aus den Stürmen des Lebens, einen süßen Ruheplatz nach der Arbeit, einen Trost im Unglück, einen Stolz im Glück und eine Freude zu allen Zeiten.

Das gute Daheim ist mithin die beste der Schulen, nicht bloß in der Jugend, sondern auch im Alter. Jung und Alt lernt hier am besten Fröhlichkeit, Geduld, Selbstbeherrschung und den Geist des Gehorsams und der Pflicht. Isaak Walton sagt von George Herberts Mutter, sie habe ihre Familie verständig, nicht streng und nicht mürrisch, sondern mit einer solchen Sanftmut und Gefälligkeit gegen die Erholungen und Genüsse der Jugend geleitet, daß ihre Kinder freiwillig ihre meiste Zeit in ihrer Gesellschaft verlebt hätten. Das Daheim ist die wahre Schule der Höflichkeit, in der die Frauen stets den besten praktischen Unterricht erteilen. „Ohne Frauen“,

sagt ein Sprüchwort der Provence, „wären die Menschen weiter nichts als schlecht geleckte Kälber.“ Die Menschenliebe strahlt vom Daheim wie von einem Mittelpunkte aus. „Daß wir den kleinen Kreis lieben, zu dem wir in der Gesellschaft gehören“, sagte Burke, „ist der Keim unserer Liebe zum Vaterlande.“ Die weisesten und besten Männer haben sich des Geständnisses nicht geschämt: ihre größte Freude und Glückseligkeit sei, im unverletzlichen Kreise des Daheim hinter den Köpfen der Kinder zu sitzen. Ein reines und der Pflicht gewidmetes Leben ist für eine öffentliche Laufbahn nicht die unwirksamste Vorbereitung, und der Mann, welcher sein Daheim liebt, wird seinem Vaterlande eine nicht weniger treue Liebe widmen.

Während aber ein Daheim, welches eine Pflanzschule des Charakters ist, die beste aller Lehranstalten genannt werden muß, kann ein Daheim anderer Art zur schlechtesten werden. Unberechenbar ist die Summe von Elend, welches ein schlechtes Daheim in der Zeit zwischen der Kindheit und der Mannheit zu erzeugen imstande ist. Welche Massen moralischer Leiden und Krankheiten, die vom ersten bis zum letzten Atemzuge fortdauern, haben unfähige Mütter und Wärterinnen hervorgerufen. Man übergebe ein Kind der Pflege einer solchen unwürdigen, unwissenden Mutter, und die beste Erziehung durch das Leben kann das angerichtete Unheil nicht gut machen. Ist

die Mutter faul, lasterhaft und unordentlich, giebt es im Hause Lärm, Zank und Unzufriedenheit, so wird das Daheim zu einer Stätte des Elends, zu einem Platze, den man nicht aufsucht, sondern flieht, und die Kinder, welche das Unglück haben, dort erzogen zu werden, verzwergen und verkrüppeln moralisch und werden sich und anderen zur Last.

Napoleon Bonaparte pflegte zu sagen: „Das künftige gute oder schlechte Benehmen eines Kindes hängt ganz von der Mutter ab". Sein eigenes Lebensglück schrieb er in einem großen Maße der Ausbildung seines Willens, seiner Energie und Selbstbeherrschung durch seine Mutter zu. „Niemand hatte Einfluß auf ihn", sagt einer seiner Biographen, „mit Ausnahme seiner Mutter, welche ihn durch eine Mischung von Zärtlichkeit, Strenge und Gerechtigkeit dahin brachte, daß er ihr Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam bewies. Von ihr hatte er die Tugend des Gehorsams gelernt."

In Tufnells Schulberichten wird ein eigentümliches Beispiel von der Abhängigkeit des kindlichen Charakters von jenem der Mutter erzählt. Dieser mütterliche Einfluß, wird dort bemerkt, ist so allgemein bekannt, daß man ihn selbst bei kaufmännischen Berechnungen beachtet hat. „In einer großen Fabrik", sagt Tufnell, „in der viele Kinder arbeiten, hörte ich, daß die Direktoren, ehe sie einen Knaben annehmen, stets nach dem Charakter der Mutter

fragen, und laute der Bericht günstig, so seien sie ziemlich sicher, daß der Knabe sich anständig betragen werde. Nach dem Charakter des Vaters werde nie gefragt."

Man hat auch die Beobachtung gemacht, daß der Vater sich auf die schlechte Seite wenden, ein Trunkenbold werden, untergehen kann, und die Familie wird doch zusammengehalten, die Kinder bilden sich doch zu achtbaren Menschen aus, wenn die Mutter klug und gefühlvoll ist, während in dem entgegengesetzten Falle, daß die Mutter schlecht wird, die Kinder, mögen sie vom Vater auch noch so gut geführt werden, verhältnismäßig selten eine gute Lebensstellung erringen.

Der größte Teil des Einflusses, den die Frauen auf die Bildung des Charakters ausüben, bleibt der Natur der Sache nach unbekannt. Ihre beste Arbeit verrichten sie in der ruhigen Abgeschiedenheit des Hauses, durch unausgesetzte Bemühungen und geduldige Ausdauer auf dem Pfade der Pflicht. Ihre größten Siege werden selten erzählt, weil sie im Privatleben und in der Häuslichkeit vorkommen. Selbst in den Biographien ausgezeichneter Männer hören wir nicht oft, welchen Anteil die Mütter daran genommen haben, ihren Charakter zu bilden und ihnen eine Richtung auf das Gute zu geben. Darum bleiben sie nicht ohne ihren Lohn. Ihr Einfluß wird vielleicht nie erwähnt, aber er überlebt sie und setzt sich in seinen Folgen auf immer fort.

Von großen Frauen erzählt man uns nicht so oft, wie von großen Männern. Meistens hören wir nur von guten Frauen, wahrscheinlich aber verrichten sie durch die Wendung des Charakters zum Guten, die sie bei Knaben und Mädchen herbeiführen, größeres, als wenn sie große Bilder malten, große Bücher schrieben, oder große Opern komponierten. „Es ist allerdings wahr", sagte Joseph de Maistre, „daß die Frauen keine Meisterwerke geliefert haben. Sie haben keine Iliade, kein Befreites Jerusalem, keinen Hamlet, kein Verlorenes Paradies, keinen Tartüffe geschrieben, keine Peterskirche gebaut, keinen Messias komponiert, keinen Apoll vom Belvedere gemeißelt, kein Jüngstes Gericht gemalt, weder die Algebra, noch das Fernrohr, noch die Dampfmaschine erfunden, aber sie haben etwas größeres und besseres als dieses alles gethan, denn auf ihren Knieen sind wahrhafte und tugendhafte Männer und Frauen, die herrlichsten Erzeugnisse der Welt, erzogen worden."

Von seiner eigenen Mutter spricht De Maistre in seinen Briefen und Schriften mit unendlicher Liebe und Ehrfurcht. Ihr edler Charakter machte alle anderen Frauen in seinen Augen verehrungswürdig. Er nannte sie „seine erhabene Mutter, einen Engel, dem Gott für eine kurze Spanne Zeit einen Körper verliehen habe". Ihr schrieb er die Bildung seines Charakters und seine ganze Hinneigung zum Guten zu. Er war zu reifen Jahren gelangt und wirkte

als Gesandter am Hofe von St. Petersburg, als er ihr edles Beispiel und ihre Lehre als den bestimmenden Einfluß seines Lebensgangs bezeichnete.

Samuel Johnson hatte ein rohes und schäbiges Äußere, aber in seinem Charakter lag ein rührender Zug, nämlich die Zärtlichkeit, mit der er stets von seiner Mutter sprach*). Sie war eine Frau von großem Verstande und flößte ihm, wie er selbst zugestand, die ersten religiösen Empfindungen ein. Selbst in den Tagen seiner größten Verlegenheiten hörte er nicht auf, mit seinen geringen Mitteln für ihr Wohlbehagen zu sorgen, und eine der letzten Äußerungen seiner kindlichen Liebe bestand darin, daß er den „Rasselas" schrieb, um ihre kleinen Schulden zu bezahlen und die Kosten ihres Begräbnisses zu bestreiten.

Georg Washington, das älteste von fünf Kindern, zählte erst elf Jahre, als sein Vater starb und seine Mutter Witwe wurde. Sie war eine Frau von seltener Trefflichkeit, nie um Hülfsquellen verlegen, in Geschäften tüchtig, eine ausgezeichnete Hausfrau und von großer Charakterstärke. Sie hatte ihre Kinder zu leiten und groß zu ziehen, einen beträchtlichen Haushalt zu führen, ausgedehnte Besitzungen zu ver-

*) Man sehe die Briefe vom 13., 16., 18., 20. und 23. Januar 1759, die Johnson schrieb, als seine Mutter neunzig Jahre alt war und er selbst im fünfzigsten stand. S. Crokers „Boswell", S. 113 fg. der ersten Ausgabe.

walten, und erfüllte diese Aufgaben mit vollständigem Erfolg. Ihr gesunder Verstand, ihre Beharrlichkeit, Zärtlichkeit, Emsigkeit und Wachsamkeit ließen sie jedes Hindernis überwinden, und sie erhielt für ihre Sorgfalt und Mühe den schönen Lohn, daß alle ihre Kinder mit den besten Aussichten fürs Leben aufwuchsen und den ihnen angewiesenen Wirkungskreis dann auf eine Weise ausfüllten, welche sowohl ihnen, als der Mutter, die ihre einzige Führerin gewesen war, Ehre machte *).

Cromwells Biograph sagt vom Vater des Protektors wenig, verweilt aber um so länger bei dem Charakter seiner Mutter, die er als eine Frau von seltener Kraft und Entschlossenheit beschreibt. „Diese Frau“, sagt er, „besaß die glorreiche Fähigkeit, sich selbst zu helfen, wenn jeder fremde Beistand fehlte, und im tiefsten Unglück allen Anforderungen der Lage gerecht zu werden. Ihr Geist und ihre Energie standen ihrer Milde und Geduld gleich. Durch die Arbeit ihrer Hände verschaffte sie fünf Töchtern, die in eben so ehrenwerte, aber reichere Familien heirateten, anständige Mitgiften. Ihr einziger Stolz war die Ehrlichkeit, ihre einzige Leidenschaft die Liebe. Im stolzen Palast von Whitehall blieb sie dem einfachen Geschmack treu, der sie in der alten Brauerei von Huntingdon ausgezeichnet hatte, und kannte in all

---

*) Jared Sparks' „Leben Washingtons“.

ihrem Glanz keine andere Sorge als die, wie sich ihr Sohn auf seiner gefährlichen Höhe erhalten könne" *).

Die Mutter Napoleon Bonapartes bezeichneten wir schon als eine Frau von großer Charakterstärke. Das war auch die Mutter des Herzogs von Wellington, der ihr Sohn in Zügen, Person und Charakter auffallend glich, während der Vater sich hauptsächlich als Komponist und vortragender Musiker auszeichnete **). Sonderbarerweise hielt Wellingtons Mutter ihn für einen Tropf und liebte ihn nicht so wie ihre übrigen Kinder, bis seine Großthaten sie stolz auf ihn machten.

Die Napiers waren in beiden Eltern gesegnet, namentlich aber in der Mutter Lady Sarah Lennox, die ihren Söhnen erhabene Gedanken, die Bewunderung edler Thaten und einen ritterlichen Geist einzuflößen suchte, der sich in ihrem Leben verkörperte und sie bis zu ihrem Tode auf dem Pfade der Pflicht und Ehre erhielt.

Von Müttern berühmter Staatsmänner, Rechtsgelehrter und Geistlicher sind mit Auszeichnung zu nennen die Mütter des Lordkanzlers Bacon,

*) Forsters „Ausgezeichnete britische Staatsmänner", Bd. 8 der Kabinetts-Encyklopädie.

**) Der Graf von Mornington, Komponist des Liedes: „Hier in kühler Grotte".

Erskines und Broughams, die sehr begabte Frauen waren, die erste sogar durch Gelehrsamkeit glänzte; ferner die Mütter von Canning, Curran und Präsident Adams, von Herbert, Paley und Wesley. Lord Brougham spricht von seiner Großmutter, der Schwester des Professors Robertson, fast mit Verehrung, da sie es hauptsächlich war, welche in seine Seele den starken Drang nach Belehrung senkte und den ersten Grund zu der ausdauernden Energie beim Studium jeder Wissenschaft legte, die sein Leben lang seinen vorherrschenden Charakterzug bildete.

Cannings Mutter war eine Irländerin von großer natürlicher Begabung und ihr genialer Sohn widmete ihr bis zum Schlusse seiner Laufbahn die wärmste Liebe und Verehrung. Sie war eine Frau von einer nicht gewöhnlichen Geisteskraft. „Wüßten wir es auch nicht aus anderen Quellen“, sagt Cannings Biograph, „so müßten wir schon aus seiner tiefen und rührenden Ehrfurcht für sie schließen, daß der Gegenstand einer solchen ununterbrochenen Anhänglichkeit seltene und hervorragende Eigenschaften besessen haben muß. Der Kreis, in dem sie lebte, schätzte sie als eine Frau von großer geistiger Energie. Sie sprach lebhaft und markig, verriet in ihren Anschauungen eine große Selbständigkeit und wählte gern neue und merkwürdige Themata, die außerhalb des gewöhnlichen Gesichtskreises lagen. Wer sie bloß

oberflächlich kannte, für den gewann ihre energische Manier das Ansehen der Überspanntheit“ *).

Currans Mutter, von der er mit großer Liebe spricht, war eine Frau von starkem und originellem Verstande, die durch ihren weisen Rat, ihre Frömmigkeit und die Lehren eines edlen Ehrgeizes, welche sie den Seelen ihrer Kinder fleißig einprägte, an seinen Erfolgen im Leben einen hauptsächlichen Anteil nahm. „Die einzige Erbschaft“, pflegte er zu sagen, „deren ich mich von meinem armen Vater zu rühmen hatte, war die sehr geringe eines nicht angenehmen Gesichts und Wuchses gleich dem seinigen, und wenn die Welt mir jemals etwas zugeschrieben hat, was mehr als Gesicht und Wuchs und selbst als irdischer Reichtum wert ist, so habe ich es von meiner teuren Mutter, die ihrem Kinde einen Teil von den Schätzen ihres Geistes gab **).“

Als Präsident Adams in Boston in einer Mädchenschule der Prüfung beiwohnte, überreichten ihm die Schülerinnen eine Adresse, die ihn tief rührte. Indem er dies aussprach, benutzte er die Gelegenheit, auf den dauernden Einfluß hinzuweisen, den weiblicher Unterricht und Umgang auf sein Leben und seinen Charakter ausgeübt. „Als Kind“, sagte er, „genoß ich des größten Segens, der einem Menschen

*) Robert Bells „Leben Cannings“, S. 37.
**) „Leben Currans“, von dessen Sohn, S. 4.

wohl zuteil werden kann, nämlich einer Mutter, die bemüht und befähigt war, den Charakter ihrer Kinder richtig auszubilden. Durch sie erhielt ich, namentlich in religiöser und sittlicher Beziehung, die ganze Bildung, die mein langes Leben durchdrungen hat. Bin ich unvollkommen und nicht so gewesen, wie ich sein sollte, so beweise ich dem Andenken meiner Mutter bloß Gerechtigkeit, wenn ich sage, daß alle Schwächen, die im Laufe meines Lebens vorgekommen sind, und alle Abweichungen von ihren Lehren mein Fehler, nicht der ihrige sind."

Der jetzige deutsche Reichskanzler, Fürst Bismarck, ist unter den Männern zu nennen, welche der Mutter außerordentlich viel verdanken. Diese Frau, eine Tochter des Geheimenrats Mencke, den Freiherr vom Stein mit seiner Freundschaft beehrte, wird uns als eine ernste und stille, mit viel Geist begabte Persönlichkeit geschildert. Sie erregte auf dem stillen Kniephoff in Pommern, wo Otto von Bismarck seine erste Jugendzeit verlebte, in ihrem Sohne eine lebhafte Lernbegier, beförderte seine geistige Regsamkeit, gab ihm den Impuls eines edlen Ehrgeizes und flößte ihm das Bestreben ein, früh über die Dinge dieser Welt, über König und Vaterland, Preußens Bestimmung und Deutschlands Zukunft nachzudenken. Die Mutter zuerst tränkte den großen deutschen Staatsmann mit dem Liberalismus, der als einer der Grundzüge seines politischen Charakters immer

wieder zum Vorschein kam. Gerade mit diesem Sohne, dessen hohe Begabung ihr nicht entging, beschäftigte sie sich am meisten, so daß man ein Wort des Fürsten, das er einmal von Deutschland gebraucht hat, auch auf sie anwenden kann: „Sie setzte ihn in den Sattel, indem sie dachte, daß er schon werde reiten können“.

Die Wesleys hingen an ihren beiden Eltern mit besonderer Ehrfurcht, obgleich die Mutter auf ihre Seelen mehr Einfluß hatte und ihre Charaktere stärker entwickelte, als der Vater. Der letztere war ein Mann von starkem Willen, er trat gegen die Familie aber zuweilen rauh und tyrannisch auf*), während die Mutter, die einen starken Verstand und eine reine Wahrheitsliebe besaß, freundlich, liebevoll und einfach war. Sie wurde die Lehrerin und die zärtliche Gesellschafterin ihrer Kinder, die sich allmählich nach ihrem Beispiel formten. Durch die Richtung, welche sie der Beschäftigung ihrer Söhne mit religiösen Dingen gab, wurden diese auf das System hingeleitet,

---

*) Der Vater der Wesleys war einmal sogar entschlossen, seine Frau zu verlassen, weil ihr Gewissen ihr verbot, an seinen Gebeten für den regierenden König teilzunehmen. Die Ausführung dieses übereilten Entschlusses wurde bloß durch den eintretenden Tod Wilhelms III. verhindert. Dieselbe herrische Gesinnung verriet er gegen seine Kinder und zwang seine Tochter Mehetabel, einen Mann zu heiraten, den sie nicht liebte und der ihrer gänzlich unwürdig war.

welches ihnen schon in frühen Jahren den Namen von Methodisten verschaffte. In einem Briefe, den sie an ihren Sohn Samuel Wesley schrieb, als dieser 1709 auf der Schule von Westminster war, sagte sie: „Ich muß Dir raten, in Deine Handlungen so viel wie möglich eine gewisse Methode zu bringen, weil Du dadurch jeden kostbaren Moment benutzen lernst und bei der Erfüllung Deiner Pflichten eine unbeschreibliche Erleichterung findest". Sie beschrieb nun diese „Methode" und ermahnte ihren Sohn „in allen Dingen aus Grundsatz zu handeln". Man nimmt an, daß die Gesellschaft, welche die Brüder John und Charles später in Oxford gegründet haben, zum großen Teil ein Resultat jener Ermahnungen gewesen ist.

Bei vielen Dichtern und sonstigen Künstlern hat der Einfluß des Gefühls und Geschmacks der Mutter unzweifelhaft viel dazu beigetragen, den Genius des Sohns zu leiten. Beispiele davon begegnen uns namentlich bei Gray, Thomson, Scott, Southey, Bulwer, Schiller und Goethe. Gray erbte seine freundliche und liebevolle Natur beinahe vollständig von seiner Mutter, während sein Vater unliebenswürdig und barsch war. Er war in der That eine mehr weibliche Natur, schüchtern, zurückhaltend und ohne Energie, aber in seinem Leben und Charakter vollständig fleckenlos. Die Mutter des Dichters erhielt die Familie, nachdem ihr unwürdiger Gatte sie ver-

lassen hatte. Als sie gestorben war, ließ Gray auf ihrem Grabstein in Stoke Pogis eine Inschrift anbringen, welche sie „die sorgliche und zärtliche Mutter vieler Kinder, von denen bloß eines das Unglück, sie zu überleben, habe“, nannte. Der Dichter wurde auf seinen Wunsch neben der teuern Ruhestätte begraben.

Gleich Schiller verdankte auch Goethe die Richtung seiner Seele und seines Charakters der Mutter, die eine Frau von ungewöhnlichen Gaben war. Sie hatte einen heitern, fließenden Mutterwitz und besaß in hohem Grade die Kunst, junge und lebhafte Geister anzuregen und ihnen aus den Schätzen ihrer reichen Erfahrung Lebensweisheit mitzuteilen*). Nach einer längern Unterredung mit ihr sagte ein Reisender begeistert: „Jetzt begreife ich, wie Goethe der Mann wurde, der er ist“. Goethe hat ihr Andenken liebevoll gepflegt. „Sie war zu leben wert“, sagte er einmal, und als er Frankfurt besuchte, ging er zu allen, die gegen seine Mutter freundlich gewesen waren, und dankte jedem einzeln.

Die Mutter Ary Scheffers, deren schöne Züge der Maler auf seinen Gemälden Beatrices, der heiligen Monica und auf anderen Werken darzustellen

*) Goethe sagt selbst:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

liebte, war es, welche ihn zu seinen Kunststudien ermunterte und ihm die Fortsetzung derselben mit großer Selbstverleugnung ermöglichte. Sie lebte zu Dortrecht in Holland, ließ ihn zuerst in Lille studieren und schickte ihn dann nach Paris. Die Briefe, die sie ihm schrieb, fließen über von gesundem mütterlichen Rat und von warmer weiblicher Liebe. „Wenn Du mich sehen könntest“, schrieb sie ihm einmal, „wie ich Dein Bild küsse, es nach einer Weile wieder aufnehme und Dich mit einer Thräne im Auge ‚mein geliebter Sohn‘ nenne, so würdest Du begreifen, wie schwer es mir ist, zuweilen die ernste Sprache der Autorität gebrauchen und Dir trübe Augenblicke bereiten zu müssen . . . Arbeite fleißig, sei vor allem bescheiden, ja demütig, und wenn Du findest, daß Du andere überragst, so vergleiche Deine Leistungen mit der Natur oder mit dem Ideal Deiner Seele und Du wirst durch den Kontrast, der sich Dir zeigt, gegen Regungen von Stolz und Anmaßung geschützt werden.“

Noch lange Jahre später, als Ary Scheffer Großvater war, erinnerte er sich des Rats seiner Mutter mit Liebe und wiederholte ihn seinen Kindern. So lebt die Kraft guten Beispiels von Geschlecht zu Geschlecht fort und erhält die Welt stets frisch und jung. Als er 1846 an seine Tochter, Madame Marmontel, schrieb, erinnerte er sich des Rats seiner Mutter und sagte: „Präge Deinem Gedächtnis das Wort ‚muß‘ wohl

ein, liebes Kind; Deine Großmutter hat es selten vergessen. Es ist eine große Wahrheit, daß uns im Leben nichts gute Früchte trägt, als was wir entweder durch die Arbeit unserer Hände oder durch die Ausübung von Selbstverleugnung ernten. Kurz, immerdar müssen Opfer gebracht werden, wenn wir irgend welches Behagen oder Glück gewinnen wollen. Jetzt in meinem Alter muß ich sagen, daß mir wenige Handlungen meines Lebens so viel Zufriedenheit gewährt haben wie die, bei denen ich Opfer gebracht oder mir Genüsse versagt habe. Das Entsagen ist der Wahlspruch des weisen Mannes. Selbstverleugnung ist die Eigenschaft, die Jesus Christus durch sein Beispiel uns gelehrt hat" *).

Der französische Geschichtschreiber Michelet macht über seine Mutter eine rührende Bemerkung und zwar in der Vorrede zu einem seiner berühmtesten Bücher, das bei seinem Erscheinen der Gegenstand heftiger Streitigkeiten wurde.

„Als ich dieses schrieb", sagt er, „stand vor meiner Seele das Bild einer Frau, deren starker und ernster Geist mir seine Unterstützung bei diesen Kämpfen nicht versagt haben würde. Ich verlor sie vor dreißig Jahren, als ich noch ein Kind war, aber sie lebt in meinem Gedächtnis ewig fort und folgt mir von einer Altersstufe zur andern."

---

*) Frau Grote, „Leben Ary Scheffers", S. 154.

„Sie litt mit mir in meiner Armut, aber meinen Wohlstand zu teilen war ihr nicht beschieden. Als ich noch jung war, machte ich sie traurig, und jetzt kann ich sie nicht trösten. Ich weiß nicht einmal, wo ihre Gebeine liegen. Bei ihrem Tode war ich zu arm, ihr Erde zu einem Grabe zu kaufen."

„Wie viel verdanke ich ihr! Tief fühle ich, daß ich der Sohn dieses Weibes bin. Jeden Augenblick, in allen meinen Ideen und Worten, meiner Züge und Gebärden nicht zu erwähnen, finde ich meine Mutter in mir wieder. Es ist meiner Mutter Blut, das mir die Teilnahme für geschwundene Zeiten und die zärtliche Erinnerung an alle die giebt, welche nicht mehr sind."

„Welchen Dank kann ich, der ich selbst dem Alter zuschreite, für die vielen Dinge ihr sagen, welche ich ihr schulde? Einen Dank, der sie freuen würde, diese Erklärung zugunsten der Frauen und Mütter *)."

Während aber eine Mutter die dichterische oder künstlerische Seele eines Sohnes sehr zum Guten lenken kann, vermag sie auch schlimm auf ihn einzuwirken. Manche Charakterzüge Lord Byrons, das Ungestüm seiner Entschlüsse, sein herausfordernder Widerspruchsgeist, die Bitterkeit seines Hasses und seine starke Reizbarkeit, lassen sich in nicht geringem Grade auf die nachteiligen Einflüsse zurückführen, die

---

*) Michelet, „Über Priester, Frauen und Familien".

seine launige, heftige und hartnäckige Mutter vom Augenblick seiner Geburt auf ihn geübt hat. Ihr Sohn verdankte ihr sogar die Verunstaltung seines Körpers, und es war bei den heftigen Streitigkeiten zwischen ihnen kein ungewöhnlicher Vorfall, daß sie Schüreisen und Feuerzange ergriff und ihrem fliehenden Sohne nachschleuderte*). Diese unnatürliche Behandlung brachte in Byrons späteres Leben eine krankhafte Wendung, und vergrillt, unglücklich, groß und doch schwach wie er war, trug er das Gift der Mutter, das er in der Kindheit eingesogen hatte, mit sich herum. Darum ruft er in seinem „Junker Harald“ aus:

> Doch milder laßt mich denken jetzt, ich sann
> Zu lang und düster, daß in Fieberglut
> Mein Hirn erbrauste, kocht' und überrann
> Ein Wirbelgolf von Phantasie und Glut.
> Nicht zähmend meines Herzens junges Blut
> Ward mir das Leben Gift.

Eben so, wennauch auf andere Art, wiederholte sich der Charakter von Frau Foote, der Mutter des Schauspielers, im Leben ihres heitern und fröhlichen Sohnes. Obgleich sie ein großes Vermögen geerbt, hatte sie bald alles verschwendet und kam zuletzt in Schuldhaft. In dieser Lage schrieb sie an ihren Sohn, der ihr von seiner Einnahme jährlich hundert

*) Sainte-Beuve, „Montagsplaudereien“, S. 23.

Pfund abgab: „Teurer Sam, ich sitze im Schuldturm, komm und hilf Deiner liebenden Mutter“. Ihr Sohn gab die charakteristische Antwort: „Teure Mutter, da sitze ich auch, sodaß ich meiner liebenden Mutter nicht als zärtlicher Sohn aufwarten kann“.

Eine thörichte Mutter kann ihrem begabten Sohn schaden, indem sie seine Seele mit ungesunden Gefühlen nährt. Von Lamartines Mutter wird gesagt, daß sie ihren Sohn in ganz falschen Lebensansichten aus Rousseaus und Bernhardin de St. Pierres Schule erzogen habe, wodurch seine von Haus aus starke Empfindsamkeit noch überreizt wurde *), sodaß er sein lebelang das Opfer von Thränen, Ziererei und Unvorsichtigkeit wurde. Es schmeckt stark nach Lächerlichkeit, wenn Lamartine in seinen „Bekenntnissen“ sich als eine Statue des Jünglingsalters darstellt, die jungen Leuten zum Modell dienen soll **). Wie er das verzogene Kind seiner Mutter war, so blieb er bis an sein trauriges und bitteres Lebensende das verzogene Kind seines Vaterlandes. Sainte-Beuve sagt von ihm: „Er erhielt beständig die reichsten Gaben, mit denen er nicht zu wirtschaften vermochte, denn er verzettelte und verschleuderte sie, wie er es mit allem machte, die Gabe des Worts aus-

*) Sainte-Beuve, „Montagsplaudereien“, S. 23.
**) Ebend. S. 22.

genommen, die eine unerschöpfliche zu sein schien und auf der er bis an sein Ende wie auf einer Zauberflöte spielte" *).

Christian Dietrich Grabbe, der geniale deutsche Dichter, ist zu den Söhnen zu zählen, auf die eine Mutter den unseligsten Einfluß geübt hat. Ist auch der furchtbare Vorwurf, den man gegen diese Frau erhoben hat, ihr Kind durch allzu frühen Branntweingenuß vergiftet zu haben, falsch, so ist doch gewiß, daß sie auf den unglücklichen Dichter einen bizarren Starrsinn übertrug, der ihn antrieb, allen Formen des gesellschaftlichen Lebens, den Regeln der guten Sitte und den Gesetzen der Kunst trotzig zu widerstreben und in den verständigsten Ermahnungen seiner Freunde nichts als Aufforderungen zu sehen, seinen gefährlichen Weg zum Abgrunde fortzusetzen. Die Leidenschaftlichkeit und Roheit seiner Mutter wirkten zu früh und zu lange auf ihn ein, um nicht die Hauptursache gewesen zu sein, daß Grabbe, so viele günstige Umstände er für sich benutzen konnte, mit aller seiner echten Dichterkraft das reine Schönheitsideal nicht erreichte und von jedermann aufgegeben im Elend starb.

Wir haben Washingtons Mutter als eine in Geschäften wohl bewanderte Frau bezeichnet. Ein solches Talent für Geschäfte zu besitzen ist nicht bloß

*) Sainte-Beuve, „Montagsplaudereien", S. 23.

mit echter Weiblichkeit zu vereinbaren, sondern bis zu einem gewissen Grade für das Behagen und den Wohlstand jeder richtig geleiteten Familie wesentlich. Geschäftsgewohnheiten kommen nicht bloß beim Handel vor, sondern bei allen praktischen Lebensangelegenheiten, bei allem, was geordnet, eingerichtet, besorgt, gethan werden muß. In allen diesen Beziehungen ist die Leitung einer Familie und eines Haushalts eben so gut eine Geschäftssache wie die Leitung eines Ladens oder einer Wechselbank. Sie verlangt Methode, Genauigkeit, Organisation, Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung, Takt, Wissen und die Fähigkeit, die Mittel den Zwecken anzupassen. In dem allen liegt das Wesen der Geschäftstüchtigkeit. Und deshalb müssen Frauen, welche die Angelegenheiten des Hauses gut führen oder mit anderen Worten ein glückliches Daheim schaffen wollen, eben so wohl geschäftliche Gewohnheiten pflegen, wie Männer dazu verpflichtet sind, welche einen Handel oder ein Gewerbe betreiben.

Bisher hat man übrigens der Meinung gehuldigt, daß solche Dinge nicht für Frauen wären, und daß bloß Männer geschäftliche Gewohnheiten und Fähigkeiten zu haben brauchten. Nehmen wir z. B. die Fertigkeit im Rechnen. Bright hat gesagt: „Macht einen Knaben zu einem tüchtigen Arithmetiker und er ist ein gemachter Mann“. Weshalb? Weil er Methode, Genauigkeit, Werte, Verhältnisse und Beziehungen lernt. Wie viele Mädchen aber lernen

die Arithmetik gut? — nur sehr wenige, und was sind die Folgen? Wenn das Mädchen zur Frau wird, von Mathematik nichts weiß und weder addieren noch multiplizieren kann, so versteht sie nicht Rechnung über Einnahme und Ausgabe zu führen und wird wahrscheinlich eine Reihe von Fehlern machen, durch die viele häusliche Zwiste entstehen. Weil die Frau ihrem Geschäft nicht gewachsen ist, d. h. ihre häuslichen Angelegenheiten nicht nach den einfachen Grundsätzen der Rechenkunst zu führen weiß, so wird sie aus reiner Unwissenheit ganz unabsichtlich Verschwendungen begehen, durch welche der Friede und das Behagen der Familie empfindlich leidet.

Methode, diese Seele des Geschäfts, ist auch im Daheim von wesentlicher Bedeutung. Nur durch Methode läßt sich die Arbeit bewältigen. Vor ihr flieht die Verwirrung, und Liederlichkeit wird eine unbekannte Sache. Die Methode verlangt Pünktlichkeit, also eine zweite wesentliche Geschäftseigenschaft. Die unpünktliche Frau verursacht Unzufriedenheit, weil sie Zeit vertrödelt und den Gedanken hervorruft, daß sie uns nicht für wichtig genug hält, rasch zu sein. Für den Geschäftsmann ist die Zeit Geld, aber für die Geschäftsfrau ist die Methode noch mehr, nämlich Friede, Behaglichkeit und häusliches Glück.

Für Frauen wie für Männer ist Klugheit eine zweite wichtige Geschäftseigenschaft. Klugheit ist praktische Weisheit und entsteht durch ein gebildetes Urteil. In

allen Dingen lehrt sie das Passende und Schickliche, denn sie beurteilt weise, was zu thun und wie es zu thun ist. Sie berechnet die Mittel, die Ordnung, die Zeit und die Methode des Schaffens. Klugheit lernt von der Erfahrung und wird durch Wissen geschärft.

Aus diesen und vielen anderen Gründen ist die Pflege von Geschäftsgewohnheiten für alle Frauen notwendig, damit sie im täglichen Leben und in der Arbeit der Welt wirksame Hülfe leisten können. Überdies brauchen die Frauen, um die Herrschaft über das Daheim richtig führen und die Pflegerinnen und Erzieherinnen der Kinder sein zu können, die ganze Hülfe und Kraft, welche geistige Bildung ihnen zu leihen vermag.

Eine bloße instinktive Liebe reicht nicht aus. Der Instinkt, welcher die niedrigeren Geschöpfe erhält, bedarf keiner Ausbildung, aber die menschliche Intelligenz, die in einer Familie fortwährend nötig ist, muß herangezogen werden. Die Vorsehung hat der Frau die körperliche Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts anvertraut und in der leiblichen Natur liegt die sittliche und geistige Natur eingebettet. Die Segnungen der Gesundheit des Körpers, des Gemüts und des Geistes lassen sich bloß dadurch erreichen, daß die Frau in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen handelt, und um diese befolgen zu können, muß sie sie kennen lernen. Ohne die Kenntnis

dieser Gesetze findet die Mutterliebe nur zu oft keine Belohnung, als im Sarge des Kindes *).

Es ist weiter nichts als eine alltägliche Wahrheit, daß der Verstand, mit dem die Frau so gut wie der Mann ausgestattet wurde, zur Übung und zum Gebrauch bestimmt ist und nicht unbenutzt einrosten darf. Solche Gaben werden nie ohne einen Zweck erteilt. Der Schöpfer kann mit seinen Geschenken freigebig sein, verschwenderisch ist er nie.

Die Frau wurde nicht dazu bestimmt, ein gedankenloses Arbeitszeug oder bloß ein hübscher Zeitvertreib für die Muße des Mannes zu sein. Sie existiert um ihrer selbst willen wie für andere, und die ernsten Pflichten, die im Leben zu erfüllen ihr Beruf ist, verlangen einen gebildeten Kopf wie ein liebevolles Herz. Ihre höchste Aufgabe besteht nicht in jener Erwerbung nutzloser Kenntnisse und vergänglicher Fertigkeiten, an die man so viel nützliche Zeit verschwendet; denn dienen gesellschaftliche Talente auch dazu, die Reize der Jugend und Schönheit, die an sich schon mächtig genug sind, noch zu erhöhen, so werden sie bei den Geschäften des realen Lebens von sehr geringem Nutzen sein.

---

*) Daß etwa der dritte Teil aller neugeborenen Kinder in England nicht ein Alter von fünf Jahren erreicht, läßt sich nur der Unkenntnis der natürlichen Gesetze und des menschlichen Körpers, des Nutzens der reinen Luft, des reinen Wassers und der Kunst, gesunde Nahrung zu bereiten, zuschreiben. Unter den niedrigen Tierklassen findet keine solche Sterblichkeit statt.

Das höchste Lob, welches die alten Römer einer edlen Matrone spendeten, war das Wort: „Sie saß zuhause und spann“. In unserer Zeit hat man gesagt, die Frau brauche nur so viel Chemie zu verstehen, um den Topf im Kochen zu erhalten, und nur so viel Geographie, um die verschiedenen Zimmer ihres Hauses zu kennen, während Byron, dessen Teilnahme für die Frauen sehr einseitiger Natur war, erklärte, daß er in ihrem Bücherschrank bloß eine Bibel und ein Kochbuch zu sehen wünsche. Diese Ansicht vom Charakter und von der Bildung der Frau ist eben so engherzig und unverständig, wie auf der andern Seite die jetzt so verbreitete Meinung ausschweifend und unnatürlich ist, die Frau müsse so erzogen werden, daß sie dem Mann so viel als möglich gleiche, bloß durch das Geschlecht von ihm zu unterscheiden sei, dieselben bürgerlichen und politischen Rechte wie er habe, und in allem, was das Leben zu einem wilden und selbstsüchtigen Kampfe um Ansehen, Einfluß und Geld macht, mit ihm wetteifern dürfe.

Im allgemeinen sind die Zucht und Ausbildung, welche in frühester Jugend für das eine Geschlecht am passendsten sind, für das andere eben so geeignet, und die Erziehung und Pflege, welche die Seele des Mannes füllen, werden für die Frau eben so heilsam sein. In der That sprechen alle die Gründe, die man für eine höhere Ausbildung des Mannes geltend macht, mit gleicher Stärke für eine höhere Ausbildung

der Frau. In allen häuslichen Angelegenheiten wird die Wirksamkeit der Frau durch Intelligenz erhöht werden. Sie wird richtiger denken und voraussorgen, den Vorgängen des Lebens vorzubeugen und nachzuhelfen besser imstande sein, sie wird verbesserte Wirtschaftsmethoden einführen und in jeder Beziehung stärker werden. In geschulter geistiger Kraft wird sie einen wirksamern und sicherern Schutz gegen Täuschung und Betrug finden, als in unschuldiger und argloser Unwissenheit. Durch sittliche und religiöse Bildung wird sie sich Quellen des Einflusses sichern, die mächtiger und dauernder als körperliche Reize sind, und in Selbständigkeit und einem gerechtfertigten Selbstvertrauen wird sie die wahren Quellen des häuslichen Behagens und Glücks erkennen.

Soll man die Seele und den Charakter der Frauen um ihres eigenen Wohlseins willen pflegen, so muß man bei ihrer höhern Ausbildung auch das Glück anderer im Auge haben. Die Männer können geistig und sittlich nicht tüchtig sein, wenn die Frauen das Gegenteil sind, und wenn der moralische Zustand eines Volks von dessen Erziehung im Daheim wesentlich abhängt, wie dies unsere feste Überzeugung ist, so muß die Erziehung der Frauen als ein Gegenstand von großer nationaler Bedeutung aufgefaßt werden. Nicht bloß der sittliche Charakter, sondern auch die geistige Kraft des Mannes findet in der sittlichen Reinheit und geistigen Bildung der Frau den besten

Schutz, die sicherste Stütze, und je vollständiger die Gaben beider Geschlechter entwickelt werden, um so harmonischer und geordneter wird die Gesellschaft, um so gewisser ihr Fortschritt und ihre Veredlung sein.

Als Napoleon I., wie wir schon erwähnten, äußerte, daß Mütter das größte Bedürfnis Frankreichs seien, wollte er mit anderen Worten sagen, daß die Franzosen eine häusliche Erziehung unter der Leitung guter, tugendhafter und intelligenter Frauen nötig haben. Inderthat gab die erste französische Revolution eines der schlagendsten Beispiele der sozialen Verwirrungen, die mit durch die Vernachlässigung des reinigenden Einflusses der Frauen entstehen. Als jener große nationale Ausbruch erfolgte, war die Gesellschaft von Lastern und Ausschweifungen durchsetzt. Die Moral, die Tugend, die Religion waren von Sinnlichkeit überschwemmt. Der Charakter der Frau war entartet. Die eheliche Treue wurde verspottet, die Mutterpflicht verachtet, die Familie und das Daheim waren verdorben, häusliche Reinheit hielt die Gesellschaft nicht mehr zusammen. Frankreich war mutterlos geworden, die Kinder rissen sich los, und die Revolution wurde von den Frauen mit wilder Freude und Geheul begrüßt *).

---

*) Beaumarchais' „Figaro", den die Franzosen kurz vor dem Ausbruch der Revolution mit Begeisterung aufnahmen, kann als Zeichen der Zeit betrachtet werden. Er stellte die durchschnittliche Sittlichkeit der oberen wie der unteren Klassen in Beziehung auf

Die fürchterliche Lehre ist aber unbeachtet geblieben und abermals hat Frankreich durch den Mangel an jeder Zucht, Unterordnung, Selbstbeherrschung und Selbstachtung, die bloß im Daheim richtig gelernt werden kann, schwer gelitten. Wie man sagt, schrieb Napoleon III. die neuerdings hervorgetretene Ohnmacht Frankreichs, die es hülflos und blutend vor dem Sieger zu Boden fallen ließ, dem Leichtsinn und der Grundsatzlosigkeit des Volks zu,

---

den Umgang der Geschlechter dar. „Klebe den Menschen Etiketten auf, welche du willst“, sagt Herbert Spener, „signiere sie als ‚obere‘, ‚mittlere‘ und ‚untere‘ Klassen, sie bleiben doch immer eine und dieselbe Gesellschaft, auf die derselbe Zeitgeist einwirkt, die nach demselben Charaktertypus gemodelt wird. Das Gesetz der Mechanik, daß Kraft und Widerstand einander gleich sind, hat seine moralische Analogie. Wie ein Mensch sich gegen einen andern benimmt, wirkt auf beide ein, mag das Benehmen nun gut oder schlecht sein. Man bringe die Menschen nur in Berührung mit einander und keine Trennung in Kasten, keine Vermögensverschiedenheit kann sie verhindern, einander ähnlich zu werden .... Dieselben Einflüsse, welche das Individuum rasch mit seiner Gesellschaft verschmelzen lassen, führen, wennauch langsamer, eine allgemeine Einförmigkeit des Nationalcharakters herbei. Es ist deshalb thöricht, zu glauben, daß irgend eine Gesellschaftsklasse von den übrigen sittlich verschieden sein könne. In welcher Rangschicht du auch Verdorbenheit wahrnehmen magst, sei überzeugt, daß sie alle Schichten gleichmäßig durchdringt, das Symptom eines schlechten gesellschaftlichen Zustandes ist. Wenn in einem Teile des Volkskörpers das Gift der Gemeinheit steckt, so kann kein anderer Teil gesund bleiben.“ („Sozial-Statistik“, Kap. 20, § 7.)

namentlich aber seiner Vergnügungssucht — die er übrigens selbst nicht wenig genährt hat. Es ergiebt sich daraus, daß die Zucht, welche Frankreich noch zu lernen hat, wenn es gut und groß sein will, die von Napoleon I. angedeutete ist — häusliche Erziehung durch gute Mütter.

Der Einfluß der Frau ist überall derselbe. Ihr Zustand wirkt in allen Ländern auf die Sitten, die Manieren und den Charakter des Volkes. Wo die Frau sich erniedrigt hat, da sinkt das Volk, wo sie sittlich rein und gebildet ist, da hebt sich die Gesellschaft.

Die Frau unterrichten, heißt mithin den Mann unterrichten, ihren Charakter erheben, heißt den seinigen mit bessern, ihre geistige Freiheit ausdehnen, heißt die des gesamten Gemeinwesens ausdehnen und sichern. Denn jedes Volk entspringt Daheims, alle Völker stammen von Müttern.

Wenn es aber gewiß ist, daß der Charakter einer Nation durch die Bildung und Verfeinerung der Frau veredelt wird, so ist es mehr als zweifelhaft, ob man irgend einen Vorteil erlangt, wenn man sie bei der rauhen Arbeit des Geschäftslebens und der Politik mit dem Manne in Mitbewerbung treten läßt. Die Frauen können eben so wenig die Männerarbeit der Welt verrichten, wie die Männer die Frauenarbeit. So oft man die Frau ihrem Daheim und ihrer Familie entzogen hat, um ihr ein anderes Werk zu übertragen, sind die Folgen für die Gesellschaft verderblich

geworden. In der That haben sich die Bemühungen einiger der edelsten Menschenfreunde in den letzten Jahren darauf gerichtet, die Frauen der Notwendigkeit zu überheben, in Kohlenwerken, Fabriken und Ziegeleien neben den Männern zu arbeiten.

Im Norden von England ist es nicht ungewöhnlich, daß die Männer müßig im Hause sitzen, während die Mütter und Töchter in der Fabrik arbeiten. In vielen Fällen ist ein gänzlicher Umsturz der Familienordnung, der häuslichen Zucht und des ganzen Hausstandes die Folge gewesen*). In Paris hat man

*) Schon vor vierzig Jahren veröffentlichte der Verfasser, dem eine gewisse Bekanntschaft mit dem Gegenstande nicht abgeht, die folgenden Bemerkungen, die noch heute, trotz der großen Verbesserungen im Lose der Fabrikarbeiter, welche hauptsächlich den edlen Bemühungen Lord Shaftesburys zu danken sind, den größten Teil ihrer Geltung behalten haben: „Das Fabriksystem mag den Reichtum des Landes bedeutend vermehrt haben, ist aber auf den häuslichen Zustand des Volks von verderblichster Wirkung gewesen. Es ist in das Heiligtum des Daheim eingebrochen und hat die Familien- und Gesellschaftsbande zerrissen. Es hat dem Manne die Frau und den Kindern die Eltern genommen. Insbesondere hat es die Tendenz gehabt, den Charakter der Frau zu erniedrigen. Ihr eigentliches Werk besteht in der Erfüllung häuslicher Pflichten, in der Leitung des Hauswesens, der Erziehung der Kinder, der sorgsamen Verwaltung der Familienmittel, der Befriedigung der Familienbedürfnisse. Die Fabrik entführt sie aber allen diesen Pflichten. Das Daheim bleibt kein Daheim mehr. Die Kinder wachsen ohne Pflege und Erziehung auf. Die feineren Gefühle stumpfen sich ab. Die Frau ist nicht mehr das sanfte Weib, die

seit vielen Jahren den Zustand der Dinge erreicht, den gewisse Frauen auch bei uns einführen möchten. Vorzugsweise die Frauen widmen sich dem Geschäft und verkaufen im Laden, oder sitzen am Schenktische, während die Männer auf den Boulevards umherschlendern. Das Ergebnis ist aber bloß Heimatlosigkeit, Entartung und Verfall der Familie und der Gesellschaft gewesen.

Es läßt sich durchaus nicht annehmen, daß man die Besserung und Veredlung der Frauen erreiche, wenn man sie mit politischer Macht bekleide. In unseren Tagen giebt es freilich viele, welche den Volksabstimmungen eine mächtige Wirkung beilegen*) und

---

Gefährtin und Freundin des Mannes, sondern seine Mitarbeiterin und Mitsklavin. Sie ist Einflüssen ausgesetzt, welche nur zu oft jene Sittsamkeit des Gedankens und Benehmens zerstören, welche die beste Schutzwehr der Tugend ist. Ohne von einem richtigen Urteil oder gesunden Grundsätzen geleitet zu werden, erlangen Fabrikmädchen früh das Bewußtsein der Unabhängigkeit. Sie entziehen sich dem Zwange, den ihre Eltern ihnen auferlegen, verlassen ihr Daheim und werden schleunig in die Laster ihrer Genossen eingeweiht. Die physische wie die moralische Atmosphäre, in der sie leben, reizt ihre tierischen Begierden, der Einfluß schlechter Beispiele steckt sie an und das Unheil verbreitet sich weit und breit". — „Die Union", Januarheft 1843.

*) Ein französischer Satiriker machte über die wiederholten Volksabstimmungen, die fortwährenden Wahlen der letzten Jahre und die Zunahme der Ansicht, daß bloß auf Abstimmungen Verlaß sei, 1870 die beißende Bemerkung, daß wir uns rasch der Periode

von der Emanzipation der Frauen etwas Herrliches erwarten, über das sie sich nicht näher aussprechen. Wir brauchen uns hier auf eine Erörterung dieser Frage nicht einzulassen. Es genügt zu betonen, daß die politische Macht, die den Frauen abgeht, durch den Einfluß mehr als überwogen wird, welchen sie im Privatleben dadurch üben, daß sie in ihrem Hause diejenigen erziehen, welche als Männer oder als Frauen alle Männer- und Frauenarbeiten der Welt verrichten. Der radikale Bentham hat gesagt, daß der Mann, selbst wenn er wolle, der Frau die Macht nicht vorenthalten könne, denn sie beherrsche bereits die Welt mit dem ganzen Nachdruck eines Despoten*), obgleich sie hauptsächlich durch Liebe regiere. Den Charakter des ganzen Menschengeschlechts zu bilden, verleiht gewiß eine weit größere Macht, als die Frauen jemals erlangen können, wenn sie fürs Parlament mit wählen, oder gar zu Gesetzgeberinnen werden.

---

zu nähern schienen, in der Männer und Frauen bloß noch das Gebet haben würden: „Und unsere tägliche Abstimmung gieb uns heute".

*) „Die ursprünglichste, eben so notwendige wie unumschränkte Herrschaft ist die der Mutter über das Kind, die man selten als Beispiel anführt, obgleich sie weit vollständiger ist, als die des Vaters. Sir Robert Filmer hat die vermeintlich notwendige und unumschränkte Herrschaft des Vaters über seine Kinder für die Grundlage, den Ausgangspunkt und die Rechtfertigung der monarchischen Gewalt in jedem Staate erklärt. Richtiger wäre es gewesen, wenn er die unumschränkte Herrschaft einer Frau als die einzig rechtmäßige Regierungsform aufgestellt hätte." — „Moralphilosophie", II, 181.

Einen besondern Zweig weiblicher Arbeit giebt es, welcher die wärmste Aufmerksamkeit aller echten wirklichen Reformatorinnen verlangt und der bis jetzt unverantwortlich vernachlässigt worden ist. Wir meinen die bessere und sparsame Zubereitung der menschlichen Nahrung, bei der gegenwärtig aus Unkenntnis der gewöhnlichsten Kochkunst eine Verschwendung stattfindet, die man beinahe schimpflich nennen könnte. Wenn man den Mann als einen Wohlthäter seines Geschlechts bezeichnen darf, der es dahin bringt, daß zwei Kornähren wachsen, wo früher bloß eine wuchs, so muß die Frau, welche die in Nahrung bestehenden Erzeugnisse menschlicher Geschicklichkeit und Arbeit auf die praktischste und sparsamste Weise zu verwerten lehrt, ebenfalls als eine allgemeine Wohlthäterin betrachtet werden. Eine bessere Benutzung unserer jetzigen Vorräte würde schon einer unmittelbaren Ausdehnung der angebauten Ländereien Englands gleichkommen, von den Ersparungen, der Zunahme häuslicher Behaglichkeit und dem Nutzen für die Gesundheit gar nicht zu reden. Wenn unsere weiblichen Reformatoren diese Richtung einschlügen und ihre Energie mit Nutzen bethätigten, so würden sie die Dankbarkeit aller Haushaltungen ernten und zu den größten praktischen Menschenfreunden gezählt werden.

Drittes Kapitel.

Gesellschaft und Beispiel.

Halte gute Gesellschaft und du zählst mit.
George Herbert.

Was mich betrifft,
So lerne ich von edlen Männern gern.
Shakespeare.

Sage mir, wen du bewunderst, und ich will dir sagen, wer du bist.
Sainte-Beuve.

Wer ein guter Maler werden will, der wird am sichersten gehen, wenn er nach den besten Gemälden zeichnet und sich bei jedem Striche seines Bleistifts von dem Muster leiten läßt, das vor ihm liegt. So muß derjenige, welcher die Bahn seines Lebens rein erhalten will, immer die besten Beispiele vor Augen haben und nicht eher zufrieden sein, als bis er sie erreicht, oder übertrifft.
Owen Feltham.

Die natürliche Erziehung durch das Daheim setzt sich weit ins Leben hinein fort und hört sogar nie ganz auf. Im Laufe der Jahre kommt aber eine Zeit, in der das Daheim einen ausschließlichen

Einfluß auf die Bildung des Charakters zu üben aufhört und die mehr künstliche Erziehung durch die Schule und die Gesellschaft von Freunden und Gefährten, welche den Charakter durch die mächtige Einwirkung des Beispiels zu formen fortfährt, an seine Stelle tritt.

Die Menschen — die jungen wie die alten, aber die ersteren doch mehr als die letzteren — können nicht anders, als diejenigen nachahmen, mit welchen sie umgehen. George Herberts Mutter pflegte zur Belehrung ihres Sohnes zu sagen: „Wie die Ernährung unseres Körpers den Speisen entspricht, die wir zu uns nehmen, so gelangen unsere Seelen durch das Beispiel und die Unterhaltung guter oder schlechter Gesellschaft zu Tugenden oder Lastern, ohne daß wir es bemerken".

Inderthat ist es unmöglich, daß der Verkehr mit unserer Umgebung auf die Bildung des Charakters nicht einen mächtigen Einfluß üben sollte. Die Menschen sind ja von Natur Nachahmer und alle Personen werden durch die Sprache, die Manieren, die Haltung, die Gebärden und selbst durch die Denkweise ihrer Gefährten mehr oder weniger geleitet. „Ist das Beispiel nichts?" sagte Burke. „Es ist alles. Das Beispiel ist die Schule der Menschen und in keiner andern lernen sie." Burkes großer Wahlspruch, den er dem Marquis von Rockingham ins Stammbuch schrieb, verdient wiederholt zu

werden. Er lautete: „Du sollst gedenken, nachstreben, beharren“.

Die Nachahmung ist meistens eine so unbewußte, daß man ihre Einwirkungen kaum bemerkt, aber ihr Einfluß ist deshalb um nichts weniger permanent. Nur dann, wenn eine nachgiebige Natur mit einer mächtigen in Berührung kommt, ist die Veränderung im Charakter zu erkennen. Indessen üben selbst die weichsten Naturen einen Einfluß auf ihre Umgebung. Die Annäherung der Gefühle, Gedanken und Gewohnheiten ist eine beständige und die Thätigkeit des Beispiels hört nicht auf.

Emerson hat die Beobachtung gemacht, daß alte Ehepaare oder Personen, die längere Jahre Hausgenossen gewesen sind, allmählich einander ähnlich werden, ja, wenn sie lange genug leben bleiben, kaum mehr von einander unterschieden werden können. Wenn dies von den Alten gilt, um wie viel mehr gilt es da von den Jungen, deren elastische Naturen viel weicher und empfänglicher sind und den Stempel des Lebens und der Unterhaltung ihrer Umgebung leichter annehmen.

„Man hat viel von Erziehung geredet“, bemerkte Sir Charles Bell in einem seiner Briefe, „aber das Beispiel, das doch alles in allem ist, verliert man aus den Augen. Meine beste Erziehung war das Beispiel meiner Brüder. Alle Mitglieder der Familie besaßen Selbstvertrauen und echte Unabhängigkeit und durch

Nachahmung verschaffte ich mir dieselben Eigenschaften *)."

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Umstände, welche den Charakter zu bilden beitragen, ihren Haupteinfluß in der Zeit des Wachstums ausüben. Wenn wir in Jahren fortschreiten, werden Beispiel und Nachahmung zur Sitte und verdichten sich allmählich zur Gewohnheit, welche eine solche Gewalt besitzt, daß wir ihr, bevor wir uns dessen bewußt geworden sind, einen Teil unserer persönlichen Freiheit geopfert haben.

Man erzählt von Plato, daß er einst einen Knaben wegen Teilnahme an einem thörichten Spiel getadelt habe. „Du schiltst mich wegen einer sehr geringen Sache", sagte der Knabe. „Eine Sitte ist nie eine geringe Sache", antwortete Plato. Schlechte Sitte zur Gewohnheit verdichtet, ist ein solcher Tyrann, daß man Leute an Lastern hängen sieht, denen sie gleichwohl fluchen. Sie sind die Sklaven von Gewohnheiten geworden, deren Herrschaft sie nicht mehr widerstehen können. Darum hat Locke gesagt, daß einer der Hauptzwecke der christlichen Zucht darin bestehen müsse, eine Seelenstärke zu erzeugen und zu erhalten, welche der Macht der Gewohnheit zu widerstehen fähig sei.

---

*) „Sir Charles Bells Briefe", S. 10.

Obgleich die Erziehung des Charakters durch Beispiele vielfach eine unbewußte ist, brauchen die jungen Leute darum nicht die passiven Nachfolger oder Nachahmer ihrer Umgebung zu sein. Ihr eigenes Benehmen trägt weit mehr als das ihrer Gefährten dazu bei, den Zweck ihres Lebens festzustellen und die Grundsätze desselben zu formen. In sich selbst trägt jeder Mann die Willenskraft und freie Selbstbestimmung, welche bloß mutig benutzt zu werden braucht, um ihn zu befähigen, die Auswahl seiner Freunde und Genossen selbst zu treffen. Charakterschwäche trägt allein die Schuld, wenn junge und alte Leute die Sklaven ihrer Neigungen werden oder sich einer knechtischen Nachahmung anderer hingeben.

Es ist ein bekanntes Wort, daß man die Menschen durch ihren Umgang kennen lerne. Es würde unnatürlich sein, wenn der Nüchterne sich dem Trunkenbolde, der Gebildete dem Rohen, der Keusche dem Wüstling gesellte. Umgang mit verdorbenen Personen läßt auf einen gemeinen Geschmack und auf lasterhafte Neigungen schließen und führt unausbleiblich zur Erniedrigung des Charakters. „Die Unterhaltung solcher Personen ist höchst schädlich“, sagt Seneca, „denn wenn sie auch nicht unmittelbar schadet, läßt sie doch ihren Samen in der Seele zurück und folgt uns, wenn wir die Sprecher verlassen haben. Sie ist wie eine Krankheit, die später gewiß wieder ausbrechen wird.“

Wenn junge Männer weise beraten und geleitet werden und ihren freien Willen gewissenhaft gebrauchen, so werden sie die Gesellschaft von Leuten aufsuchen, welche besser als sie selbst sind, und deren Beispiel nachzuahmen streben. Im Umgang mit den Guten finden im werden begriffene Naturen stets ihre beste Nahrung, während Verkehr mit den Schlechten nichts als Unheil erzeugen wird. Es giebt Personen, die man nur kennen zu lernen braucht, um sie zu lieben, zu ehren, zu bewundern, und andere, deren Bekanntschaft man vermeiden und verachten muß. Die letzteren sind die Personen, von denen Rabelais im „Gargantua" sagt, daß ihr Wissen wie das der Tiere ist. Lebe mit Personen von edlem Charakter und du wirst dich von ihnen gehoben und erleuchtet fühlen, „lebe mit Wölfen", wie das spanische Sprüchwort sagt, „und du wirst zu heulen lernen".

Schon ein Verkehr mit gewöhnlichen und selbstsüchtigen Personen kann höchst schädlich werden, indem er zu einer trocknen, dumpfen, lauernden und selbstsüchtigen Geistesstimmung führt, welche der wahren Männlichkeit und Charaktergröße mehr oder weniger feindlich ist. Die Seele lernt sich in kleinen Kreisen bewegen, das Herz wird eng und schrumpft ein und die sittliche Natur sinkt zu einer Schwäche, Unentschlossenheit und Schmiegsamkeit herab, welche keinen edlen Ehrgeiz und keine wahre Vortrefflichkeit aufkommen läßt.

Auf der andern Seite wird ein Umgang mit weisen, besseren und erfahreneren Personen stets mehr oder weniger anregen und kräftigen. Sie vermehren unsere Kenntnis des Lebens. Wir richten uns in unserem Urteil nach ihnen und werden Teilhaber ihrer Weisheit. Wir erweitern unser Beobachtungsfeld, indem wir mit ihren Augen sehen, aus ihren Erfahrungen Nutzen ziehen und nicht bloß von ihren Freuden, sondern weit mehr noch von ihren Leiden lernen. Sind sie stärker als wir, so werden wir Teilhaber ihrer Kraft. Daher wird der Umgang mit weisen und energischen Männern immer den wohlthätigsten Einfluß auf die Bildung unseres Charakters haben, unsere Hülfsquellen vermehren, uns in guten Entschlüssen stärken, uns auf höhere Ziele hinweisen und uns befähigen, in unseren eigenen Angelegenheiten geschickter zu werden und anderen wirksamer zu helfen.

„Stets habe ich den großen Nachteil schmerzlich bedauert“, sagt Frau Schimmelpenninck, „der in der Einsamkeit meiner ersten Jugend lag. Unser noch unausgebildetes Selbst ist eine schlechte Gesellschaft, und lebt eine Person allein, so bleibt sie nicht bloß in den Mitteln, durch die sie ihren Mitmenschen helfen kann, vollständig unwissend, sondern sie lernt auch die Mängel nicht kennen, welche der Abstellung am dringendsten bedürfen. Nimmt der Umgang mit anderen nicht einen so großen Umfang an, daß

Stunden der Zurückgezogenheit unmöglich werden, so kann man von ihm sagen, daß er dem einzelnen eine reiche und vervielfältigte Erfahrung verleiht. Unser Mitgefühl wird in eine gewisse Form geleitet, und wenn es auch, hierin der Mildthätigkeit ungleich, draußen beginnt, so verfehlt es doch nie, reiche Schätze in die Heimat zurückzubringen. Ein Verkehr mit anderen ist auch darin nützlich, daß er den Charakter kräftigt und uns, während wir unser Hauptziel niemals aus dem Gesicht verlieren, den guten und rechten Weg zu betreten fähig macht *)."

Durch eine glückliche Andeutung, einen rechtzeitigen Wink, oder den freundlichen Rat eines ehrlichen Freundes kann dem Leben eines jungen Mannes eine ganz neue Richtung gegeben werden. So hatte auf das Leben des Missionars Henry Martyn eine Freundschaft, die er als Knabe auf dem Gymnasium von Truro schloß, einen merkwürdigen Einfluß. Martyn hatte einen schwächlichen Körper und war zart und nervös. Er fand deshalb an den Spielen der Schüler keinen Gefallen und da er etwas heftig war, so machte es den stärkeren Knaben Spaß, ihn zu necken und selbst zu mißhandeln. Einer dieser Knaben faßte aber Freundschaft zu Martyn, nahm ihn in seinen Schutz, stellte sich zwischen ihn und seine Verfolger und focht nicht bloß Kämpfe für ihn

*) „Selbstbiogr. von Anna Marie Schimmelpeninck", S. 179.

aus, sondern half ihm auch bei seinen Arbeiten. Obgleich Martyn ein ziemlich mittelmäßiger Schüler war, wollte ihm sein Vater doch den Vorteil einer Erziehung auf der Universität verschaffen und schickte ihn mit fünfzehn Jahren nach Oxford, damit er sich um eine Stelle in einem der dortigen Kollegien bewerbe. Als er kein Glück hatte, blieb er noch zwei Jahre auf dem Gymnasium und ging dann nach Cambridge, wo er in das Johanneskollegium eintrat. Sein alter Beschützer in Truro hatte sich dort als Student bereits eingerichtet. Ihre Freundschaft erneuerte sich und der ältere Student wurde zum Mentor des jüngern. Martyn machte es sich bei seinen Studien bequem, war reizbar und mutwillig und unterlag zuweilen Anfällen von einer unbeherrschbaren Wut. Sein großer Freund war dagegen ein beharrlicher, geduldiger und fleißiger Bursche und hörte nie auf, seinen jähzornigen Genossen zu überwachen, zu leiten und mit gutem Rate zu versehen. Er hielt Martyn von schlechter Gesellschaft fern, hieß ihn tüchtig arbeiten, „nicht um des Lobes der Menschen willen, sondern zum Ruhme Gottes“, und stand ihm bei seinen Studien so erfolgreich bei, daß Martyn bei der nächsten Weihnachtsprüfung für den besten des Jahres erklärt wurde. Für sich selbst erreichte Martyns freundlicher Beschützer und Mentor nie eine Auszeichnung. Er verschwand ins Dunkel, wo er höchst wahrscheinlich ein nützliches, wenn-

auch unbekanntes Dasein führte. Sein größter Wunsch im Leben war gewesen, den Charakter seines Freundes zu gestalten, seiner Seele Wahrheitsliebe einzuflößen und ihn für die edlen Aufgaben eines Glaubensboten der Indianer, die er kurz darauf übernahm, vorzubereiten.

Ein ziemlich ähnlicher Vorgang wird von der Studienzeit Dr. Paleys erzählt. Als dieser im Christuskollegium von Cambridge studierte, fiel er durch seinen Geist wie durch seine Unbeholfenheit gleich sehr auf und wurde der Liebling seiner Genossen und zugleich die Zielscheibe ihrer Neckereien. Trotz seiner großen natürlichen Fähigkeiten war er gedankenlos, faul und ein Verschwender, so daß er zu Anfang seines dritten Jahres geringe Fortschritte gemacht hatte. Nach einer seiner üblichen Nachtschwärmereien sah er am folgenden Morgen einen Freund an seinem Bette stehen. „Paley“, sagte dieser, „ich konnte nicht schlafen, weil ich immer an dich dachte. Ich sagte mir, was für ein Narr du bist. Ich besitze die Mittel zu Verschwendungen und brauche mir keine Sorgen zu machen, wenn ich faul bin; du bist arm und kannst das nicht aushalten. Ich würde es wahrscheinlich zu nichts bringen, wenn ich es auch versuchte; du kannst etwas leisten. Ich habe die ganze Nacht gewacht und an deine Thorheit gedacht, jetzt komme ich, um dich ernstlich zu warnen. Beharrst du bei deiner Trägheit und gehst auf diesem Wege weiter,

so muß ich deiner Gesellschaft vollständig entsagen.“ Man sagt, daß Paley sich von dieser Ermahnung hart getroffen fühlte und von dem Augenblicke an ein anderer Mensch wurde. Er entwarf einen ganz neuen Lebensplan und führte ihn beharrlich aus. Er wurde einer der fleißigsten Studenten. Einen seiner Genossen nach dem andern überholte er und bestand zu Ende des Jahres die Prüfung am besten. Was er später als Schriftsteller und Geistlicher geleistet hat, ist hinreichend bekannt.

Niemand hat den Einfluß persönlichen Beispiels auf die Jugend vollständiger anerkannt, als Dr. Arnold. Es war der mächtige Hebel, mit dem er arbeitete, um den Charakter seiner Schüler zu heben. Sein Hauptstreben richtete sich zunächst darauf, bei den angesehensten Knaben einen gesunden Geist zu wecken, ihre guten und edlen Gefühle auszubilden und sie so zu Werkzeugen zu machen, vermittelst deren bei den übrigen durch den Einfluß des Beispiels, der Nachahmung und der Bewunderung derselbe Geist verbreitet werden könne. In allen suchte er das Gefühl zu erwecken, daß sie seine Mitarbeiter wären und die moralische Verantwortung für eine gute Regierung der Anstalt mitzutragen hätten. Eine der ersten Wirkungen dieses hochherzigen Lehrsystems war die, daß den Knaben Kraft und Selbstachtung eingeflößt wurde. Sie fühlten, daß man ihnen vertraue. In Rugby gab es natürlich, wie in allen Schulen,

böse Buben, und diese zu überwachen und zu verhindern, daß ihr schlechtes Beispiel die übrigen anstecke, war des Meisters Pflicht. Bei einer Gelegenheit sagte er zu einem Gehülfen: „Sehen Sie diese beiden Knaben zusammen gehen? Ich sah sie noch nie bei einander. Sie sollten sich zur besondern Aufgabe machen, den Umgang zu beobachten, den die Knaben sich wählen. Nichts zeigt uns besser, daß der Charakter eines Schülers sich verändert".

Dr. Arnolds eigenes Beispiel gab den schönsten Antrieb, wie das bei jedem großen Lehrer der Fall sein wird. In seiner Gegenwart lernten die jungen Leute sich selbst achten und aus der Wurzel der Selbstachtung wuchsen die männlichen Tugenden empor. „Seine bloße Gegenwart", sagt sein Biograph, „schien ihnen neue Kraft und Gesundheit einzuflößen und eine geistige Regsamkeit und Erhebung zu wecken, die ihnen, nachdem sie ihn verlassen hatten, noch lange blieb, um ihren Gedanken beständig als ein lebendes Bild vorzuschweben. Als der Tod ihn mit sich fortgenommen hatte, schien das Band nicht zu zerreißen und das Gefühl der Trennung verlor sich fast in dem tiefern Bewußtsein einer lebendigen und unzerstörbaren Verbindung *)." So erzog Dr. Arnold eine große Anzahl männlicher und edler Charaktere, die den Einfluß seines Beispiels über alle Teile der Welt verbreiteten.

*) Stanleys „Leben Arnolds", I, 151.

Große Wirkungen wußte Fellenberg, der Gründer der Erziehungsanstalt von Hofwyl, durch die Macht des Beispiels zu erzielen. Von seinen Schülern konnte man mit Recht sagen, daß die armen den Neid gegen die reichen und die reichen den Hochmut gegen die armen abgelegt hatten. Er bildete sie in zwei Abteilungen aus, auf einer Akademie und auf einer Schule, brachte beide Abteilungen aber so viel wie möglich mit einander in Berührung, damit die reicheren Schüler mit den Tugenden und Geschicklichkeiten ihrer ärmeren Genossen bekannt würden und ihnen nacheiferten, die ärmeren Schüler hinwieder Gelegenheit erhielten, zu sehen, wie jene reicheren ihre Zeit nicht etwa in nichtswürdigen Dingen verloren hätten, sondern ebenfalls zur Arbeit angehalten würden.

Von Dugald Stewart sagte man, daß er ganzen Generationen von Zöglingen die Liebe zur Tugend eingeflößt. „Bei seinen Lehren", sagte Cockburn, „war es mir, als ob der Himmel sich öffne. Ich fühlte, daß ich eine Seele habe. Seine edlen Anschauungen, die er in prächtigen Worten vortrug, erhoben mich in eine höhere Welt. Sie veränderten meine ganze Natur*)."

In allen Lebenslagen wirkt der Charakter. Der Mann von gutem Charakter giebt in einer Werkstatt

---

*) Stanleys „Leben Arnolds", I, 151.

den Ton an und veredelt das ganze Streben seiner Genossen. Als Franklin in London arbeitete, soll er die Manieren einer ganzen Druckerei reformiert haben. Auf der andern Seite wird der Mann von schlechtem Charakter und gesunkener Energie seine Genossen unbewußt erniedrigen und entwürdigen. John Brown, der „voranziehende Brown*)“, sagte einmal zu Emerson, „für einen Ansiedler in einem neuen Lande sei ein guter gläubiger Mann so viel wert, wie hundert, ja tausend Leute ohne Charakter“. Das Beispiel eines solchen Mannes wirkt so ein, daß alle anderen Männer in unmittelbarer und wohlthätiger Weise von ihm beeinflußt und zu dem Standpunkte seiner energischen Thätigkeit emporgetragen werden.

Der Verkehr mit dem Guten erzeugt unabänderlich Gutes. Der Einfluß des guten Charakters verbreitet sich nach allen Seiten. „Ich war gewöhn-

*) John Brown ist der Fanatiker, der jahrelang gegen die Sklavenhalter und Grenzstrolche von Missouri auf eigene Faust Krieg geführt und schließlich durch die Wegnahme des Zeughauses von Harpers Ferry (16. Oktober 1859) den ersten Anstoß zum nordamerikanischen Bürgerkriege gegeben hat. Als der Kampf ausbrach, wurde ein auf den Hingerichteten gedichtetes Lied mit den Anfangsworten: „Der Geist John Browns zieht uns voran“, zum Kriegsgesange der presbyterianischen Regimenter des Nordens.

Anm. des Übers.

licher Thon, bis Rosen in mich geflanzt wurden", sagt die wohlriechende Erde des orientalischen Märchens. Leben erzeugt Leben und aus dem Guten entspringt Gutes. „Es ist erstaunlich", sagt der Domherr Moseley, „wie viel Gutes die Güte schafft. Nichts Gutes ist allein und auch nichts Schlechtes, denn es macht andere gut oder schlecht, wie der in den Teich geworfene Stein Kreise hervorruft, durch die weitere und immer weitere Kreise entstehen, bis der letzte das Ufer erreicht. Fast alles Gute in dieser Welt kann uns von fernen Zeiten und häufig aus unbekannten Mittelpunkten des Guten überliefert worden sein *)." Eben so sagt Ruskin: „Was vom Bösen stammt, erzeugt Böses, und was von Herzhaftigkeit und Ehre stammt, erzeugt wieder Herzhaftigkeit und Ehre".

Das Leben jedes Menschen ist mithin eine tägliche Einimpfung guter oder schlechter Beispiele in andere. Das Leben eines guten Menschen ist zugleich die eindringlichste Lobrede der Tugend und der stärkste Tadel des Lasters. Dr. Hooker sagte von dem Leben eines frommen Geistlichen seiner Bekanntschaft, daß es eine sichtbare Predigt sei und selbst den Gottlosesten von der Schönheit des Guten überzeuge.

---

*) Aus einem Briefe des Domherrn Moseley, der kurz nach dem Tode Lord Herbert von Leas bei der Gedächtnisfeier desselben vorgelesen wurde.

Als der gute Georg Herbert sein Kirchspiel übernahm, sagte er: „Vor allen Dingen will ich gottgefällig leben, weil der tugendhafte Wandel eines Geistlichen die kräftigste Beredsamkeit ist und in allen, welche ihn sehen, Liebe und Ehrfurcht und schließlich den Wunsch, eben so zu leben, erzeugt". „Ich muß um so mehr so leben", setzte er hinzu, „weil eine Zeit gekommen ist, die des guten Beispiels mehr bedarf, als der Lehre." Als man demselben guten Priester vorwarf, daß er einem armen Manne eine Freundlichkeit erwiesen habe, die der Würde seines Amts nicht angemessen sei, antwortete er mit dem schönen Ausspruche, solche Handlungen würden hoffentlich für ihn zu Musik um Mitternacht werden*). Isaak Walton spricht von einem Briefe über ein heiliges Leben, den Georg Herbert an den Bischof Andrews schrieb und den der letztere „in seinen Busen steckte, seinen Schülern vorlas und dann wieder an seinen alten Platz brachte, wo er ihn seinem Herzen nahe bis zum letzten Tage seines Lebens aufbewahrte".

Die Güte hat eine große Gewalt, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen. Wer von ihr beseelt wird, der ist der wahre König der Menschen und zieht alle Herzen an sich. Als General Nicholson vor Delhi verwundet auf dem Sterbebette lag, diktierte er einen Brief an einen Freund, in dem er von dem eben so edlen

---

*) Isaak Waltons „Leben Georg Herberts".

als tapfern Sir Herbert Edwards sagte: „Teile ihm mit, daß ich ein besserer Mann geworden wäre, wenn ich immer bei ihm gelebt hätte und nicht durch meine schweren Dienstpflichten gehindert worden wäre, häufiger mit ihm in vertrautem Verkehr zu stehen. Ich wurde stets besser, wenn ich bei ihm und seiner Frau gewesen war, so kurz die Zeit auch gewesen sein mochte. Versichere beide meiner Liebe“.

Es giebt Menschen, in deren Gegenwart uns ist, als ob wir ein Bad von Sonnenschein nähmen, oder ein geistiges Arom, wie Gebirgsluft erfrischend und kräftigend, einatmeten. Sir Thomas Mores edle Natur hatte eine so große Gewalt, daß sie die Schlechten unterjochte und die Guten ermunterte. Lord Brooke sagte von seinem verstorbenen Freunde Sir Philipp Sidney: „Sein Witz und Verstand gehen mit seinem Herzen zusammen und machen ihn selbst und andere nicht in Worten oder Ansichten, sondern im Leben und Handeln gut und groß“.

Der bloße Anblick eines guten und großen Mannes wird für die Jugend häufig zu einer Eingebung, da sie ihn bewundern und den milden, wackern, wahrhaften und hochherzigen Geist lieben muß. Chateaubriand sah Washington bloß ein einziges mal, hatte aber Gewinn fürs Leben davon. Nachdem er die Zusammenkunft beschrieben hat, sagt er: „Washington sank ins Grab, ehe sich an meinen Namen die geringste Berühmtheit geknüpft hatte. Ich ging als ein völlig

unbekanntes Wesen an ihm vorüber, ihn umstrahlte der höchste Ruhm, ich stand im tiefsten Dunkel. Wahrscheinlich haftete mein Name nicht einen vollen Tag in seinem Gedächtnis. Wie glücklich war ich aber, daß seine Blicke auf mich fielen. Ich fühlte mich für den ganzen Rest meines Lebens erwärmt. Selbst in den Blicken eines großen Mannes liegt eine Kraft".

Als Niebuhr starb, sagte sein Freund Friedrich Perthes von ihm: „Welch ein Zeitgenosse! Der Schrecken aller schlechten und gemeinen Menschen, die Stütze aller echten und ehrlichen Naturen, der Freund und Helfer der Jugend". Bei einer andern Gelegenheit sagte Perthes: „Einem Kämpfer thut es gut, fortwährend von erprobten Kämpfern umgeben zu sein. Böse Gedanken fliehen von uns, wenn das Auge auf das Bild von jemand fällt, in dessen lebendiger Gegenwart wir vor ihnen errötet sein würden". Ein katholischer Wucherer zog immer einen Vorhang über das Bild seines Schutzheiligen, wenn er betrügen wollte. Von dem Bilde einer schönen Frau sagt Hazlitt, es sei einem so, als ob in dessen Gegenwart eine unschöne Handlung unmöglich werde. „Es thut immer gut, auf dieses männlich-biedere Gesicht zu blicken", sagte eine arme deutsche Frau und zeigte auf ein Bildnis des großen Reformators, das an der Wand ihres bescheidenen Zimmers hing.

Schon das Bild eines edlen oder guten Mannes, das in einem Zimmer hängt, ist eine Art von Gesell-

schaft. Es flößt uns eine innigere persönliche Teilnahme für ihn ein. Blicken wir auf seine Züge, so glauben wir ihn genauer zu kennen und ihm näher zu stehen. Wir haben nun ein Band, welches uns mit einer höhern und bessern Natur als die unsrige verbindet. So wenig es uns gelingen mag, die Größe unseres Helden zu erreichen, fühlen wir uns doch unterstützt und gekräftigt, wenn wir ihn im Bilde fortwährend vor uns sehen.

Fox gestand mit Stolz, wie viel er dem Beispiel und der Unterhaltung Burkes verdanke. Bei einer Gelegenheit sagte er von ihm: „Lege ich die ganze politische Belehrung, die ich mir aus Büchern geholt habe, mit allem, was ich durch die Wissenschaft gelernt, oder was ich durch meine Kenntnis der Welt und der Geschäfte gewonnen habe, in die eine Wagschale, und die Fortschritte, die ich dank der Unterhaltung und Belehrung Burkes gemacht habe, in die andere, so sinkt diese letztere“.

Für Professor Tyndall war Faradays Freundschaft „Kräftigung und Erleuchtung“. Als er einen Abend mit ihm verlebt hatte, schrieb er: „Seine Werke erregen Bewunderung, aber jede Berührung mit ihm veredelt und erwärmt das Herz. Er ist unbedingt ein starker Mann. Ich liebe die Kraft und im Charakter Faradays sehe ich hierzu noch Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Milde gesellt“.

Selbst die sanftesten Kreaturen besitzen die Kraft, auf den Charakter Anderer einen guten Einfluß zu üben. Wordsworth scheint durch den Charakter seiner Schwester Dorothea, die auf seine Seele und sein Herz einen unvergänglichen Eindruck machte, besonders viel gewonnen zu haben. Er nennt sie den Segen seiner Kindheit, wie seiner Mannesjahre. Obgleich sie zwei Jahre jünger war als er, trug sie durch ihre Zärtlichkeit und Anmut viel dazu bei, seine Natur zu modeln und seine Seele den Einflüssen der Poesie zu öffnen:

Sie lehrte hören mich und sehen,
Demütig, fromm durchs Leben gehen
Und jeden fremden Schmerz verstehen
Und liebevoll und heiter sein.

So können die sanftesten Naturen durch die Macht ihrer Liebe und Intelligenz die Charaktere von Männern ausbilden, welche dazu bestimmt sind, durch alle Jahrhunderte auf ihr Geschlecht einen veredelnden Einfluß zu üben.

Melanchthon, der von sich selbst sagte, daß er nur für den Hörsaal tauge und für andere Dinge zu weich sei, hat sich durch seine Einwirkung auf Luther um die Reformation eben so große Verdienste erworben, wie dieser selbst. Die Natur selbst schien die beiden großen Männer für einander geschaffen und einen durch den andern ergänzt zu haben. Luthers Mut und Sicherheit war mit einem leidenschaftlichen Un-

gestüm verbunden, der ihn ohne des Freundes leitende Hand in tausend Verwirrungen hineingeführt haben würde. Achtundzwanzig Jahre wirkten beide zusammen und nicht ein einziges mal wurde ihre zum Wohl des ganzen Reformationswerks so nötige Harmonie gestört. Mit Freuden erkannte Luther an, welchen unersetzlichen Helfer er an dem weichen, fast furchtsamen Melanchthon habe. Als er nach Worms zur Verantwortung berufen wurde und von seinen Feinden ermordet zu werden fürchtete, sagte er beim Abschiede zu seinem Freunde: „Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier sein kann. Du kannst es noch besser machen, darum ist auch nicht viel Schade um mich, bleibst du doch da".

Sir William Napier schrieb die frühzeitige Richtung, die sein Charakter nahm, zunächst dem Eindruck zu, den er als Knabe von seiner Mutter empfing, und nach diesem dem edlen Beispiel seines Befehlshabers Sir John Moore, das er als Jüngling vor Augen hatte. Moore entdeckte die Eigenschaften des jungen Offiziers bald und dieser gehörte zu denen, an welche der General bei Corunna die aufmunternden Worte richtete: „Gut gemacht, besser, als ich es gekonnt hätte!" Als Napier an seine Mutter schrieb und ihr den kleinen Hof schilderte, von dem Moore umgeben war, sagte er: „Wo werden wir einen solchen König finden?" Seiner persönlichen Vorliebe für seinen Feldherrn verdankt die Welt sein großes Werk: „Geschichte des

Halbinselkriegs". Den ersten Anstoß zu dem Buche gab die Aufforderung, die ein anderer Freund Lord Langdale an ihn richtete, als beide eines Tages über die Felder gingen, auf denen jetzt Belgravia steht. „Es war Lord Langdale", sagte er, „der zuerst das Feuer in mir schürte." Von ihm selbst sagt sein Biograph mit Recht, „daß kein denkender Mensch jemals mit ihm in Berührung kommen konnte, ohne von dem Genie des Mannes einen starken Eindruck zu empfangen".

Die Laufbahn Dr. Marshalls war ein lebenslänglicher Beweis von dem Einfluß eines Charakters auf die Bildung des andern. Viele ausgezeichnete Männer befinden sich noch unter den Lebenden, welche ihren Erfolg im Leben auf seinen Beistand und Rat zurückführen können, ohne den sie manche wertvolle Studien und Forschungen vielleicht nie oder doch nicht so früh unternommen haben würden. Er pflegte den jungen Leuten seiner Umgebung zu sagen: „Nehmen Sie einen Gegenstand auf und verfolgen Sie ihn mit Ernst, so kann Ihnen das Ziel nicht entgehen". Oft legte er einem jungen Freunde eine neue Idee vor und sagte: „Ich mache Ihnen ein Geschenk damit, es liegt ein Vermögen darin, wenn Sie die Sache energisch betreiben".

Energie des Charakters besitzt immer die Macht, in anderen Energie hervorzurufen. Sie wirkt durch Sympathie, also durch eine der stärksten unter den

menschlichen Triebfedern. Der eifrige und energische Mann reißt unbewußt Andere mit sich fort. Sein Beispiel ist ansteckend und zwingt zur Nachahmung. Er übt eine Art von elektrischer Kraft, die jede Fiber erzittern läßt, in die Natur seiner Umgebung überströmt und ihr Feuerfunken entlockt.

Dr. Arnold wirkte auf junge Leute mit dieser Art von Kraft ein. Sein Biograph sagt von ihr: „Es war nicht sowohl eine begeisterte Bewunderung für wahres Genie, Gelehrsamkeit oder Beredsamkeit, was in ihnen arbeitete, als vielmehr ein sympathisches Fluidum, ausgehend von einem Geiste, der ernstlich am Werke war, dessen Arbeit eine gesunde, stetige und immerdar von Gottesfurcht geleitete war und auf ein tiefes Bewußtsein von der Pflichtmäßigkeit und dem Wert einer solchen Arbeit sich stützte" *).

Eine solche Gewalt erzeugt, wenn sie von genialen Männern ausgeht, Mut, Begeisterung und Demut. Diese tiefe Verehrung einzelner, die man gegen eine Menge gar nicht hegen kann, hat zu allen Zeiten Helden und Märtyrer gebildet. Auf diese Weise macht die Herrschaft des Charakters sich fühlbar. Sie wirkt durch Erleuchtung, Belebung und Anfeuerung der Naturen, welche ihrem Einfluß unterworfen sind.

Große Geister sind an ausstrahlender Kraft reich und üben nicht bloß Macht aus, sondern teilen sie

---

*) Stanleys „Leben und Briefe Dr. Arnolds", I, 33.

auch mit und schaffen sie sogar. So hat Dante eine Menge großer Geister: Petrarca, Boccaccio, Tasso und viele andere mehr, großgezogen und zu seinen Nachfolgern gemacht. Von ihm hat Milton gelernt die Stiche böser Zungen und die Verleumdung zu ertragen, die sich an das Unglück hängen, und noch lange Jahre später hat Byron, als er im Pinienwalde von Ravenna an Dante dachte, seiner Harfe erhabenere Töne entlockt, als sie ihm jemals zuvor gelangen. Dante begeisterte die größten Maler Italiens, einen Giotto, Orcagna, Michel Angelo und Raphael. Ariosto und Titian begeisterten sich gegenseitig und jeder erleuchtete den andern mit seinem Ruhm.

Große und gute Menschen ziehen andre hinter sich her, indem sie eine allgemeine Bewunderung erregen. Diese Bewunderung edler Charaktere erhebt die Seele und erlöst sie aus den Banden der Selbstsucht, die eines der größten Hindernisse sittlicher Veredlung ist. Die Erinnerung an Männer, die sich durch große Gedanken oder Thaten ausgezeichnet haben, scheint für den Augenblick eine reinere Luft um uns zu schaffen und flößt uns ein Gefühl ein, als ob unsere Zwecke und Ziele ohne unser Zuthun höhere würden.

„Sag mir, wen du bewunderst", ist ein Ausspruch von Sainte-Beuve, „und ich will dir sagen, was du wenigstens in Beziehung auf Talent, Geschmack und

Charakter bist." Bewunderst du gemeine Menschen, so bist du selbst gemein. Bewunderst du reiche Menschen, so erhebst du dich nicht über das Irdische. Bewunderst du Menschen mit Titeln, so bist du eine Bedientenseele oder ein Stellenjäger. Bewunderst du ehrliche, wackere und männliche Naturen, so bist du selbst ein ehrlicher, wackerer und mannhafter Mensch*).

In der Zeit der Jugend, während der Charakter sich noch bildet, empfinden wir den stärksten Drang, zu bewundern. Schreiten wir im Leben weiter, so setzt sich die Macht der Gewohnheit in uns fest und wir nehmen nur zu oft den Wahlspruch an: „Man soll nichts bewundern". Man muß immer zur Bewunderung großer Charaktere ermuntern, so lange die Natur noch bildsam und allen Eindrücken offen ist, denn wenn die Jugend die Guten nicht bewundert, so wird sie wahrscheinlich die großen Bösewichter zu Mustern nehmen, da sie nun einmal Helden haben muß. Darum freute sich Dr. Arnold stets, wenn er

*) Philipp von Comines erzählt von der knechtischen, aber erzwungenen Nachahmung des Herzogs Philipp von Burgund durch seine Höflinge ein seltsames Beispiel. Als der Herzog erkrankte und sich den Kopf scheren lassen mußte, befahl er, daß alle seine Edelleute, fünfhundert an der Zahl, sich ebenfalls den Kopf scheren ließen. Einer derselben, Peter von Hagenbach, sah einmal einen ungeschorenen Edelmann und gab einen Beweis seiner Ergebenheit, indem er denselben sofort am Arme ergriff und zum Barbier führte („Philipp von Comines", S. 243 der Ausgabe von Bohn).

hörte, daß seine Zöglinge große Thaten bewunderten oder sich für Personen, vielleicht auch nur für Landschaften begeisterten. „Ich glaube“, sagte er, „das Wort ‚Man soll nichts bewundern‘ ist des Teufels Lieblingstext, und in der That könnte er keinen bessern wählen, um seine Schüler in die geheimeren Teile seiner Lehre einzuführen. Ich habe deshalb jeden Menschen, der mit dem Abscheu gegen alles Romantische behaftet ist, stets als ein Wesen betrachtet, das den schönsten Teil seiner Natur und den besten Schutz gegen Thorheit und Gemeinheit verloren hat*).“

Im Charakter des Prinzen Albert war es ein herrlicher Zug, daß er immer bereit war, eine edle Bewunderung der guten Thaten anderer auszusprechen. „Es war eine große Freude für ihn“, sagt sein bester Biograph, „wenn er jemand ein schönes Wort äußern hörte oder eine gute That verrichten sah. Tagelang konnte er sich daran erquicken und davon sprechen, gleichviel ob ein kleines Kind oder ein großer Staatsmann edel sprach oder handelte. Es war sein Entzücken, wenn die Menschennatur sich auf irgend eine Weise oder bei irgend einer Gelegenheit schön äußerte**).“

„Keine Eigenschaft“, sagte Dr. Johnson, „erwirbt jemand mehr Freunde, als eine aufrichtige Bewunderung der Eigenschaften Fremder. Sie läßt auf Adel der

---

*) Arnolds Leben, S. 344.

**) Einleitung zu den „Hauptreden und Ansprachen des Prinzen-Gemahls“, S. 33.

Natur, Aufrichtigkeit, Herzlichkeit und freudige Anerkennung des Verdienstes schließen." Der aufrichtigen, man könnte fast sagen abgöttischen Verehrung Boswells für Johnson verdanken wir eine der besten Biographieen, die jemals geschrieben sind. Man muß zu dem Glauben neigen, daß in Boswell doch einige wahrhaft gute Eigenschaften gelegen haben, denn sonst würde er sich von einem Manne wie Johnson nicht so angezogen gefühlt haben und dieser Verehrung trotz unzähliger Zurückweisungen und Grobheiten treu geblieben sein. Macaulay schildert Boswell als eine durchaus verächtliche Person, als einen Gecken und Tropf, als schwach, eitel, zudringlich, neugierig, geschwätzig und ohne Witz, Humor oder Beredsamkeit. Carlyle dürfte den Biographen aber wohl richtiger beurteilen, wenn er in ihm, so nichtig und thöricht er in manchen Beziehungen gewesen sein möge, einen Mann erblickt, der von der edlen Ehrfurcht des Jüngers gegen den Meister durchdrungen war und echte Weisheit und Vortrefflichkeit mit Liebe und Bewunderung betrachtete. Ohne solche Eigenschaften, betont Carlyle, hätte „Johnsons Leben" nicht geschrieben werden können. „Boswell schrieb ein gutes Buch", sagt er, „weil er ein Auge und ein Herz für geistige Größe hatte und die Gabe des Worts besaß. Das beste thaten sein freier Einblick in Johnsons Charakter, sein lebhaftes Talent und vor allem seine Liebe und kindliche Offenherzigkeit."

Die meisten jungen Männer von edler Gesinnung haben, namentlich wenn sie Bücherfreunde sind, ihre Helden. Als Allan Cunningham in Nithsdale bei einem Maurer in der Lehre war, machte er den weiten Weg nach Edinburg zu Fuß, bloß um Walter Scott über die Straße gehen zu sehen. Unwillkürlich bewundern wir die Begeisterung des Knaben und achten den Antrieb, der ihn die Wanderung ausführen ließ. Von Sir Joshua Reynolds wird erzählt, daß er als zehnjähriger Knabe die Hand zwischen Menschenreihen durchsteckte, um den Papst zu berühren, als ob er dadurch tugendhaft werde. Jahre darauf war der Maler Haydon stolz darauf, Reynolds, als dieser seine Vaterstadt besuchte, zu sehen und zu berühren. Der Dichter Rogers erzählte oft, wie sehr er sich als Knabe darnach sehnte, Johnson zu sehen. Als aber seine Hand auf dem Thürklopfer des Hauses in Bolt Court lag, verlor er den Mut und kehrte um. Zu demselben Zwecke erschien Isaak Disraeli als Jüngling in Bolt Court. Er besaß den Mut, zu klopfen, aber zu seinem tiefen Kummer hörte er vom Diener, daß der große Lexikograph wenige Stunden zuvor den letzten Atemzug gethan habe.

Kleine und unedle Seelen sind dagegen der Bewunderung unfähig. Zu ihrem eigenen Unglück vermögen sie große Menschen und große Dinge nicht zu erkennen, geschweige denn zu bewundern. Die gemeine Natur urteilt gemein. Für die Kröte ist das

Krötentum das höchste Ideal der Schönheit. Für den kleinen Tropf ist der große Tropf das höchste Ideal der Männlichkeit. Der Sklavenhändler schätzt den Menschen nach dessen Muskeln ab. Als Sir Godfrey Kneller einem Guineafahrer in Gegenwart Popes sagte, daß er zwei der größten Männer der Welt vor sich sehe, antwortete jener: „Ich weiß nicht, wie groß Sie sein mögen, aber Ihr Aussehen gefällt mir nicht. Ich habe oft einen Kerl gekauft, der weit besser als Sie beide zusammen war und für den ich mit allen Knochen und Muskeln zehn Guineen gab“.

Obgleich Rochefoucauld in seinen „Maximen“ sagt, daß in dem Unglück unserer besten Freunde für uns etwas nicht ganz unangenehmes liege, kann doch bloß eine kleinliche und entschieden gemeine Natur bei dem Weh anderer Vergnügen und bei ihrem Wohl Ärger empfinden. Zum Unglück für sie selbst giebt es so geartete Personen, daß sie nicht das Herz haben, edelmütig zu sein. Die unangenehmsten aller Leute sind diejenigen, welche „da sitzen, wo die Spötter sitzen“. Personen dieser Art gelangen häufig dahin, in den Erfolgen und selbst in den guten Werken anderer eine Art persönlicher Beleidigung zu erblicken. Es ist ihnen unerträglich, dritte, namentlich solche, welche ihres eigenen Berufs, ihrer Kunst oder ihres Handwerks sind, loben zu hören. Fehlgriffe sehen sie einem andern gern nach, aber sie vergeben ihm nicht, wenn er besser handelt,

als sie zu handeln imstande sind. Am unbarmherzigsten urteilen sie, wenn einem andern glückt, was ihnen selbst mißglückt ist. Ein solcher boshafter Kritiker denkt von seinem Nebenbuhler:

Da Gott ihm schenkte solche Gaben,
Muß ich wohl Abscheu vor ihm haben.

Die gemeine Seele beschäftigt sich nur damit, zu kritteln, zu mäkeln und Fehler zu finden. Sie ist stets bereit, alles zu verspotten, was nicht freche Schamlosigkeit oder erfolgreiches Laster ist. Für solche Menschen sind die Schwächen edler Charaktere der größte Trost. „Wenn der Weise nicht irrte", sagt George Herbert, „würden die Narren außer sich sein." Obgleich weise Männer von Narren lernen können, deren Irrtümer zu vermeiden, ziehen Narren von dem Beispiel, das weise Männer ihnen geben, selten Nutzen. Ein deutscher Schriftsteller hat gesagt, das sei eine erbärmliche Gesinnung, welche bloß daran denke, im Charakter großer Männer oder großer Perioden Flecken zu entdecken. Wir wollen lieber mit Bolingbrokes Milde urteilen, der an eine Schwäche Marlboroughs erinnert wurde und die Antwort gab: „Es war ein so großer Mann, daß ich vergessen habe, ob er auch Mängel gehabt hat".

Die Bewunderung großer Männer, lebender wie toter, ruft naturgemäß das Streben hervor, sie nachzuahmen. Als Themistokles noch sehr jung war, wurde er von den großen Thaten seiner Zeitgenossen

angefeuert und fühlte die Sehnsucht, sich im Dienste seines Vaterlandes auszuzeichnen. Nachdem der Sieg von Marathon erfochten worden war, verfiel er in Trübsinn, und als seine Freunde ihn nach der Ursache fragten, antwortete er: „Die Lorbern des Miltiades lassen mich nicht schlafen“. Einige Jahre später steht er an der Spitze des Heeres der Athener, schlägt bei Artemisium und Salamis die persische Flotte des Xerxes und empfängt die Anerkennung und den Dank seines Vaterlandes, das er durch seine Weisheit und Tapferkeit gerettet hat.

Von Thukydides wird erzählt, daß er als Knabe in Thränen ausbrach, als er Herodot sein Geschichtswerk vorlesen hörte, und daß der Eindruck, den seine Seele empfing, über die ganze Richtung seines Strebens entschied. Bei Demosthenes wirkte die Beredsamkeit des Kallistratos so zündend, daß der Ehrgeiz in ihm erwachte, selbst ein Redner zu werden. Nun war Demosthenes körperlich schwach und hatte eine dünne Stimme, eine undeutliche Aussprache und einen kurzen Atem. Alle diese Mängel überwand er durch fleißige Übung und unbeugsame Entschlossenheit. Ein schlagfertiger Redner wurde er übrigens trotz seines häufigen Auftretens nicht. Alle seine Reden, namentlich die berühmtesten derselben, trugen Spuren sorgsamer Ausarbeitung, ja die Kunst und der Fleiß des Redners waren fast in jedem Satze sichtbar.

Ähnliche Beispiele, daß der Charakter den Charakter nachahmt und nach dem Stil, der Manier, dem Genius großer Männer sich formt, sind mit der ganzen Geschichte verflochten. Krieger, Staatsmänner, Redner, Patrioten, Dichter und Künstler sind alle mehr oder weniger unbewußt von dem Leben und den Thaten anderer genährt worden, die vor ihnen gelebt und sich ihnen zur Nachahmung dargeboten haben.

Große Männer haben die Bewunderung von Königen, Päpsten und Kaisern hervorgerufen, Lorenzo von Medici sprach mit Michel Angelo nie anders als unbedeckten Hauptes und Julius III. ließ den Künstler an seiner Seite sitzen, während ein Dutzend Kardinäle standen. Karl V. trat Titian aus dem Wege, und als dem Maler eines Tags der Pinsel entfiel, bückte sich Karl und hob ihn auf, indem er sagte: „Sie verdienen von einem Kaiser bedient zu werden". Leo X. drohte jedem mit Exkommunikation, der die Gedichte Ariostos ohne Zustimmung des Verfassers drucke und verkaufe. Derselbe Papst eilte an Raphaels Sterbebett, wie Franz I. an das Lionardo da Vincis.

Obgleich Haydn einst unwillig bemerkte, daß jedermann ihn liebe und achte, die Professoren der Musik ausgenommen, sind die größten Musiker immer ungewöhnlich bereit gewesen, sich gegenseitig anzuerkennen. Haydn selbst scheint von kleinlicher Eifersucht ganz frei gewesen zu sein. Den berühmten Porpora bewunderte er so, daß er ihm als Lakai dienen wollte,

um mit ihm in Einem Hause sein zu können. Nachdem er die Bekanntschaft der Familie gemacht hatte, bei der Porpora lebte, wurde ihm sein Wunsch erfüllt. Jeden Morgen bürstete er den Rock des alten Herrn, wichste seine Stiefeln und brachte seine Perücke in Ordnung. Zuerst murrte Porpora über den Eindringling, bald aber besänftigte sich sein Groll und verwandelte sich schließlich in Zuneigung. Schnell entdeckte er nun das Genie seines Bedienten und leitete es durch seine Belehrungen auf den Weg, den Haydn mit solcher Auszeichnung verfolgt hat.

Auch Händel fand in Haydn einen begeisterten Verehrer. „Er ist der Vater von uns allen“, sagte er einmal. Scarlatti reiste seinem geliebten Händel durch ganz Italien nach und bekreuzte sich zum Zeichen der Verehrung stets, so oft dessen Name erwähnt wurde. Mozarts Anerkennung des großen Meisters war eine nicht minder herzliche. „Wenn er will“, sagte er, „so trifft Händel das innerste Leben wie mit einem Blitze.“ Beethoven nannte ihn den Herrscher im Reiche der Musik. Dem Tode nahe erhielt er von einem Freunde Händels Werke zum Geschenk. Als die vierzig Bände in sein Zimmer getragen wurden, leuchtete in seinen Augen neues Leben auf und mit dem Finger auf sie deutend rief er: „Da, da ist Wahrheit“.

Haydn erkannte nicht bloß das Genie großer Toter an, sondern auch das seiner jungen Zeit-

genossen Mozart und Beethoven. Kleine Menschen mögen auf ihre Genossen neidisch sein, wahrhaft große Männer suchen einander auf und lieben sich. Über Mozart schrieb Haydn: „Ich wünschte, daß ich jedem Freunde der Musik und namentlich jedem großen Herrn dieselbe Tiefe musikalischer Sympathie und größter Hochschätzung für Mozarts unnachahmliche Musik einflößen könnte, die ich selbst empfinde, dann würden die Nationen mit einander wetteifern, ein solches Juwel innerhalb ihrer Grenzen zu sehen. Prag sollte dahin streben, diesen kostbaren Mann nicht bloß zu besitzen, sondern auch zu belohnen, denn ohne ein gutes Auskommen wird das Dasein eines großen Genius zu einem traurigen. . . . Ich werde wütend, wenn ich daran denke, daß Mozart noch bei keinem königlichen oder kaiserlichen Hofe angestellt ist. Vergeben Sie mir meine Aufregung; ich liebe den Mann so herzlich".

Mozart war in seiner Anerkennung der Verdienste Haydns eben so edelmütig. „Mein Herr", sagte er zu einem Kritiker, „wenn Sie und ich zusammengeschmolzen würden, so lieferten wir beide noch nicht den Stoff zu einem Haydn." Als Mozart zum ersten male Beethoven hörte, bemerkte er: „Achten Sie auf diesen jungen Mann und seien Sie überzeugt, daß er sich in der Welt einen großen Namen machen wird".

Buffon stellte Newton über alle anderen Naturforscher und bewunderte ihn so glühend, daß er beim

Arbeiten stets sein Porträt vor sich hatte. Mit derselben Liebe betrachtete Schiller Shakespeare, den er jahrelang eifrig und voll Ehrfurcht studierte, bis er alle Schöpfungen des großen Meisters durch und durch kannte und nun ihn noch weit mehr als früher bewunderte.

Pitt war Cannings Meister und Held, dem er mit bewundernder Liebe und Ehrfurcht nachstrebte. „So lange er lebte“, sagte Canning, „war ich ihm mit ganzem Herzen und von ganzer Seele ergeben. Seit Pitts Tode erkenne ich keinen Führer mehr an; mein politisches Vasallentum ist mit ihm begraben worden*).“

Roux, ein französischer Physiolog, hielt seinen Zöglingen eines Tags eine Vorlesung, als Sir Charles Bell, dessen Entdeckungen im Auslande noch besser bekannt waren und in höherer Achtung standen, als in England, ins Zimmer trat. Der Professor erkannte seinen Gast und unterbrach seinen Vortrag auf der Stelle, indem er sagte: „Meine Herren, für heute haben Sie genug, denn Sie haben Sir Charles Bell gesehen“.

Die erste Bekanntschaft mit einem großen Kunstwerke pflegt sich im Leben jedes jungen Künstlers als ein wichtiges Ereignis zu erweisen. Als Correggio die Heilige Cäcilie Raphaels zum ersten male sah, fühlte er eine Kraft in sich erwachen und er rief: „Auch ich bin ein Maler!“ Constable sagte von seinem

---

*) Rede in Liverpool, 1812.

ersten Anblick des Bildes der Hagar von Claude, daß er einen Abschnitt in seinem Leben bilde. Sir George Beaumonts Bewunderung für dasselbe Gemälde war so groß, daß er es stets im Wagen mitnahm, wenn er von hause fortreiste.

Die von den Großen und Guten gegebenen Beispiele sterben nicht. Sie leben mit allen folgenden Geschlechtern und reden zu ihnen. Kurz nach Cobdens Tode sprach Disraeli im Hause der Gemeinen die schönen Worte:

„Wenn wir unserer beispiellosen und unersetzlichen Verluste gedenken, so bleibt uns immer der Trost, daß diese großen Männer nicht ganz für uns verloren sind, daß ihre Worte in diesem Hause oft angeführt, ihr Beispiel oft erwähnt und empfohlen, ja ihre Aussprüche sogar einen Teil unserer Erörterungen und Debatten bilden werden. Ich darf wohl sagen, daß es manche Mitglieder des Parlaments giebt, die zwar nicht unter uns weilen, aber diesem Hause noch immer angehören und von allen Parlamentsauflösungen, allen Launen der Wähler und selbst vom Laufe der Zeit unabhängig sind. Einer dieser Männer ist für mich Cobden."

Biographieen geben uns die große Lehre, was der Mensch, wenn er sein bestes leistet, sein und thun kann. Sie teilen deshalb jedem Menschen neue Kraft und Selbstvertrauen mit. Der niedrigste darf vor den größten treten, ihn bewundern, Hoffnung schöpfen und Mut fassen. Diese unsere großen Brüder in

Blut und Abstammung, deren Leben ein universelles gewesen ist, sprechen aus ihren Gräbern zu uns und winken uns auf die Pfade, welche sie betreten haben. Ihr Beispiel bleibt uns, um uns zu führen, zu raten und zu leiten. Denn Adel des Charakters ist ein ewiges Vermächtnis, das von Zeitalter zu Zeitalter fortlebt und stets die Tendenz hat, seines gleichen zu erzeugen.

„Der Weise“, sagte der Chinese, „ist der Lehrmeister von hundert Zeitaltern. Wenn man von Loos Sitten erzählt, wird der Dumme klug und der Schwankende entschlossen.“ So ist das Leben eines guten Menschen für alle späterlebenden eine Predigt der Sittlichkeit und der Selbstbefreiung:

Es heißt nicht sterben, lebt man in den Herzen
Der Menschen fort, die man verlassen muß.

Die goldenen Worte, welche gute Menschen gesprochen, die Beispiele, welche sie gegeben haben, bleiben durch alle Zeiten lebendig, gehen in die Gedanken und Herzen der Enkel und Urenkel über, helfen ihnen auf dem Pfade des Lebens und trösten sie oft in der Stunde des Todes. „Der elendeste oder peinlichste Tod“, sagte Heinrich Marten, der Mann der Republik, der im Gefängnisse starb, „ist im Vergleiche zu dem Gedächtnis eines wohlverbrachten Lebens wie nichts, und groß ist bloß der, der sich das glorreiche Vorrecht erworben hat, seinen Nachkommen eine solche Lehre und ein solches Beispiel zu vermachen.“

Viertes Kapitel.

Die Arbeit.

So mache dich auf und richte es aus, der Herr wird mit dir sein.

Erstes Buch der Chronika, 22, 16.

Schaffe, als hättest du ewig zu leben,
Bete, als endete morgen dein Streben.

Toscanisches Sprüchwort.

Durch die Arbeit regiert man.

Ludwig XIV.

Segen der Arbeit, wärst du Gottes Fluch,
Wie müßte dann sein Segen sein.

J. B. Selkirk.

Wenn jedermann arbeitet und sich mit den höchsten Dingen beschäftigt, deren seine Natur fähig ist, dann kann er mit dem Bewußtsein sterben, daß er sein bestes gethan hat.

Sydney Smith.

Die Arbeit ist einer der besten Bildner des praktischen Charakters. Sie erzeugt und schult Gehorsam, Selbstbeherrschung, Aufmerksamkeit, Betriebsamkeit und Beharrlichkeit, indem sie den Menschen mit seinem besondern Beruf gründlich bekannt und

für denselben geschickt macht und ihm Befähigung für die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens verschafft.

Die Arbeit ist das Gesetz unseres Daseins, das lebendige Prinzip, das Menschen und Völker vorwärtstreibt. Für die meisten Menschen wird es zu einer Notwendigkeit, zu ihrem Lebensunterhalt mit den Händen zu arbeiten. Aber auf die eine oder andere Weise müssen alle arbeiten, um sich des Lebens freuen zu können, wie sie sollen.

Die Arbeit mag eine Bürde und eine Züchtigung sein, aber sie ist auch eine Ehre und ein Ruhm. Ohne sie kann nichts vollführt werden, alles, was im Menschen groß ist, entsteht durch Arbeit und die Civilisation ist ihr Erzeugnis. Schaffte man die Arbeit ab, so würde Adams Geschlecht mit einem male vom moralischen Tode getroffen.

Der Müßiggang, nicht die Arbeit ist der Fluch des Menschen. Er höhlt den Einzelnen wie den Völkern das Herz 'aus und zernagt sie, wie der Rost das Eisen. Als Alexander, indem er die Perser besiegte, ihre Sitten kennen lernte, bemerkte er, sie schienen nicht zu wissen, daß es nichts knechtischeres gebe, als ein Leben des Genusses, und nichts fürstlicheres, als ein Leben der Arbeit.

Als der Kaiser Severus in York, wohin er vom Fuße der Grampians in einer Sänfte getragen war, auf dem Totenbette lag, gab er den Legionen als letztes Feldgeschrei das Wort „Laboremus!“ (Laßt uns arbeiten)

und nichts als beständige Arbeit erhielt die Macht der römischen Heerführer und dehnte ihre Autorität aus.

Bei seiner Beschreibung eines früheren gesellschaftlichen Zustandes in Italien, in dem die gewöhnlichen Beschäftigungen des Landlebens mit den höchsten Würden im Staat verträglich gefunden wurden, erwähnt Plinius der siegreichen Feldherrn und ihrer Krieger, die bescheiden zum Pfluge zurückkehrten. „In jenen Tagen“, sagte er, „pflügten die Hände von Feldherrn den Boden, der frohlockte, von einer mit Lorber gekrönten Pflugschar durchzogen zu werden, welche ein Triumphator leitete*).“ Erst als

*) Im dritten Kapitel seiner Naturgeschichte erzählt Plinius, in welchem hohen Ansehen der Ackerbau zu Rom in den älteren Zeiten gestanden hat. Die Einteilungen des Bodens richteten sich nach der Fläche, die mit einem Joch Ochsen in einer gewissen Zeit gepflügt werden konnte (jugerum, in einem Tage, actus, in einem Strich). Die größte Belohnung für einen Feldherrn oder tapfern Bürger war ein jugerum. Die ersten Familiennamen leiteten sich vom Ackerbau ab (Pilumnus von pilum, dem Stößel der Kornhandmühle, Piso von piso, Getreide mahlen, Fabius von faba, Bohne, Lentulus von lens, Linse, Cicero von cicer, Kichererbse, Babulcus von bos u. s. w.), das höchste Lob war, daß man jemand einen guten Landwirt nannte (Locuples, reich, stammt von loci plenus, Pecunia von pecus u. s. w.), das heimliche Treiben von Vieh zur Nachtzeit in unreifes Korn galt für ein todeswürdiges Verbrechen, die Tribus vom Lande waren die vornehmsten, während die städtischen den Vorwurf der Trägheit hören mußten, und der Ruhm hieß Adorea, von ador, dem Spelz, einer Weizenart.

die Sklaven bei allen Gewerbszweigen ausgedehnt verwendet wurden, galt die Arbeit für knechtisch und deshalb unehrenhaft. Sobald aber Trägheit und Luxus die Charaktermerkmale der herrschenden Klassen Roms wurden, mußte der Untergang des Reiches früher oder später erfolgen.

Es giebt vielleicht keinen natürlichen Hang, gegen den man mehr auf seiner Hut sein muß, als gegen die Trägheit. Als Gurney einen intelligenten Fremden, der den größten Teil der Welt bereist hatte, fragte, ob er vielleicht eine Eigenschaft bemerkt habe, die mehr als eine andere für ein allgemeines Kennzeichen unserer Gesellschaft gelten könne, antwortete derselbe: „Mich dünkt, daß alle Menschen die Faulheit lieben". Diese ist für den Wilden wie für den Despoten charakteristisch. Es ist dem Menschen natürlich, dahin zu streben, die Früchte der Arbeit zu genießen, ohne sich den Mühen derselben zu unterwerfen. Dieses Streben ist ein so allgemeines, daß James Mill aus ihm den Schluß gezogen hat, der Staat sei ursprünglich nichts als ein Hülfsmittel gewesen, den Menschen zu verhindern, zum Nachteil des ganzen Geschlechts faul zu sein*).

Die Faulheit ist für den Einzelnen eben so entwürdigend, wie für die Völker. Kein Faultier

*) Abhandlung über die Regierung, in der „Britischen Encyklopädie".

hat je einen Eindruck auf die Welt gemacht, oder ihn machen wollen. Kein Faultier hat je einen Berg erstiegen, oder eine Schwierigkeit überwunden, die sich umgehen ließ. Die Faulheit ist im Leben stets gescheitert und wird stets scheitern. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie bei keiner Sache Erfolg haben kann. Sie ist eine Bürde, ein Hemmnis und ein Schaden, stets unnütz, unzufrieden, traurig und elend.

In seinem eigentümlichen und merkwürdigen Buche, welches Johnson als das einzige bezeichnet hat, welches ihn zwei Stunden vor der Zeit aus dem Bett gebracht habe, sagt Burton von den Ursachen des Trübsinns, daß sie sich hauptsächlich um den Angelpunkt des Müßiggangs bewegen. „Der Müßiggang“, sagt er, „ist das Gift des Körpers und der Seele, die Amme der Verderbtheit, die Mutter aller Missethaten, eine der sieben Todsünden, das Polster des Teufels, sein Ruhekissen und Lotterbett. Ein fauler Hund wird räudig und ein fauler Mensch kann demselben Schicksal nicht entgehen. Müßiggang des Geistes ist noch viel schlechter, als Müßiggang des Körpers. Ohne Beschäftigung ist der Witz eine Krankheit, der Rost der Seele, eine Pest, sogar eine Hölle. Wie in einem stehenden Pfuhle die Würmer und häßliche Weichtiere zunehmen, so geschieht es mit den bösen und verdorbenen Gedanken in einer müßigen Person; die Seele wird befleckt. So viel

kann ich dreist sagen: geht ein Mann oder ein Weib müßig, gleichviel was oder in welcher Stellung sie sein mögen, und seien sie auch noch so reich, hochverschwägert und angesehen, haben sie auch alle Dinge, nach denen das Herz verlangen kann, in Hülle und Fülle, so werden sie, Mann und Weib, so lange sie müßig bleiben, niemals vergnügt, nie an Geist und Körper wohl, sondern immer gelangweilt, kränklich, ärgerlich sein, weinen, seufzen, klagen, Argwohn hegen gegen die Welt und mit jedermann in Unfrieden leben und sich den Tod wünschen, oder irgend einer thörichten Phantasie nachhängen *)."

Burton sagt über denselben Gegenstand noch viel mehr und die ganze Moral seines Buches faßt sich in dem folgenden Ausspruch zusammen: „Willst du auf deine Wohlfahrt bedacht sein, gegen jeden Trübsinn geschützt werden und dir die Gesundheit von Seele und Körper bewahren, so hüte dich davor, einsam und müßig zu gehen. Sei nicht einsam, sei nicht faul **)".

Die Trägen sind übrigens nicht ganz träg. Die Hände mögen die Arbeit meiden, das Gehirn ist nicht müßig. Erzeugt es kein Korn, so erzeugt es Disteln, die man neben dem ganzen Lebenswege des Müßiggängers aufsprießen sieht. Die Gespenster der Faul-

*) Burtons „Anatomie des Trübsinns".

**) Ebenda.

heit erheben sich im Dunkel, starren dem Trägen stets ins Gesicht und quälen ihn:

Die Götter sind gerecht, das lustige Laster
Wird uns zur Geißel.

Wahres Glück wird nie in der Erstarrung unserer Fähigkeiten *), sondern in deren Bethätigung und nützlichen Verwendung gefunden. Die Trägheit erschöpft uns, nicht der Fleiß, in dem Leben, Gesundheit und Genuß liegen. Müde und matt mag der Geist durch die Arbeit werden, gänzlich zerstört wird er durch die Trägheit. Deshalb erklärt ein weiser Arzt Beschäftigung für eins seiner besten Heilmittel. „Nichts ist so schädlich, als arbeitslose Zeit", sagte Dr. Marshall Hall. Ein Erzbischof von Mainz pflegte zu äußern: „Das menschliche Herz ist wie ein Mühlstein. Schüttest du Weizen auf, so zerreibt er ihn zu Mehl, schüttest du keinen Weizen auf, so zerreibt er doch, aber sich selbst".

Die Trägheit ist an Entschuldigungen reich, und mancher Müßiggänger, der nicht arbeiten will, ist ein erfinderischer Sophist. „Es liegt ein Löwe im Wege", sagt er, oder: „Der Berg ist nicht zu ersteigen", oder: „Die Sache geht nicht, ich habe es versucht und weiß also, daß alles unnütz ist". Als ihm ein

*) Es kennzeichnet die Hindu, daß sie gänzliche Unthätigkeit für den vollkommensten Zustand halten und dem höchsten Wesen den Namen des „Unbeweglichen" geben.

junger Mann mit solchen Ausreden kam, schrieb ihm Sir Samuel Romilly: „Meine Vorwürfe wegen Deiner Trägheit und Zeitverschwendung waren sehr ernst gemeint, und ich glaube wirklich, daß es nur Deiner bekannten Abneigung gegen Anstrengungen zuzuschreiben ist, wenn Du zu Deiner Entschuldigung solche seltsame Gründe anführst. Deine Theorie ist diese: Jeder thut so viel Gutes, als er kann. Thut nun ein bestimmter Mensch kein Gutes, so liegt darin ein Beweis, daß er nichts Gutes thun kann. Daß Du nicht schreibst, beweist also, daß Du es nicht kannst, und daß Du keinen Trieb empfindest, beweist Deine Talentlosigkeit. Welch ein herrliches System und welche wohlthätigen Folgen würden entstehen, wenn es allgemein angenommen würde“.

Man hat mit Recht gesagt, daß der Wunsch zu besitzen, ohne mit der Mühe des Erwerbens belastet zu werden, eben so ein Zeichen von Schwäche sei, wie in der Erkenntnis, daß alles wirklich Wertvolle nur erlangt werden könne, wenn man den Preis dafür bezahle, das Hauptgeheimnis praktischer Stärke liege. Selbst der Muße kann man nicht genießen, wenn sie nicht durch Anstrengung erworben worden ist. Hat man sie nicht durch Arbeit verdient, so hat man den Preis für sie nicht bezahlt*).

*) Lessing war so fest überzeugt, daß eine stagnierende Selbstzufriedenheit dem Menschen verhängnisvoll sei, daß er so weit ging, zu sagen: „Wenn der Allmächtige in der einen Hand die

Man muß Arbeit vor sich und hinter sich haben, wenn man mit Genuß ausruhen will, denn eine Muße ohne Arbeit kann eben so wenig Freude machen wie eine Übersättigung. Das Leben muß den reichen Müßiggänger eben so anekeln wie den armen, der keine Arbeit hat, oder keine verrichten will. Auf dem rechten Arme eines empfindsamen Bettlers von vierzig Jahren, der im Kerker von Bourges in Frankreich seine achte Gefängnisstrafe antrat, fand man die folgenden Worte eingegraben, welche alle Müßiggänger zu ihrem Wahlspruch machen könnten: „Die Vergangenheit hat mich betrogen, die Gegenwart quält mich, die Zukunft schreckt mich“.

Die Pflicht fleißig zu sein gilt für alle Klassen und Zustände der Gesellschaft. Alle Menschen haben in ihren verschiedenen Lebenslagen ihre Arbeit zu verrichten, die armen wie die reichen*). Wer der

---

Wahrheit und in der andern Hand die Forschung nach der Wahrheit hielte und zu mir sagte: ‚Wähle‘! so würde ich ihm antworten: ‚Allmächtiger, behalte die Wahrheit für dich, und laß mir die Forschung, die für mich besser ist‘“. Auf der andern Seite sagt Bossuet: „Wenn es eine rein intelligente Natur gäbe, so wäre gewiß nichts als Verständnis und Liebe zur Wahrheit in ihr enthalten, und dies allein würde sie glücklich machen“.

*) Sir John Patteson wohnte in seinem siebzigsten Jahre zu Feniton in der Grafschaft Devon einem bei dem jährlichen Wettpflügen stattfindenden Festessen bei, als er sich aufgefordert fühlte, die nur zu verbreitete Ansicht zu bekämpfen, daß ein Mann, der nicht ausschließlich mit seinen Knochen und Muskeln

Geburt und Erziehung nach Gentleman ist, der muß, mag er auch noch so reich mit weltlichem Besitz bedacht sein, das Gefühl haben, es liege in seiner Pflicht, daß er durch seine Anstrengungen zu der allgemeinen Wohlfahrt, an der er teilnimmt, nach Vermögen beitrage. Er kann sich nicht damit begnügen, durch die Arbeit anderer genährt, gekleidet und erhalten zu werden, ohne daß er der Gesellschaft, die seine Stütze ist, einen Gegendienst erweist. Jeden ehrlichen und hochherzigen Mann muß der Gedanke empören, sich an einen Tisch zu setzen, mitzuspeisen und dann fort-

---

schaffe, auf den Namen eines Arbeiters kein Recht habe. „Indem ich mich ähnlicher Zusammenkünfte erinnere", sagte er, „fällt mir ein, daß mein Freund John Pyle mir einmal ins Gesicht sagte, ich sei doch eigentlich kein Arbeiter. Ich antwortete ihm aber: ‚Herr Pyle, Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Wer das Feld pflügt und Gräben zieht, ist ein Arbeiter, aber auch in anderen Lebensstellungen giebt es Arbeiter. Was mich selbst betrifft, so kann ich sagen, daß ich seit meiner Kindheit stets gearbeitet habe' .... Ich sagte ihm nun, daß das Amt eines Richters durchaus kein Ruheposten sei und daß ein Richter eben so angestrengt arbeite, wie irgend jemand im Lande. Er habe an höchst schwierigen Rechtsfragen zu arbeiten, die ihm beständig vorgelegt würden und ihm große Sorgen machten. Zuweilen liege das Leben eines Mitmenschen in seiner Hand und hänge sehr von der Art ab, wie er die Thatsachen den Geschworenen vorführe. Das ist keine geringe Sorge, kann ich Ihnen versichern. Möge jeder denken, wie er will; wer so lange, wie ich, die Probe zu bestehen gehabt hat, der muß sich der Wichtigkeit und des Ernstes der Pflichten bewußt werden, welche dem Richter obliegen."

zugehen, ohne seinen Anteil an der Rechnung zu bezahlen. Müßig und unnütz zu sein, ist weder eine Ehre noch ein Vorrecht, und wennauch gemeine Naturen damit zufrieden sein können, bloß zu verzehren, so werden doch Männer von normaler Begabung, männlicher Gesinnung und ehrlichem Streben fühlen, daß ein solcher Zustand mit wahrer Ehre und echter Würde unverträglich ist.

„Ich glaube nicht“, sagte Lord Stanley (der jetzige Graf Derby) in Glasgow, „daß ein Mann ohne Beschäftigung, wie liebenswürdig und in anderen Beziehungen achtbar er sein mag, wahrhaft glücklich sein kann. Da die Arbeit unser Leben ist, so zeige mir, was du thun kannst, und ich will dir sagen, was du bist. Liebe zur Arbeit ist das beste Schutzmittel gegen gemeine und lasterhafte Neigungen. Ich gehe noch weiter und sage, daß sie der beste Schirm gegen kleinliche Sorgen und gegen die Qualen ist, die aus Nachgiebigkeit gegen unsere Selbstsucht hervorgehen. Lange vor uns hat es schon Menschen gegeben, welche des Glaubens gewesen sind, daß sie sich gegen Unruhe und Ärger verwahren könnten, indem sie sich gleichsam in ihre eigene Welt zurückzögen. Der Versuch ist oft gemacht worden und hat stets dasselbe Resultat ergeben. Man kann der Sorge und Arbeit nicht entfliehen, da sie die Bestimmung der Menschheit ist. Wer davor zurückschrickt, der Unruhe entgegenzutreten, der macht die Erfahrung, daß die Unruhe zu ihm

kommt. Dem Trägen kann es gelingen, weniger Arbeit der Welt zu thun, als auf seinen Anteil kommt, aber der Natur, die den Instinkt mit der Arbeit in Verhältnis bringt, gelingt es, ihm dieses Wenige zu einem Vielen und Schweren zu machen. Derjenige, welcher bloß sich selbst genügen will, entdeckt früher oder später und wahrscheinlich sehr bald schon, daß er einen strengen Herrn hat, und eben so findet die übertriebene Schwäche, die vor der Verantwortlichkeit zurückschrickt, ihre Bestrafung durch sich selbst, denn wo große Interessen ausgeschlossen werden, wachsen kleine Dinge zu großen empor, und dieselbe geistige Mühe und Arbeit, die auf ernste Geschäfte verwendet gesund und nützlich gewesen sein würde, wird an kleinliche und eingebildete Ärgernisse verschwendet, wie sie in einem unbeschäftigten Gehirn sich erzeugen und vervielfältigen*)".

Schon der gewöhnlichste Beweggrund, nämlich die Rücksicht auf persönlichen Genuß, weist auf eine nützliche Beschäftigung zwingend hin. Wer nicht arbeitet, der wird auch des Lohns der Arbeit nicht teilhaftig. „Wir schlafen gesund", sagt Walter Scott, „und unsere Tagesstunden sind glücklich, wenn wir sie gut verwenden. Ein kleines Gefühl der Anstrengung ist notwendig, um die Muße zu einem Genuß zu machen,

---

*) Lord Stanleys Rede an die Studenten von Glasgow bei seiner Wahl zum Rektor, 1869.

selbst dann notwendig, wenn wir die Muße uns durch Studium erworben und sie durch Erfüllung unserer Pflichten geheiligt haben".

Es ist richtig, daß es Menschen giebt, die an zu vieler Arbeit sterben, aber noch weit mehr sterben an Selbstsucht, Sichgehenlassen und Faulheit. Brechen Menschen unter zu schwerer Arbeitslast zusammen, so liegt die Schuld meistens daran, daß sie im Leben nicht die richtige Ordnung einhalten und daß sie die gewöhnlichen Bedingungen der Gesundheit des Körpers vernachlässigen. Lord Stanley hatte wahrscheinlich Recht, als er in seiner Rede an die Studenten von Glasgow sagte, er bezweifle, „daß schwere, stetig und regelmäßig fortgesetzte Arbeit jemals einem Menschen Schaden gethan habe".

Ferner ist die Länge der Jahre mit der Länge des Lebens nicht gleichbedeutend. Das Leben eines Menschen muß nach dem gemessen werden, was er darin thut und empfindet. Je mehr nützliche Arbeit der Mensch verrichtet und je mehr er denkt und fühlt, um so mehr lebt er wirklich. Der müßige und unnütze Mensch vegetiert bloß, wie hoch er sein Leben auch bringen mag.

Die ersten Lehrer der Christenheit adelten das Los der Anstrengung durch ihr Beispiel. „Wer nicht arbeitet", sagte Paulus, „der soll auch nicht essen", und rühmte sich, daß er mit seinen Händen gearbeitet habe und nie jemand zur Last gefallen sei. Als

St. Bonifacius in Britannien landete, trug er in der einen Hand das Evangelium und in der andern das Richtmaß des Zimmermanns. Später ging er von England nach Deutschland und nahm dahin die Baukunst mit. Auch Luther arbeitete unter einer Menge anderer Geschäfte für seinen Lebensunterhalt und verdiente durch Gärtnerei, durch Bauen, Drechseln und selbst durch Uhrmachen sein Brot*).

Für Napoleon war es charakteristisch, daß er bei der Besichtigung des Werks eines berühmten Mechanikers dem Erfinder eine große Ehrfurcht bewies und sich beim Abschiede tief vor ihm verbeugte. Als er einst auf St. Helena mit Frau Balcombe spazieren ging, kamen einige Diener mit einer Last daher. Die Dame befahl ihnen in ärgerlichem Tone, aus dem Wege zu gehen, aber Napoleon trat dazwischen und sagte: „Respekt vor dem, der eine Bürde trägt, Madame". Selbst die Frohnarbeit des geringsten Arbeiters trägt zum Wohlsein der Gesellschaft mit bei. Ein chinesischer Kaiser that einen weisen Ausspruch, als er sagte:

*) In einem Briefe an einen Abt in Nürnberg, der ihm einen Kasten mit Werkzeugen für die Drechselbank geschickt hatte, sagte Luther: „Ich habe im Uhrmachen bedeutende Fortschritte gemacht und freue mich sehr darüber, denn diese betrunkenen Sachsen haben es nötig, beständig daran erinnert zu werden, welche Zeit es eigentlich ist. Sie selbst kümmern sich nicht viel darum, denn so lange ihre Gläser gefüllt sind, fragen sie wenig danach, ob die Uhr, der Uhrmacher oder die Zeit selbst richtig geht". Michelet, „Luther".

„Giebt es einen Mann, der nicht arbeitet, oder eine Frau, die müßig geht, so muß irgend jemand in meinem Reiche Kälte oder Hunger leiden".

Die Gewohnheit einer beständigen und nützlichen Beschäftigung ist für das Glück und Wohlbefinden der Frau eben so wesentlich, wie für das des Mannes. Ohne sie verfallen die Frauen leicht in einen Zustand verdrossener Langeweile, der von Kopfschmerzen und „Nervenleiden" begleitet wird. Caroline Perthes ermahnte ihre verheiratete Tochter Louise eindringlich, einer solchen Verdrossenheit nicht Raum zu geben. „Wenn die Kinder an einem freien Nachmittage ausgegangen sind", sagte sie, „so wird mir zuweilen so dumm und dumpf zumute, wie einer Eule bei Tage, aber man darf dieser Stimmung, die bei allen jungen Frauen mehr oder weniger vorkommt, nicht nachgeben. Eine Arbeit, die wir mit Teilnahme und Fleiß betreiben, ist die beste Erholung. Arbeite also beständig und sorgsam an diesem und jenem, denn der Müßiggang ist des Teufels Schlinge für Kleine und Große. So sagte der Großvater und er hatte Recht *)."

Eine beständige und nützliche Beschäftigung ist nicht bloß für den Körper, sondern auch für die Seele gesund. Während der faule Mensch sich gleichgiltig durchs Leben schleppt und seine bessere Natur

*) Perthes' Leben, II, 20.

in einem tiefen Schlummer liegt, wenn nicht gar sittlich und geistig stirbt, ist der energische Mann für alle, die in den Bereich seines Einflusses kommen, eine Quelle der Thätigkeit und Freude. Selbst die gewöhnlichste Plackerei ist besser als Müßiggang. Von Sir Francis Drake, der früh auf See geschickt und von seinem Herrn streng zur Arbeit angehalten wurde, sagt Fuller, „daß diese Mühen und Geduldsproben seiner jungen Jahre die Gelenke seiner Seele fester und stärker machten“. Schiller pflegte zu sagen, er halte es für einen großen Vorteil, wenn jemand täglich eine mechanische Arbeit, welche eine beständige Aufmerksamkeit erfordere, zu verrichten habe.

Tausende können die Wahrheit des Ausspruchs Greuzes, des französischen Malers, bezeugen, daß Arbeit, Wirksamkeit, nützliche Beschäftigung eines der wichtigsten Geheimnisse des Glücks sei. Casaubon ließ sich einst durch die Vorstellungen seiner Freunde verleiten, sich einige Tage lang völlige Ruhe zu gönnen, kehrte aber mit der Bemerkung zur Arbeit zurück, Krankheit ertrage sich besser, wenn man etwas thue, als wenn man feiere.

Als Charles Lamb von seiner Plackerei am Schreibtische des Ostindischen Amts für immer erlöst wurde, hielt er sich für den glücklichsten Menschen. „Nicht für zehntausend Pfund“, sagte er, „ginge ich auf zehn Jahre in mein Gefängnis zurück.“ Mit einem wahren Jubel schrieb er an Bernard Barton:

„Kaum kann ich meine Gedanken so weit sammeln, um ein paar Zeilen zu vollenden. Ich bin frei, frei wie die Luft. Nun lebe ich noch fünfzig Jahre. Ich wollte, ich könnte Ihnen etwas von meiner Muße verkaufen. Wahrhaftig, ein Mensch kann gar nichts besseres thun, als nichts thun. Dem kommt vielleicht am nächsten, gute Werke zu thun“. Zwei Jahre, lange und lästige Jahre, vergingen und in Charles Lambs Gefühlen war ein gänzlicher Umschwung eingetreten. Er entdeckte jetzt, daß eine amtliche, zumteil geistlose Arbeit, der regelrechte Geschäftsgang die tägliche Aufgabe ihm gut gewesen war, obgleich er es nicht gemerkt hatte. Die Zeit war früher seine Freundin gewesen, jetzt wurde sie seine Feindin. Abermals schrieb er an Bernard Barton: „Ich versichere Ihnen, nicht zu arbeiten ist schlimmer, als sich zu überarbeiten. Der Geist zehrt an sich selbst und das ist die ungesundeste Nahrung, die es giebt. Ich nehme fast an nichts mehr Anteil. Niemals regnete es auf einen unnützeren Kopf vom Himmel herunter. Was ich noch thun, im Übermaß thun kann, ist spazieren gehen. Ich bin ein blutdürstiger Totschläger der Zeit. Für mich schweigt aber das Orakel“.

Niemand hatte von der praktischen Bedeutung des Fleißes eine höhere Meinung, als Sir Walter Scott, der selbst zu den arbeitsamsten und unermüdlichsten Menschen gehörte. Lockhart sagt von ihm, man könne alle Zeiten und Länder durchforschen und

werde ein so seltenes Beispiel von unerschöpflicher, mit heiterer Selbstbeherrschung der Seele und der Manier verbundener Energie, wie Scott es gegeben habe, wohl bei großen Monarchen und Feldherrn, bei Schriftstellern aber kaum finden. Scott war eifrig besorgt, den Seelen seiner Kinder einzuprägen, wie wichtig der Fleiß für die Nützlichkeit und das Glück der Menschen in der Welt sei. Als sein Sohn Charles auf der Schule war, schrieb er ihm: „Ich kann Dir nicht genug einschärfen, daß Arbeit das Gesetz ist, das Gott uns für jede Stufe im Leben gegeben hat. Nichts ist des Besitzes wert, was ohne sie erworben werden kann, von dem Brot an, das der Bauer im Schweiße seines Angesichts ißt, bis zu den Sports, durch die der reiche Mann sich seine Langeweile vertreiben muß. Was das Wissen betrifft, so kann es dem menschlichen Geiste so wenig ohne Arbeit eingepflanzt werden, als ein Weizenfeld sich besäen läßt, bevor man es gepflügt hat. Allerdings besteht der große Unterschied, daß Umstände und Verhältnisse einen andern ernten lassen können, was der Landwirt gesäet hat, während kein Mensch durch einen Zufall oder ein Unglück der Früchte seiner Studien beraubt werden kann, vielmehr das höhere und ausgedehnte Wissen, das er sich erworben hat, vollständig ihm selbst zu gute kommt. Arbeite also, mein lieber Sohn, und nutze Deine Zeit aus. In der Jugend sind unsere Schritte leicht, unsere Seelen

lenksam und Kenntnisse lassen sich leicht aufspeichern. Wenn wir unsern Frühling vernachlässigen, so wird unser Sommer unnütz und verächtlich, unser Herbst bringt nichts als Spreu und der Winter unseres Greisentums ist öde und entbehrt der Teilnahme der Menschen*)".

Southey war ein eben so fleißiger Arbeiter wie Walter Scott. Man konnte fast sagen, daß die Arbeit zu seiner Religion gehöre. Er zählte erst neunzehn Jahre, als er die Worte schrieb: „Neunzehn Jahre sind gewiß der vierte Teil, vielleicht noch mehr von meinem Leben und doch bin ich der Gesellschaft noch nicht von Nutzen geworden. Der Bauernjunge, der für zwei Pence täglich die Krähen von den Feldern scheucht, ist ein nützlicherer Mensch; er schützt das Brot, das ich in Müßiggang verzehre". Southey war aber als Knabe durchaus nicht müßig gewesen und hatte im Gegenteil sehr fleißig studiert. Er war nicht bloß in der englischen Litteratur wohlbewandert, sondern hatte sich auch mit Tasso, Ariosto, Homer und Ovid durch Übersetzungen bekannt gemacht. Trotzdem schien ihm sein Leben zwecklos und er wollte etwas thun. Er machte einen Anfang und von nun an folgte er bis an sein Lebensende der Laufbahn litterarischer Arbeiten ohne Unterlaß, indem er, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „im

---

*) Lockharts „Leben Scotts", S. 442 der Oktav-Ausgabe.

Wissen täglich fortschritt, nicht so gelehrt wie arm, nicht so arm wie stolz, nicht so stolz wie glücklich war".

In den Wahlsprüchen der Menschen verrät sich häufig ihr Charakter*). Bei Walter Scott lautete er: „Nie darf nichts gethan werden". Der Geschichtschreiber Robertson nahm schon im fünfzehnten Jahre den Wahlspruch an: „Ein Leben ohne Wissen ist der Tod". Voltaires Motto war: „Immer an der Arbeit". Der Naturforscher Lacépède führte das Lieblingswort: „Leben heißt beobachten", das auch Plinius hatte. Als Bossuet auf dem Gymnasium war, zeichnete er sich durch Eifer im Lernen so sehr aus, daß seine Mitschüler ihn mit einer Anspielung auf seinen Namen Bos-suetus aratro (den an den Pflug gewöhnten Ochsen) nannten. Der Name Vita-lis (das Leben ein Kampf), den der schwedische Dichter Sjoberg annahm, bezeichnet wie Friedrich von Hardenbergs Schriftstellername Nova-lis die Bestrebungen und Arbeiten dieser beiden genialen Männer.

Wir haben die Arbeit als eine Zucht gewürdigt; sie ist auch eine Charakterbildnerin. Selbst eine Arbeit, die kein Resultat erzielt, ist besser als Trägheit, weil sie eben Arbeit ist, unsere Fähigkeiten erhöht

---

*) Southey spricht im „Doktor" die Ansicht aus, daß man den Charakter einer Person durch Briefe, welche andere an sie geschrieben haben, besser kennen lerne, als durch ihre eigenen Briefe.

und uns für ein fruchtbares Schaffen vorbereitet. Die Gewohnheit des Arbeitens lehrt Methode. Sie treibt dazu, Zeit zu sparen und den Tag mit kluger Voraussicht einzuteilen. Hat man durch Übung einmal die Kunst erlernt, das Leben mit nützlichen Beschäftigungen zu füllen, so benutzt man jede Minute, und kann man sich Muße gönnen, so schmeckt sie doppelt gut.

Coleridge bemerkt richtig: „Wenn man von dem Müßigen sagt, daß er die Zeit tötet, so kann man von dem methodischen Manne behaupten, daß er sie ins Leben und in moralische Existenz ruft, da er sie zu einem bestimmten Gegenstande nicht bloß der Gewissenhaftigkeit, sondern des Gewissens macht. Er ordnet die Stunden, verleiht ihnen eine Seele und teilt dadurch ihnen, deren Wesenheit darin liegt, zu fliehen und gewesen zu sein, eine unvergängliche und geistige Natur mit. Von dem guten und treuen Menschen, dessen Energie so geleitet und in Methode gebracht wird, sollte man eigentlich weniger sagen, daß er in der Zeit lebt, als daß die Zeit in ihm lebt. Seine Tage, Monate und Jahre werden als Anhaltepunkte und Merkzeichen in dem Verzeichnis erfüllter Pflichten den Untergang von Welten überleben und erhalten bleiben, wenn die Zeit selbst nicht mehr ist“.

Eine Geschäftsthätigkeit führt uns besonders auf Methode hin und ist aus diesem Grunde als Charakter-

bildnerin so nützlich. Die höchsten Arbeitseigenschaften werden durch eine fleißige und liebevolle Berührung mit anderen bei den Angelegenheiten des täglichen Lebens am besten entwickelt. Darauf kommt nichts an, ob das Geschäft in der Leitung eines Hausstandes, oder einer Nation besteht. In einem frühern Kapitel haben wir bereits gezeigt, daß die tüchtige Hausfrau unbedingt in Geschäften erfahren sein muß. Sie hat alle Einzelnheiten ihres Daheims zu regeln und zu beaufsichtigen, ihre Ausgaben mit ihren Mitteln in Einklang zu halten, alles nach einem Plan und System zu behandeln und diejenigen welche unter ihrer Herrschaft stehen, mit Weisheit zu leiten. Eine tüchtige Haushaltung verlangt Fleiß, Gewandtheit, Methode, sittliche Zucht, Voraussicht, Klugheit, praktischen Sinn, Menschenkenntnis und Organisationstalent, also lauter Eigenschaften, welche bei der tüchtigen Leitung von Geschäften jedweder Art erforderlich sind.

Die Geschäftseigenschaften haben inderthat ein sehr weites Wirkungsfeld. Sie bedeuten Tüchtigkeit zu einer Menge von Angelegenheiten, Befähigung, mit der praktischen Lebensarbeit gut fertig zu werden, gleichviel, ob sie sich bei der Führung eines Hauswesens, bei dem Betreiben eines Handwerks, im Handel und Verkehr, an der Spitze einer großen Gesellschaft, oder bei Regierungssachen bethätigen müssen. Diejenige Schulung, welche uns zur Ab-

findung mit den verschiedenen Geschäften tüchtig macht, ist für das praktische Leben die nützlichste von allen *). Überdies ist sie die beste Zucht des Charakters, denn sie schließt die Ausübung von Fleiß, Aufmerksam-

*) Die folgende Stelle aus einem unlängst erschienenen Artikel der *Pall Mall Gazette* wird allgemeine Zustimmung finden: „Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß die Verrichtung von Arbeiten, die Vertiefung in Geschäfte, die Berührung mit Menschen und die vielen Anstrengungen, die ein Beruf uns auferlegt, dem Geiste eine schöne Bildung geben und eine glänzende Gelegenheit für Zucht des Charakters darbieten. Der hat eine äußerst geringe Meinung vom Geschäftsleben, welcher dasselbe bloß als ein Mittel betrachtet, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Das Geschäft eines Mannes ist sein Anteil an der Arbeit der Welt, sein Beitrag zu den Thätigkeiten, welche eine Gesellschaft möglich machen. Gleichviel ob er dasselbe liebt oder haßt, immer bleibt es Arbeit und verlangt als solche Aufmerksamkeit, Selbstverleugnung und Zucht. Es drillt ihn und er kann seiner Beschäftigung nicht ganz obliegen, ohne sich in sie zu versetzen, seine Phantasie zu zügeln, seinen Neigungen Schranken zu setzen und immerfort auf die kleinsten Dinge zu achten. Was eine hohe, wenn nicht die höchste Ausbildung hervorruft, das sind die fortwährenden Ansprüche an des Menschen Bereitschaft, Selbstbeherrschung und Kraft, die das Geschäft macht, die unaufhörliche Berufung auf seinen Verstand, die Anspannung seines Willens und die Notwendigkeit einer schnellen und verantwortlichen Ausübung seiner Urteilskraft. Diese Ausbildung stärkt und kräftigt, wenn sie auch nicht verfeinert, und erzeugt Kraft, wennauch nicht Glätte. Sie macht starke und stets bereite Männer, die eine umfassende Tüchtigkeit für Geschäfte besitzen, wenn sie auch nicht gerade feine Herren oder Edelleute werden“.

keit, Selbstentäußerung, Urteil, Takt, Menschenkenntnis und Menschenliebe in sich.

Eine solche Zucht schafft weit mehr Glück und nützliche Wirksamkeit im Leben als die höchste litterarische Bildung oder gelehrte Abschließung, denn in der Länge der Zeit wird sich gewöhnlich zeigen, daß praktische Fähigkeit mehr gilt als Intelligenz, und Stimmung und Gewohnheit mehr als Talent. Man darf übrigens nicht vergessen, daß diese Art von Bildung bloß durch fleißige Beobachtung und eine sorgfältige Benutzung der Erfahrung erworben werden kann. „Um ein guter Schmied zu sein", sagte General Trochu in einer Schrift, „muß man sein lebelang geschmiedet haben; um ein guter Verwalter zu sein, muß man sein lebelang mit dem Studium und der Praxis der Geschäfte vertraut gewesen sein."

Für Walter Scott war es charakteristisch, daß er vor tüchtigen Geschäftsmännern die höchste Achtung hatte und offen bekannte, daß die höchste litterarische Auszeichnung nach seiner Ansicht kein Recht habe, mit der Meisterschaft in den höheren Gebieten des praktischen Lebens, insbesondere mit der eines Feldherrn erster Klasse, auf eine Linie gestellt zu werden.

Der große Befehlshaber überläßt nichts dem Zufall und faßt jede Möglichkeit ins Auge. Er läßt sich zu scheinbar unbedeutenden Einzelheiten herab. Als Wellington in Spanien an der Spitze des Heeres stand, schrieb er vor, wie die Soldaten ihre Speisen

kochen sollten. In Indien bestimmte er die Schnelligkeit, mit der die Ochsenwagen fahren sollten. Jede Einzelheit der Ausrüstung wurde von ihm sorgfältig festgestellt. Auf diese Weise sicherte er sich nicht bloß die Bereitschaft der Soldaten, sondern erwarb sich auch ihre Liebe und flößte ihnen ein grenzenloses Vertrauen zu seiner Führung*) ein.

Mangel an Ordnung und Voraussicht rächte sich im Kriege von 1870 an den Franzosen auf die empfindlichste Weise. Sie wollten ihrem Angriff auf Deutschland den Charakter eines Überfalls geben, vernachlässigten aber so viele notwendige Dinge, daß ihr Gegner ihnen zuvorkam. Infolge der Eile, mit der sie das Versäumte nachzuholen suchten, entstanden bloß neue Verwirrungen. Auf deutscher Seite dagegen hatte General v. Moltke, ehe die Mobilmachung erfolgte, die Vorarbeiten in jeder Richtung bis in die kleinste Einzelheit vollendet, so daß König Wilhelm im Augenblicke der französischen Kriegserklärung bloß das Datum des ersten Mobilmachungstages in die für jeden einzelnen Truppenteil ausgearbeiteten Marsch-

*) Als die ersten Bände seiner „Depeschen" erschienen, sagte einer seiner Freunde, der die Berichte über die indischen Feldzüge gelesen hatte, zu ihm: „Wie es scheint, Herzog, bestand Ihr Hauptgeschäft in Indien darin, für Reis und Ochsen zu sorgen". „So war es auch", antwortete Wellington; „wenn ich Reis und Ochsen hatte, so hatte ich Leute, und hatte ich Leute, so wußte ich, daß ich den Feind schlagen konnte."

und Fahrpläne einzutragen brauchte, um den Transport sofort beginnen zu lassen*). Dank dieser musterhaften Ordnung vollzog sich die Beförderung der ungeheueren deutschen Truppenmassen auf den Eisenbahnen mit solcher Pünktlichkeit, als wenn ein Uhrwerk arbeite. Wie viel diese deutsche Sorge um alles und jedes zu den Erfolgen der deutschen Waffen beigetragen hat, ist aus der Geschichte des Krieges bekannt.

Washington war ein unermüdlicher Geschäftsmann. Von seiner Kindheit an gewöhnte er sich an Fleiß, Ausdauer und methodische Arbeit. Seine schriftlichen Schülerarbeiten, die man noch aufbewahrt, beweisen, daß er bereits mit dreizehn Jahren freiwillig Abschriften von Quittungen, Wechseln, Schuldverschreibungen, Verträgen, Pachturkunden, Vollmachten und anderen trockenen Dokumenten mit sauberer Hand zu nehmen anfing. Die Gewohnheiten, die er sich so früh aneignete, wurden in hohem Grade zur Grundlage der bewunderungswürdigen Geschäftseigenschaften, die er später in Regierungssachen so erfolgreich bewährte.

Der Mann und die Frau, welche bei der Leitung großer Geschäfte Erfolg haben, dürfen eben so viel Ehren beanspruchen wie der Künstler, der ein Bild

*) „Der deutsch-französische Krieg", redigiert von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs, I, 82.

malt, oder der Schriftsteller, der ein Buch schreibt, oder der General, der eine Schlacht gewinnt. Vielleicht haben sie ihren Erfolg trotz eben so großer Schwierigkeiten und nach eben so schweren Kämpfen errungen, und gewinnen sie einen Sieg, so ist es wenigstens ein friedlicher, und es klebt kein Blut an ihren Händen.

Manche hegen die Meinung, daß Geschäftsgewohnheiten mit Genie unverträglich seien. Es kann keinen größern Irrtum geben. Die genialsten Männer sind ohne Ausnahme die größten Arbeiter gewesen und haben selbst Plackereien auf sich genommen. Sie haben nicht bloß mehr als gewöhnliche Menschen gearbeitet, sondern zu ihrer Arbeit auch höhere Fähigkeiten und einen glühenderen Eifer mitgebracht. Nie hat etwas Großes und Dauerndes aus dem Boden gestampft werden können. Bloß durch edle Geduld und edle Arbeit haben die Meisterwerke des Genius geschaffen werden können.

Die Arbeiter allein besitzen Macht, die Müßiggänger sind stets ohnmächtig. Die mühsamen und beladenen Männer sind stets die Herrscher der Welt. Es hat keinen bedeutenden Staatsmann gegeben, der nicht fleißig gewesen wäre. Sogar Ludwig XIV. hat gesagt: „Durch die Arbeit regieren die Könige“. Friedrich der Große schrieb an Voltaire: „Ich stehe nun sechsunddreißig Jahre am Ruder und habe noch, wie sonst, die Methode, mich nicht zu schonen. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib

und mein Geist beugen sich unter diese Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden".

Dieselbe energische Lebenskraft, die sich als Fähigkeit zur Arbeit entfaltet, hat alle bedeutenden Männer unserer und früherer Zeiten ausgezeichnet. Während der Bewegung gegen die Korngesetze schrieb Cobden einmal an einen Freund: „Ich arbeite wie ein Pferd und habe keinen Augenblick übrig". Lord Brougham war ein merkwürdiges Beispiel eines unermüdlich thätigen Mannes, und von Lord Palmerston läßt sich sagen, daß er im höchsten Alter angestrengter um den Sieg rang als in der Blüte seiner Mannesjahre, und seine Arbeitskraft, seine gute Laune und seine Harmlosigkeit bis an sein Ende ungeschwächt behielt*). Er pflegte zu sagen, im Ministerium zu sein und folglich mit beiden Händen zu thun zu haben, sei für seine Gesundheit gut. Langeweile hatte er dann freilich nicht. Helvetius behauptete sogar: daß der Mensch Langeweile empfinde, sei die Hauptursache seiner Überlegenheit über das Tier, denn um diesem unerträglichen Leiden zu entgehen, strenge er sich

*) Ein Freund Lord Palmerstons teilt die folgende Anekdote mit. Als er den Lord eines Tages fragte, welches Jahr er für die höchste Blütezeit des Mannes halte, antwortete dieser sofort: „Das neunundsiebzigste. Leider", fügte er mit einem Zwinkern des Auges hinzu, „bin ich ins achtzigste Jahr getreten und über meine Blütezeit vielleicht etwas hinaus".

tüchtig an, und darin liege der große Trieb zum menschlichen Fortschritt.

Dieses belebende Prinzip beständiger Arbeit, reichlicher Beschäftigung und praktischer Berührung mit den Menschen in den Angelegenheiten des Lebens hat zu allen Zeiten das beste gethan, die energische Lebenskraft starker Naturen zur Reife zu bringen. Bildet und schult man Geschäftsgewohnheiten, so sind sie in jedem Beruf, in der Politik, Litteratur, Wissenschaft und Kunst, von gleichem Nutzen. Ein großer Teil der besten litterarischen Arbeit ist denn auch von Männern verrichtet worden, die in einem Geschäftsberuf systematisch geschult waren. Derselbe Fleiß, dieselbe Betriebsamkeit und weise Benutzung der Zeit, die ihnen in dem einen Kreise von Thätigkeit nützlich gewesen war, leistete ihnen auch in dem andern Dienste.

Die meisten der ältesten englischen Dichter waren Geschäftsmänner und in einem praktischen Beruf alt geworden, denn eine Litteratenklasse existierte noch nicht, wenn man nicht etwa die Priesterschaft ausnimmt. Chaucer, der Vater der englischen Dichtkunst, war zuerst Soldat und dann ein kleiner Steueraufseher. Das Amt war kein Ruheposten, denn er hatte alle Rechnungen selbst zu schreiben, und wenn er im Steueramt damit fertig war, so kehrte er mit Entzücken zu seinen Lieblingsstudien im Hause zurück und saß über den Büchern, bis es ihm in den Augen flimmerte und brannte.

Die großen Dichter zur Zeit Elisabeths, während deren Regierung eine solche Blüte kräftigen Lebens in England stattfand, waren keine Litteraten in der modernen Bedeutung des Worts, sondern Männer der That und in Geschäften erfahren. Spenser arbeitete beim Statthalter von Irland als Geheimschreiber; Raleigh war abwechselnd Hofmann, Soldat, Seemann und Entdecker; Sidney ein Politiker, Diplomat und Soldat; Bacon ein fleißiger Anwalt, ehe er Lordkanzler wurde; Sir Thomas Brown ein Arzt auf dem Lande; Hooker der vielbeschäftigte Pfarrer einer Dorfgemeinde; Shakespeare der Direktor eines Theaters, an dem er zugleich als mittelmäßiger Schauspieler thätig war, und mit einer guten Anlage seiner Gelder vielleicht noch mehr beschäftigt als mit seinen geistigen Erzeugnissen. Alle diese Männer des thätigen Geschäftslebens gehören aber zu den größten Dichtern aller Zeiten, so daß die Periode Elisabeths und Jakobs I. in der Geschichte Englands als die Zeit des größten litterarischen Fleißes und Glanzes hervorragt.

Unter der Regierung Karls I. bekleidete Cowley mehrere Vertrauensämter. Verschiedenen Royalistenführern diente er als Privatsekretär und war später Geheimschreiber der Königin, deren Briefwechsel mit ihrem Gemahl er in Chifferschrift führte. Diese Arbeit beschäftigte ihn einige Jahre lang den ganzen Tag und manche Nacht. Während Cowley auf diese Weise für die königliche Sache thätig war, arbeitete Milton

für die Republik, zuerst bei der lateinischen Korrespondenz des Ministeriums und später als Sekretär des Lord-Protektors. In einer frühern Zeit seines Lebens hatte er den bescheidenen Beruf eines Lehrers gehabt. Dr. Johnson sagt: „Daß er in der Schule wie später bei allem, was er unternahm, mit großem Fleiß arbeitete, dürfen wir nicht bezweifeln". Als seine amtliche Beschäftigung nach der Restauration aufhörte, begann Milton die größte litterarische Arbeit seines Lebens, aber bevor er sein großes Epos schrieb, fand er es unumgänglich, „nicht bloß fleißig und mit Auswahl zu lesen, sondern auch unausgesetzt zu beobachten und sich einen Einblick in alle ehrbaren und erhabenen Künste und Angelegenheiten zu verschaffen"*).

Locke war unter zwei Regierungen Beamter, zuerst unter Karl II. als Sekretär beim Handelsamt und später unter Wilhelm III. als Bevollmächtigter beim Obergericht und beim Handel und den Kolonieen. Unter Annas Regierung befanden sich viele Schriftsteller von Bedeutung im Staatsdienst. Addison war Staatssekretär, Steele Bevollmächtigter beim Stempelamt, Prior Unterstaatssekretär und danach Gesandter in Frankreich, Tickell Unterstaatssekretär und Sekretär des Lord-Oberrichters von Irland, Congreve Sekretär von Jamaika und Gay Gesandtschaftssekretär in Hannover.

*) „Gründe der Kirchenregierung", Buch 2.

Inderthat sind Geschäftsgewohnheiten, statt einen gebildeten Geist von wissenschaftlicher oder litterarischer Thätigkeit abzuhalten, häufig die beste Schule für ihn. Voltaire stellte die richtige Ansicht auf, als er sagte, daß der Geist des Geschäfts und der Litteratur derselbe sei, denn beide seien in ihrer Vollkommenheit die Verbindung von Energie und Gedankenfülle, von ausgebildeter Intelligenz und praktischer Weisheit, von einer thatkräftigen und beschaulichen Tendenz. Dieselbe Verbindung empfahl Lord Bacon als die in einem Brennpunkt vereinigte Vortrefflichkeit der menschlichen Natur. Man hat gesagt, selbst ein genialer Mann könne in Beziehung auf geschäftliche Angelegenheiten nichts Beachtenswertes schreiben, wenn er nicht auf diese oder jene Weise mit der ernsten alltäglichen Arbeit des Lebens in Verbindung gestanden habe.

Daher kommt es, daß viele unserer besten Bücher von Geschäftsmännern geschrieben worden sind, für welche die Litteratur mehr eine Erholung als ein Beruf war. Gifford, der Herausgeber des „Quarterly", der sehr gut wußte, was es heißt, ums Brot zu schreiben, sagte: „Dichtet man eine einzige Stunde, die man dem Geschäft des Tages abgewonnen hat, so ist diese Stunde mehr wert als die ganze Tagesmühe eines Mannes, der im Joch der Presse zieht, denn in dem einen Falle eilt der Geist freudig zur Erfrischung herbei, wie der Hirsch zum Wasser zieht, während er im andern Falle matt und keuchend seinen

traurigen Weg fortsetzt, mit den Hunden des Hungers und der Not auf seinen Fersen"*).

Die ersten großen Dichter Italiens waren keine Litteraten, sondern Geschäftsmänner, Kaufleute, Staatsmänner, Diplomaten, Richter und Krieger. Villani, der Verfasser der besten Geschichte von Florenz, war ein Kaufmann; Dante, Petrarca und Boccaccio waren bei mehr oder weniger wichtigen Gesandtschaften beteiligt, und Dante arbeitete, ehe er Diplomat wurde, eine

*) Coleridges Rat an seine jungen Freunde atmete so ziemlich denselben Geist. „Mit Ausnahme eines einzigen außerordentlichen Charakters", sagte er, „habe ich nie jemand, am wenigsten unter allen einen genialen Menschen gekannt, der ohne einen Beruf glücklich und gesund gewesen wäre. Unter Beruf verstehe ich irgend eine regelmäßige Beschäftigung, die nicht vom Entschluß des Moments abhängt, und die insofern mechanisch besorgt werden kann, als zu ihrer treuen Erledigung bloß eine durchschnittliche Menge von Gesundheit, Verstand und geistiger Anstrengung erforderlich ist. In drei Mußestunden, die von keinen fremdartigen Sorgen gestört werden, und denen man als einer Veränderung und Erholung mit Entzücken entgegenblickt, läßt sich eine weit größere und wahrhafter geniale litterarische Arbeit verrichten, als in ganzen Wochen des Zwangs. Braucht man Thatsachen, um zu zeigen, daß schwerwiegende litterarische Leistungen sich mit einer umfassenden Beschäftigung anderer Art verbinden ließen, so kann man unter den Alten auf Cicero oder Xenophon und unter den Neueren auf Sir Thomas More, Bacon, Baxter und, um bis zu Zeitgenossen vorzugehen, auf Darwin und Roscoe hinweisen und die Frage dadurch sogleich entscheiden." („Litterarische Biographie", Kap. XI.)

zeitlang als Chemiker und Kräuterhändler. Galilei, Galvani und Farini waren Ärzte und Goldoni ein Rechtsgelehrter. Ariosts Talent für Geschäfte war eben so groß wie seine Begabung zur Dichtkunst. Beim Tode seines Vaters erhielt er den Auftrag, das Familiengut zum besten seiner jüngeren Brüder und Schwestern zu verwalten, und er entledigte sich seiner Aufgabe tüchtig und redlich. Da man seine Gewandtheit in Geschäften erkannte, so verwendete der Herzog von Ferrara ihn bei Missionen nach Rom und anderswohin. Nachdem er später zum Statthalter eines unbotmäßigen Bezirks im Gebirge ernannt worden war, brachte er es durch eine feste und gerechte Verwaltung dahin, eine verhältnismäßig gute Ordnung und Sicherheit herzustellen. Selbst die Räuber in der Gegend hatten Ehrfurcht vor ihm. Als er eines Tages von einer Bande dieser Geächteten im Gebirge umzingelt wurde, nannte er seinen Namen, und sofort erboten sich diese Menschen, ihn sicher zu geleiten, wohin er befehle.

Dasselbe hat sich in anderen Ländern gezeigt. Vattel, der Verfasser des „Völkerrechts“, war ein praktischer Diplomat und ein Geschäftsmann ersten Ranges. Rabelais war ein Arzt und vollzog gelungene Heilungen, Schiller ein Wundarzt, Cervantes, Lope de Vega, Calderon, Camoens, Descartes, Maupertuis, La Rochefoucauld, Lacépède, Lamarck dienten in ihren jüngeren Jahren im Heere.

In England haben viele Männer, die man jetzt durch ihre Schriften kennt, ihren Lebensunterhalt als Kaufleute verdient. Auch Ferdinand Freiligrath, unter den neueren deutschen Dichtern einer der größten, arbeitete bis zu seinem dreißigsten Jahre in kaufmännischen Geschäften und nahm, als er später in politische Verwickelungen geriet, seinen alten Beruf wieder auf. London hat ihm zweimal ein Asyl gewährt und beidemal ist Freiligrath in einem kaufmännischen oder Bankgeschäfte mit Eifer und Erfolg thätig gewesen.

Samuel Richardson verband litterarische und geschäftliche Arbeiten mit großem Nutzen. In einem Hinterzimmer seines Hauses schrieb er seine Romane und verkaufte sie im Laden nach der Straße heraus. William Hutton in Birmingham wußte die Arbeiten des Schriftstellers und des Buchhändlers eben so glücklich zu vereinigen. In seiner Selbstbiographie sagt er, daß der Mensch ein halbes Jahrhundert leben kann, ohne seinen eigenen Charakter kennen zu lernen. Er wußte nicht, daß er ein Altertumsforscher sei, bis die Welt, nachdem sie seine „Geschichte von Birmingham" gelesen hatte, ihn davon unterrichtete, und nun wußte er es auch. Benjamin Franklin war als Drucker wie als Buchhändler gleich tüchtig und ein Schriftsteller, Staatsmann und Philosoph dazu.

Gehen wir bis auf unsere Zeit, so finden wir Eleazar Elliott, der in Sheffield das Geschäft eines Stangeneisenhändlers schwunghaft betrieben und dabei

den größten Teil seiner Dichtungen geschrieben und veröffentlicht hat. Er hatte in seinem Geschäfte so viel Erfolg, daß er sich aufs Land zurückziehen und sich ein eigenes Haus bauen konnte, in dem er den Rest seiner Tage verlebte. Isaak Taylor, der Verfasser der „Naturgeschichte der Begeisterung“, gravierte in Manchester Muster für Kattundrucker, und alle Mitglieder dieser begabten Familie widmeten sich demselben Kunstzweig.

Die besten seiner ersten Werke schrieb John Stuart Mill in den Zwischenzeiten der amtlichen Verrichtungen, die ihm als Examinator im Ostindischen Hause oblagen. Bei derselben Behörde dienten Charles Lamb, Peacock, der Verfasser von „Headlong Hall“, und der Philolog Edwin Norris als Beamte. Macaulay schrieb seine „Balladen des alten Rom“ als Sekretär des Kriegs. Es ist wohlbekannt, daß Helps' gedankenreiche Schriften im buchstäblichen Sinne des Worts „Studien, in geschäftsfreien Stunden geschrieben“ sind. Viele der besten unserer neueren Schriftsteller bekleiden wichtige öffentliche Ämter, z. B. Sir Henry Taylor, Sir John Kaye, Anthony Trollope, Tom Taylor, Matthew Arnold und Samuel Warren. In Deutschland begegnen wir dieser Erscheinung selten, doch wissen wir in Lothar Bucher wenigstens einen Mann zu nennen, der sich zuerst als Schriftsteller bekannt gemacht und dann in der Nähe des Reichskanzlers eine Anstellung erhalten hat.

Der Dichter Proctor, der unter dem Namen „Barry Cornwall“ schrieb, war Anwalt und Bevollmächtigter für die Irrenanstalten. Wahrscheinlich nahm er seinen Schriftstellernamen aus demselben Grunde an, der Dr. Paris bestimmte, seine „Philosophie im Sport zur Wissenschaft im Ernst erhoben“ anonym zu schreiben, weil er nämlich fürchtete, daß sein Schriftstellern, wenn man es erfahre, ihm in seiner amtlichen Stellung schaden könne. Denn es ist durchaus kein ungewöhnliches Vorurteil und im Kaufmannsstande sogar vorherrschend, daß jemand, der ein Buch oder, noch schlimmer, ein Gedicht geschrieben habe, in Geschäftssachen zu nichts gut sei. Sharon Turner blieb aber, trotzdem daß er ein vortrefflicher Geschichtschreiber war, ein guter Anwalt, und die Brüder Horaz und James Smith, die Verfasser der „Zurückgewiesenen Adressen“, zeichneten sich in ihrem Beruf dergestalt aus, daß man ihnen die wichtigen und einträglichen Posten von Rechtsbeiständen der Admiralität verlieh und diesen Entschluß nicht zu bereuen hatte.

Unter den schriftstellernden Banquiers begegnen uns Männer wie Rogers, der Dichter; Roscoe von Liverpool, der Biograph Lorenzo von Medici; Ricardo, der Verfasser des Buches: „Volkswirtschaft und Besteuerung“ *); Grote, der Verfasser der

*) Seine berühmte „Theorie der Rente“ veröffentlichte Ricardo auf das Drängen James Mills, der gleich seinem Sohn im

„Geschichte Griechenlands“; Sir John Lubbock, der gelehrte Altertumsforscher*), und Samuel Bailey von Sheffield, der Verfasser der „Studien über die Entstehung und Verbreitung von Meinungen“, von dem wir noch mehrere wichtige Werke über Ethik, Nationalökonomie und Philosophie besitzen. Ein Leipziger Musikalienhändler, Wilhelm Hofmeister, hatte sich durch Arbeiten über die Kryptogamen und Zapfenträger solche Verdienste erworben, daß man nach dem Tode Hugo von Mohls ihn als den würdigsten Nachfolger des berühmten Botanikers auf dessen Lehrstuhl nach Tübingen berief.

Auf der andern Seite haben sich Männer von bedeutender wissenschaftlicher und gelehrter Bildung als Geschäftsmänner ersten Ranges bewährt. Bildung der höchsten Art macht Aufmerksamkeit und Fleiß zur Gewohnheit, schult den Geist, führt ihm Hülfsmittel zu und verleiht ihm Freiheit und Thatkraft, also Eigenschaften, die auch bei der Leitung von Geschäften nötig sind. Deshalb deuten Bildung und Gelehrsamkeit bei jungen Leuten gewöhnlich auf Festigkeit des

---

Ostindischen Hause ein höherer Beamter war und die „Geschichte des britischen Ostindien“ schrieb. Als Ricardo das Buch geschrieben hatte, war er so unzufrieden damit, daß er es verbrennen wollte, aber auf Mills Vorstellungen ließ er es drucken und es hatte den größten Erfolg.

*) Auch dessen Vater, Sir John Lubbock, zeichnete sich als Gelehrter aus und zwar als Mathematiker und Astronom.

Charakters hin, denn sie schließen eine beständige Aufmerksamkeit, Fleiß und die zur Bemeisterung der Wissenschaften erforderliche Gewandtheit und Energie in sich. Bei solchen Personen wird sich meistens auch zeigen, daß sie mehr als die durchschnittlichen Geschäftseigenschaften besitzen.

Montaigne sagt von echten Philosophen: „Waren sie in der Wissenschaft groß, so waren sie in Thaten noch viel größer, und so oft man sie auf die Probe stellte, schwangen sie sich zu einer solchen Höhe auf, daß man deutlich sah, wie außerordentlich ihre Seelen durch die Kenntnis der Dinge gehoben und bereichert worden seien" *).

Das allerdings ist zuzugeben, daß eine zu einseitige Beschäftigung mit der poetischen und philosophischen Litteratur, namentlich bei so langer Fortsetzung im Leben, bis sich Gewohnheiten durch sie gebildet haben, den Menschen für die praktischen Geschäfte in hohem Grade unfähig macht. Spekulatives Talent und praktisches Talent sind zwei verschiedene Dinge, und es kann leicht geschehen, daß ein Mann, der in seinen Studien oder mit der Feder in der Hand die Fähigkeit verrät, über das Leben und die Politik große

*) Als Thales einst die Menschen tadelte, die sich um den Reichtum so viel mühten und sorgten, antwortete ihm jemand, daß er wie der Fuchs spreche, der die Trauben, die ihm zu hoch hingen, sauer nenne. Thales beschloß nun, den Leuten zum Scherz einmal das Gegenteil zu beweisen. Indem er seinen ganzen

Gedanken auszusprechen, völlig untauglich befunden wird, diese Gedanken praktisch auszuführen.

Die spekulative Tüchtigkeit hängt vom kräftigen Denken ab, die praktische Tüchtigkeit vom kräftigen Handeln, und diese beiden Eigenschaften sind fast immer in sehr ungleichem Verhältnis mit einander verbunden. Der spekulative Denker neigt zur Unentschlossenheit; er sieht alle Seiten der Frage und seine Thätigkeit bleibt beim genauen Abwägen des Für und Wider, die sich häufig fast genau die Wage halten, in der Schwebe, wogegen der praktische Mann die logischen Vordersätze überspringt, zu einem bestimmten Schlusse gelangt und sofort zur Ausführung seiner danach getroffenen Wahl schreitet*).

Dennoch hat es viele wahrhaft große Männer der Wissenschaft gegeben, welche sich als tüchtige Geschäftsmänner bewährt haben. Wir hören nicht, daß Sir Isaak Newton darum ein schlechter Münzmeister gewesen wäre, weil er der größte aller Naturforscher war. Auch gegen die Befähigung Sir John Herschels, der dasselbe Amt hatte, ist nie ein Wort gesprochen

---

Witz zusammennahm und ihn zu seinem Vorteil benutzte, legte er einen Handel an und erwarb sich in einem Jahre so viel Reichtümer, daß die erfahrensten Kaufleute mit all ihrem Fleiß ihr lebelang nicht eben; so viel hätten zusammenraffen können. (Montaigne, „Studien", Buch I, Kap. 24.)

*) „Der Verstand", sagt Bailey, „der eine regelmäßige und zusammenhängende Reihe von Ideen zu verfolgen gewohnt ist,

worden. Die Brüder Humboldt waren in allem, was sie unternahmen, gleich befähigt, mochte es nun die Litteratur, die Naturwissenschaft, das Bergwesen, die Philologie, die Diplomatie oder die Politik betreffen.

Der Geschichtsforscher Niebuhr war als energischer und glücklicher Geschäftsmann berühmt. Als Sekretär und Rechnungsführer beim afrikanischen Konsulat zeichnete er sich so aus, daß die dänische Regierung ihn später unter die Bevollmächtigten aufnahm, die das Nationalschuldenwesen verwalteten. Als er dieses Amt niederlegte, geschah es, um in Berlin Bankdirektor zu werden. Mitten unter diesen Geschäften fand er Zeit, römische Geschichte zu studieren, das Arabische, Russische und andere slawische Sprachen zu erlernen und zu dem großen Schriftsteller zu werden, als der er jetzt hauptsächlich bekannt ist.

Nach den Ansichten, welche Napoleon I. über die Männer der Wissenschaft aussprach, ließ sich erwarten, daß er seine Regierung zu befestigen suchen

---

wird in gewissem Grade der raschen und flüchtigen Bewegungen unfähig, die man im Handel erlernt und die seinen Jüngern unentbehrlich sind. Reifes Denken und praktische Talente erheischen inderthat Geistesgewohnheiten, die so wesentlich von einander verschieden sind, daß man, wenn man die eine ergreifen will, in Gefahr gerät, die andere zu verlieren." — „Daher kommt es", setzt er hinzu, „daß wir so oft Männer finden, die am Schreibtische Riesen und in der Welt Kinder sind." („Abhandlungen über die Bildung und Verbreitung von Meinungen", S. 251 ff.)

werde, indem er sie zuhülfe rief. Einige seiner Anstellungen erwiesen sich als Fehlgriffe, andere waren vollständig glücklich. Laplace wurde zum Minister des Innern ernannt, aber er befand sich kaum im Amte, so entdeckte man, daß er für dasselbe nicht passe. Napoleon sagte später von ihm: „Laplace betrachtete keine Frage aus dem richtigen Gesichtspunkte. Er suchte stets nach Spitzfindigkeiten, alle seine Ideen waren Probleme und er führte den Geist der Infinitesimalrechnung in die Behandlung der Geschäfte ein“. Laplace hatte seine Gewohnheiten beim Studieren angenommen und war zu alt, um sie den Zwecken des Lebens anbequemen zu können.

Mit Daru verhielt es sich anders. Freilich hatte er den Vorteil einer gewissen praktischen Geschäftsbildung, da er in der Schweiz unter Massena Intendant gewesen war und sich auch bereits als Schriftsteller ausgezeichnet hatte. Als Napoleon ihn zum Staatsrat und Intendanten des kaiserlichen Hofstaates machen wollte, zauderte Daru, die Stelle anzunehmen. „Ich habe den größten Teil meines Lebens unter Büchern verbracht“, sagte er, „und es fehlt mir die Zeit, die Obliegenheiten eines Hofmannes zu lernen.“ — „Höflinge habe ich genug um mich“, sagte Napoleon, „und an denen wird es mir nie fehlen. Ich brauche aber einen Minister, der zugleich erleuchtet, fest und wachsam ist und wegen dieser Eigenschaften habe ich Sie gewählt.“ Daru erfüllte

die Wünsche des Kaisers, wurde schließlich erster Minister, zeigte sich diesem Amte vollständig gewachsen und blieb derselbe bescheidene, ehrenhafte und uneigennützige Mann, der er sein lebelang gewesen war.

Eine gleiche Anerkennung gebührt dem Diplomaten und Gelehrten Christian Josias Bunsen. Er hatte sich gediegene Kenntnisse der alten Sprachen, des Persischen und Arabischen erworben, als er in Rom bei der preußischen Gesandtschaft eintrat. Während er dort seinen gelehrten Ruf durch seine Mitwirkung bei dem großen Werke „Beschreibung von Rom" fest begründete, erwarb er sich die Achtung nicht bloß seiner Regierung, sondern auch der übrigen Staaten in solchem Grade, daß die europäische Diplomatie zu Rom ihm die Berichterstattung über die Frage übertrug, was zur Ordnung der römischen Verhältnisse zu geschehen habe. Als preußischer Gesandter in London schloß er seine diplomatische Laufbahn, die noch heute durch zwei von ihm gegründete Krankenhäuser, von denen das eine auf dem Tarpejischen Felsen in Rom, das andere in Dalston bei London steht, in ehrenvollem Andenken erhalten wird.

Männer von ausgebildeter Geschäftsthätigkeit nehmen die Gewohnheit der Arbeit in solchem Grade an, daß der Müßiggang ihnen unerträglich wird, und werden sie durch die Umstände aus ihrem besondern

Beruf vertrieben, so suchen sie in einer andern Wirksamkeit Zuflucht. Der fleißige Mann findet für seine Muße bald eine Beschäftigung, und versteht sich Muße zu verschaffen, wo der Träge keine findet. „Wer die Muße nicht benutzt", sagt George Herbert, „der hat keine." — „Bei dem thätigsten und geschäftigsten Manne, den es gegeben hat, oder geben kann", sagt Bacon, „treten ohne Frage manche Mußezeiten ein, in denen er auf den Andrang oder die Rückkehr der Geschäfte wartet, ausgenommen, er wäre entweder langsam und würde nie fertig, oder oberflächlich und eitel genug, um sich mit Dingen zu befassen, welche andere besser zu verrichten wissen." In solcher leeren Mußezeit sind von Männern, denen Fleiß zur zweiten Natur geworden war und denen die Arbeit leichter fiel als Müßiggang, viele große Dinge verrichtet worden.

Selbst Steckenpferde können für die Ausbildung der Fähigkeit zu Geschäften nützlich werden. Sie rufen einen gewissen Fleiß hervor und gewähren wenigstens eine angenehme Beschäftigung. Natürlich meinen wir keine solchen Steckenpferde, wie das des Kaisers Domitian, der sich auf den Fliegenfang legte. Das Steckenpferd des Königs von Makedonien, der Laternen machte, oder des Königs von Frankreich, der als Schlosser arbeitete, waren schon achtbarer. Für Geister, die unter Hochdruck arbeiten, ist die gewöhnlichste mechanische Arbeit eine Erquickung, eine Unterbrechung der anstrengenden Thätigkeit, ein Aus-

ruhen, eine Erholung, ein Genuß, der mehr in der Arbeit als im Ergebnis liegt.

Die besten Steckenpferde sind die geistigen. Männer von aufgewecktem Verstande ziehen sich vom Tagesgeschäft zurück, um in anderen Arbeiten eine Erholung zu finden. Einige wählen die Wissenschaft, andere die Kunst und die meisten die Litteratur. Solche Erholungen gehören zu den besten Schutzmitteln gegen Selbstsucht und gemeine Weltlust. Wir glauben, es war Lord Brougham, der gesagt: „Gesegnet ist der Mann, der ein Steckenpferd hat!“ Und bei der außerordentlichen Vielseitigkeit seiner Natur, die von der Litteratur bis zur Optik, von der Geschichte und Biographie bis zur sozialen Wissenschaft reicht, hatte er deren viele. Er soll sogar einen Roman geschrieben haben, und die merkwürdige Geschichte vom „Mann in der Glocke“, die vor vielen Jahren in Blackwoods Magazin erschienen ist, gilt für ein Erzeugnis seiner Feder. Geistige Steckenpferde dürfen überhaupt nicht zu stark geritten werden, denn sonst beleben, erfrischen und kräftigen sie den Menschen nicht, sondern schicken ihn erschöpft, entnervt und niedergeschlagen zu seinem Geschäft zurück.

Außer Lord Brougham haben viele arbeitsame Staatsmänner sich in ihrer Muße damit beschäftigt oder nach ihrem Rücktritt vom Amte einen Trost darin gesucht, Werke zu schreiben, die in der Litteratur mit in erster Reihe stehen. So leben Cäsars Kom-

mentare als klassisches Werk fort und stellen sich vermöge ihres klaren und kräftigen Stils neben die Werke Xenophons, der den litterarischen Beruf eben so erfolgreich mit den Geschäften des täglichen Lebens verbunden hat.

Als der große Minister Sully in Ungnade fiel und zu einem zurückgezogenen Leben gezwungen wurde, beschäftigte er sich in seiner Muße mit der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten, die der Nachwelt ein sicheres Urteil über seine Laufbahn als Staatsmann gestatten sollten. Außerdem arbeitete er an einem Roman in der Manier der Scudery, dessen Handschrift nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden wurde.

Turgot tröstete sich für den Verlust seines Amtes, aus dem die Ränke seiner Feinde ihn vertrieben hatten, durch physikalische Studien und kehrte auch zu seiner Jugendliebe für die klassische Litteratur zurück. In den langen Tagesstunden und in Nächten, wo er von der Gicht gefoltert wurde, unterhielt er sich mit dem Dichten lateinischer Verse, doch hat sich von ihm nur die einzige Zeile erhalten, in der er Benjamin Franklins Wirken schilderte:

Er entriß dem Himmel den Blitz und die Macht dem Tyrannen.

Unter den neueren französischen Staatsmännern, für die übrigens die Litteratur eben so gut ein Beruf war, wie die Politik, erwähnen wir Tocqueville, Thiers, Guizot und Lamartine. Selbst Napoleon III.

bewarb sich mit seinem „Leben Cäsars" um einen Platz in der Akademie.

Auch für die größten englischen Staatsmänner ist die Litteratur ein Haupttrost gewesen. Als Pitt vom Amte zurücktrat, kehrte er gleich seinem großen Zeitgenossen Fox mit Entzücken zum Studium der griechischen und römischen Klassiker zurück. Grenville erklärte Pitt für den größten Kenner des Griechischen, den es gebe. Canning und Wellesley beschäftigten sich nach ihrem Rücktritt mit der Übersetzung der Oden und Satiren des Horaz. Cannings Leidenschaft für Litteratur mischte sich in alle seine Beschäftigungen ein und gab seinem ganzen Leben eine Färbung. Sein Biograph erzählt von ihm, daß er nach einem Mittagsessen bei Pitt, während die übrige Gesellschaft sich unterhielt, mit dem Wirt in einem Winkel des Zimmers über einem alten Griechen saß. Auch Fox studierte die griechischen Schriftsteller fleißig und las wie Pitt den Lykophron. Er schrieb auch eine Geschichte Jakobs II., die übrigens ein Bruchstück blieb und eine ziemlich unbedeutende Arbeit war.

Einer der tüchtigsten und fleißigsten der neueren Staatsmänner Englands, der die Litteratur als Steckenpferd und als Beruf betrachtete, war Sir George Cornewall Lewis. Er war ein vortrefflicher Geschäftsmann, fleißig, genau und unverdrossen. Bald war er Präsident des Armendirektoriums, dessen Einrichtungen er schuf, bald Kanzler der Schatzkammer

oder Sekretär des Innern, oder Sekretär des Kriegs, und in jedem dieser Ämter erwarb er sich den Ruf eines durchaus tüchtigen Beamten. In den Zwischenräumen seiner amtlichen Arbeiten beschäftigte er sich mit Untersuchungen eines weiten Kreises von Gegenständen, mit Geschichte, Philologie, Politik, Anthropologie und Altertumswissenschaft. Seine „Astronomie der Alten“ und seine „Abhandlungen über die Entstehung der romanischen Sprachen“ hätten die gründlichen deutschen Gelehrten nicht besser schreiben können. Mit besonderer Vorliebe behandelte er die schwierigsten Zweige der Gelehrsamkeit und fand in ihnen seine größte Freude und Erholung. Lord Palmerston machte ihm oft Vorstellungen, daß er sich zu viel zumute, indem er von den Staatsschriften sofort zu den Büchern eile, und fügte wohl den Scherz hinzu, daß er selbst keine Bücher lesen könne, da er zu viel mit Handschriften zu thun habe.

Ohne Frage ritt Sir George Lewis sein Steckenpferd zu stark und würde sein nützliches Leben wahrscheinlich höher gebracht haben, wenn er nicht zu viel studiert hätte. Mochte er nun im Amte sein oder nicht, er las, schrieb und studierte. Er legte die Redaktion der Edinburgh Review nieder, um Kanzler der Schatzkammer zu werden, und als er keine Budgets mehr vorzubereiten brauchte, schrieb er im Britischen Museum griechische Handschriften ab. An schwierigen Untersuchungen im klassischen Altertum hatte er ein

merkwürdiges Wohlbehagen. Einer der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, war die Prüfung der Erzählungen von einem hohen Lebensalter, die er nach seiner Gewohnheit bezweifelte und bestritt. Als er 1852 in der Grafschaft Hereford gewählt werden wollte, hatte er gerade diese Frage scharf im Auge. Eines Tages bewarb er sich bei einem Wähler um dessen Stimme und wurde rund abgewiesen. „Es thut mir leid", sagte er, „daß Sie nicht für mich stimmen wollen, aber vielleicht können Sie mir sagen, ob in Ihrem Kirchspiel jemand in einem ungewöhnlich hohen Alter gestorben ist."

Seine Zeitgenossen bieten uns noch manche Beispiele der Tröstungen dar, welche Staatsmänner nach den Mühen des öffentlichen Lebens in der Litteratur gefunden haben. Die Thür des Ministeriums mag geschlossen sein, die der Litteratur bleibt immer offen, und Männer, die in der Politik sich bis aufs Messer bekämpfen, reichen sich über den Dichtungen Homers und Virgils die Hand. Als Graf Derby sich von den Staatsgeschäften zurückzog, lieferte er seine schöne Übersetzung der „Ilias", die wahrscheinlich noch gelesen werden wird, wenn seine Reden längst vergessen sind. Eben so füllte Gladstone seine Muße damit aus, daß er seine „Studien über Homer" für den Druck vorbereitete und eine Übersetzung von Farinis „Römischem Staat" herausgab, während Disraeli seinen Rücktritt benutzte, um „Lothar" zu schaffen. Zu den Staats-

männern, welche als Romanschreiber geglänzt haben, gehören außer Disraeli noch Lord Russell, der auch viel Geschichtliches und Biographisches geschrieben hat, der Marquis von Normanby und der Veteran Bulwer, von dem man freilich sagen kann, daß die Politik seine Erholung und die Litteratur die Hauptbeschäftigung seines Lebens gewesen ist.

Um zum Schluß zu kommen: ein richtiges Maß von Arbeit ist für die Seele wie für den Körper gut. Der Mensch ist ein Geist, gestützt und erhalten von den Organen des Körpers, und er muß diese in Übung erhalten, wenn er gesund bleiben will. Nicht die Arbeit, sondern das Überarbeiten ist schädlich, und schwere Arbeit ist nicht so schlimm, wie eintönige, geistlose und vergebliche Arbeit. Jede zukunftsreiche Arbeit ist gesund und immer nützlich, und mit Aussicht auf Erfolg beschäftigt zu sein, ist eins der großen Geheimnisse des Glücks. Eine mäßige geistige Arbeit reibt nicht mehr auf, als jede andere Art von Arbeit. Richtig geregelt wirkt sie eben so heilsam auf die Gesundheit wie körperliche Bewegung, und schenkt man den Körperkräften die gebührende Aufmerksamkeit, so wird man nicht mehr auf sich nehmen, als man zu tragen vermag. Sich müßig durchs Leben zu essen, zu trinken und zu schlafen, ist unendlich schädlich. Die Abnutzung durch Rast erfolgt noch schneller, als die Abnutzung durch Arbeit.

Das Überarbeiten ist immer eine üble Sparsamkeit. Es ist sogar eine große Verschwendung, namentlich wenn es mit Fieberhast verbunden ist. In der That tötet eine solche Hast leichter, als die Arbeit, denn sie reißt und zerreibt den Körper in derselben Weise, wie Sand und Gries, indem sie eine zu starke Reibung erzeugen, die Räder einer Maschine zerstören. Gegen Überarbeiten und Überhasten muß man sich in acht nehmen, denn die Kopfarbeit ist eine anstrengende Arbeit und kann eben so erschöpfend und zerstörend werden, wie eine natürliche Ausschweifung. Der Kopfarbeiter kann seinem Geist durch ein Zuviel in derselben Weise schaden, wie ein Athlet seine Muskeln zerreißen und das Rückgrat brechen kann, indem er Kraftstücke versucht, denen sein Körper nicht gewachsen ist.

Fünftes Kapitel.

Der Mut.

Der Sturm prüft nicht des Mannes Kraft allein,
Wer ihn besteht, der muß auch mutig sein.
In Wind und Wetter, nicht bei Tanz und Reigen
Kann sich der Mann in wahrem Lichte zeigen.

Daniel.

Wer edles Werk verrichten kann,
Nicht ruht, bis er es hat gethan,
Wenn auch das Herz ihm bluten mag,
Wenn ihn auch trifft manch schwerer Schlag,
Deſſ' Stunde kommt, er leistet viel,
Gewinnt den Preis, erreicht das Ziel.

C. Mackay.

Das heldenhafte Beispiel früherer Tage ist in hohem Grade die Quelle des Muts jeder Generation. Die Menschen schreiten den gefährlichsten Unternehmungen mit Fassung entgegen, wenn die Schatten der dahingeschiedenen Tapferen ihnen winken.

Helps.

Die Welt verdankt ihren mutigen Männern und Frauen viel. Vom physischen Mut sprechen wir nicht, denn in dem steht der Fleischerhund dem Menschen mindestens gleich, und gilt überdies nicht für den klügsten seiner Gattung.

Der Mut, der sich in stillen Anstrengungen und Unternehmungen verrät, für Wahrheit und Pflicht alles wagt und alles duldet, ist heldenhafter, als der körperliche Mut, dessen Äußerungen mit Ehren und Titeln und zuweilen mit Lorbern, in Blut getaucht, belohnt werden.

Was die höchste Stufe der Männlichkeit und Weiblichkeit charakterisiert, ist der sittliche Mut, das heißt der Mut, die Wahrheit zu suchen und zu bezeugen, der Mut, gerecht zu sein, der Mut, ehrlich zu handeln, der Mut, Verführungen zu widerstehen, der Mut, seine Pflicht zu thun. Wenn Männer und Frauen diese Tugend nicht besitzen, so sind sie nicht sicher, sich irgend eine andere Tugend bewahren zu können.

Jeder einzelne Schritt nach vorwärts, den die Menschen je gemacht haben, ist auf Widerstand und Schwierigkeiten gestoßen und hat durch unerschrockene und tapfere Männer, durch Anführer der Vorhut des Gedankens, durch große Entdecker, große Patrioten und große Arbeiter in allen Lebensberufen erkämpft werden müssen. Es giebt kaum eine große Wahrheit oder Lehre, die sich nicht gegen Verkleinerung, Verleumdung und Verfolgung eine Bahn zur öffentlichen Anerkennung hätte brechen müssen. „Überall“, sagt Heine, „wo eine große Seele ihren Gedanken Ausdruck verleiht, zeigt sich auch ein Golgatha.“

Wer nur bei Büchern, bei der Lampe Schimmer
Die Wahrheit sucht, dem hellt sich schon der Blick,
Wenn vor ihm fliehend in dem stillen Zimmer
Die Göttin ihren Schleier läßt zurück.
Was hilft das Forschen mit schwerem Herzen,
Was hilft das Beten mit bittern Schmerzen!
Ihr, meine Brüder, kämpfet für sie,
Ihr wagtet das teure Leben für sie,
Ihr starbt in warmer Liebe für sie
Und saht zum Lohn im vollsten Licht
Der Hehren strahlend Angesicht.

Sokrates mußte in Athen als einundsiebzigjähriger Greis den Schierlingsbecher trinken, weil seine erhabenen Lehren gegen die Vorurteile und den Parteigeist seiner Zeit verstießen. Seine Ankläger beschuldigten ihn, daß er den Geist der athenischen Jugend verderbe, indem er sie zur Verachtung der Schutzgottheiten der Stadt aufreize. Er hatte den sittlichen Mut, nicht bloß der Tyrannei der Richter, die ihn verurteilten, sondern auch der des Pöbels, der ihn nicht verstand, zu trotzen. Er starb, indem er sich über den Lehrsatz der Unsterblichkeit der Seele unterhielt, und seine letzten Worte zu den Umstehenden waren: „Es ist jetzt Zeit, daß wir uns trennen, ich, um zu sterben, ihr, um zu leben. Welches von beiden das bessere Los ist, weiß nur Gott allein“.

Wie viele große Männer und Denker sind nicht im Namen der Religion verfolgt worden! Bruno wurde in Rom lebendig verbrannt, weil er die modische

aber falsche Philosophie seiner Zeit entlarvt hatte. Als die Inquisitionsrichter ihm den Tod zuerkannten, sprach er die stolzen Worte: „Ihr fürchtet euch mehr, mein Urteil zu verkünden, als ich mich fürchte, es anzuhören".

Ihm folgte Galilei, dessen Ruf als Gelehrter von seinem Ruf als Märtyrer beinahe verdunkelt wird. Von den Priestern auf der Kanzel wegen der Ansichten, die er über die Bewegung der Erde äußerte, verketzert, wurde er in seinem siebzigsten Jahre nach Rom beschieden, um sich wegen seiner Irrlehre zu verantworten. Die Inquisition kerkerte ihn ein, wenn sie ihn vielleicht auch nicht auf die Folter spannte. Selbst über den Tod hinaus wurde er verfolgt, indem der Papst seiner Leiche ein Grab verweigerte.

Roger Bacon, der Franziskanermönch, wurde wegen seiner naturgeschichtlichen Studien verfolgt und wegen seiner chemischen Forschungen des Betreibens der Magie beschuldigt. Seine Schriften wurden verdammt und er selbst ins Gefängnis geworfen, um dort zehn Jahre, während der Lebenszeit von vier auf einander folgenden Päpsten, zu schmachten. Man behauptet sogar, daß er im Kerker gestorben sei.

Occam, der alte englische Philosoph, wurde vom Papste in den Bann gethan und flüchtete nach München, wo er durch die Freundschaft des damaligen Kaisers von Deutschland beschützt wurde und wo er starb.

Die Inquisition brandmarkte Vesalius als Ketzer, weil er den Menschen mit sich selbst bekannt gemacht hatte, wie sie früher Bruno und Galilei brandmarkte, weil sie den Menschen mit dem Himmel bekannt gemacht hatten. Vesalius war so kühn, den Bau des menschlichen Körpers durch die Zergliederung von Leichen, die bisher so gut wie verboten gewesen war, zu erforschen. Er legte die Grundlagen einer Wissenschaft, aber er zahlte dafür mit dem Leben. Von der Inquisition verurteilt, erlangte er infolge der Verwendung des Königs von Spanien eine Umwandlung seiner Strafe in eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande und starb auf der Rückreise, noch in der Blüte seines Lebens, als Märtyrer seiner Liebe zur Wissenschaft in Zante eines jämmerlichen Todes, am Fieber oder durch Hunger.

Als das „Novum Organum" erschien, erhob sich ein Geschrei und Gebelfer, denn das Buch sollte die Tendenz haben, „gefährliche Revolutionen hervorzurufen, die Regierungen zu stürzen und die Grundvesten des Glaubens zu erschüttern" *). Ein gewisser Dr. Heinrich Stubbe, dessen Namen sonst niemand kennen würde, schrieb ein Werk gegen die neue Philosophie und bezeichnete die ganze Klasse der

---

*) Bacon selbst aber hatte geschrieben: „Lieber wollte ich an die Legenden, an den Talmud und den Koran als daran glauben, daß das Weltall keine Seele hat".

experimentierenden Forscher als eine „Sippe von Speckgesichtern*)“. Selbst die Gründung der Königlichen Gesellschaft fand Widerspruch, „weil die Experimental-Philosophie den christlichen Glauben umwerfe“.

Während man die Schüler des Copernicus als Ungläubige verfolgte, drückte man Kepler das Brandmal der Ketzerei auf, weil er sich, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „auf die Seite stellte, die ihm mit dem Worte Gottes übereinzustimmen schien“. Selbst der reine und einfache Newton, von dem der Bischof Burnet sagte, daß er die *weißeste Seele* habe, die ihm jemals vorgekommen sei, und der in der That so reinen Geistes wie ein Kind war, selbst Newton wurde angeklagt, daß er durch seine berühmte Entdeckung des Gesetzes der Schwere die Gottheit entthrone, und noch gegen Franklin wurde ein ähnlicher Vorwurf laut, weil er die Natur des Blitzes erklärte.

Spinoza wurde von den Juden, zu denen er gehörte, wegen seiner philosophischen Ansichten, die man für glaubensfeindlich hielt, ausgestoßen und später sein Leben aus demselben Grunde von einem Mörder bedroht. Er verlor seinen Mut und sein Selbstvertrauen bis zum letzten Augenblick nicht und starb in Dunkelheit und Armut.

---

*) Bacon heißt Speck.

Von Descartes' Philosophie hieß es, daß sie zum Unglauben führe, Lockes Lehren sollten Materialismus erzeugen und in unseren Tagen wurden Humboldt, Leopold von Buch und andere hervorragende Geologen angeklagt, daß sie den biblischen Offenbarungen über den Bau und die Entstehung der Erde widersprächen. Inderthat hat es kaum eine Entdeckung in der Himmelskunde, Naturgeschichte und Physik gegeben, die nicht von frömmelnden und engherzigen Menschen angegriffen worden wäre, weil sie zum Unglauben hinführe.

Andere große Entdecker sind vielleicht nicht des Unglaubens beschuldigt worden, aber der öffentlichen Lästerung und dem Neide ihrer Berufsgenossen ausgesetzt gewesen. Als Dr. Harvey seine Theorie des Blutumlaufs veröffentlichte, verlor er seine Kundschaft*) und wurde von den Ärzten für verrückt erklärt. „Die wenigen guten Dinge, die ich ausgeführt habe", sagte John Hunter, „sind den größten Schwierigkeiten begegnet und auf den heftigsten Widerspruch gestoßen." Während Sir Charles Bell mit seinen wichtigen Forschungen über das Nervensystem beschäftigt war, die zu einer der größten physiologischen Entdeckungen führten, schrieb er an einen Freund: „Wäre ich nicht

*) Aubrey sagt in seiner Naturgeschichte von Wiltshire über Harvey: „Er hat mir selbst erzählt, daß seine Praxis nach dem Erscheinen seines Werkes außerordentlich abnahm".

so arm und müßte ich nicht so manchen Ärger ertragen, wie glücklich würde ich dann sein!" Aber auch er machte die Erfahrung, daß seine Kundschaft merklich abnahm, sowie er über einen neuen Fortschritt in seinen Entdeckungen berichtete.

So ist fast jede Erweiterung des Gebiets unsers Wissens, die uns mit dem Himmel, der Erde und uns selbst besser bekannt gemacht hat, eine Frucht der Energie, der Hingebung, der Selbstaufopferung und des Muts der großen Geister vergangener Zeiten gewesen, die, so viel ihre Zeitgenossen sie auch gehemmt und geschmäht haben, jetzt zu denen zählen, welche der gebildete Teil des menschlichen Geschlechts mit der höchsten Freude und Ehrfurcht betrachtet.

Die ungerechte Unduldsamkeit, die in der Vergangenheit gegen Männer der Wissenschaft gespielt hat, enthält auch Lehren für die Gegenwart. Sie lehrt uns, über diejenigen, welche von uns abweichen, nicht lieblos zu urteilen, vorausgesetzt, daß sie geduldig beobachten, ehrlich denken und ihre Überzeugungen offen und wahr aussprechen. Plato hat bemerkt, „die Welt sei ein Brief Gottes an die Menschen", und diesen Brief zu lesen und zu studieren, auf daß sein wahrer Sinn hervortrete, kann auf einen wohlgeordneten Geist keinen andern Einfluß üben, als zu einem tiefern Eindruck von Gottes Macht, zu einer klarern Einsicht in Gottes Weisheit und zu einer dankbarern Erkenntnis von Gottes Güte zu gelangen.

Mit den Märtyrern der Wissenschaft haben die Märtyrer des Glaubens an Mut gewetteifert. Der Duldermut des Mannes oder der Frau, die um des Gewissens willen in Einsamkeit zu leiden und zu entbehren bereit sind, ohne auch nur von einer einzigen teilnehmenden Stimme getröstet zu werden, ist eine Mutäußerung weit höherer Art, als sie im Getümmel der Schlacht stattfindet, wo selbst die schwächsten durch die Ansteckungskraft der Begeisterung und den Eindruck der Masse ermutigt und gehoben werden. Es würde uns an Zeit mangeln, sollten wir die unsterblichen Namen derer nennen, welche infolge ihrer Treue gegen ihre Grundsätze angesichts von Schwierigkeiten, Gefahren und Leiden in ihrem Glauben fester, in ihrem Mut stärker geworden sind und lieber ihr Leben von sich geworfen, als gegen ihre gewissenhafte Überzeugung von der Wahrheit gehandelt haben.

Menschen dieses Schlags haben, von einem hohen Pflichtgefühl beseelt, in vergangenen Zeiten Charakter im schönsten Sinne des Wortes bewiesen und gewähren uns noch heute eines der herrlichsten Schauspiele, die in der Geschichte zu sehen sind. Selbst Frauen, zarte und eitle Wesen, haben in guter Sache den unbeugsamsten Mut bewährt und mit den Männern gewetteifert. Ein Beispiel bietet Anna Askew, die so lange gefoltert wurde, bis ihr die Gieder ausgerenkt wurden, und keinen Schrei ausstieß, mit keiner Wimper zuckte, ihren Quälern ruhig ins Gesicht sah und jedes

Schuldbekenntnis, jeden Widerruf verweigerte. Fernere Beispiele bieten Latimer und Ridley, die, statt ihr hartes Schicksal zu beweinen und an ihre Brust zu schlagen, freudig in den Tod gingen, wie ein Bräutigam an den Altar tritt. Sie ermahnten sich gegenseitig, guten Mutes zu sein, und sagten zu einander: „Heute werden wir ein großes Licht für England anzünden, das mit Gottes Hülfe niemals ausgeblasen werden soll". Ein solches Beispiel bietet Marie Dyer, die Quäkerin, die von den Puritanern Neuenglands gehängt wurde, weil sie dem Volk gepredigt hatte. Leichten Schrittes stieg sie die Leiter hinauf, redete ruhig zu den Umstehenden, überlieferte sich dem Henker und starb freudig und in Frieden.

Nicht weniger mutig benahm sich der gute Sir Thomas More, der getrost zum Blutgerüst schritt und dort starb, weil er nicht gegen sein Gewissen handeln wollte. Als More den entscheidenden Beschluß gefaßt hatte, seinen Grundsätzen treu zu bleiben, war es ihm, als ob er einen Sieg erfochten habe. „Mein Sohn Roper", sagte er zu seinem Schwiegersohn, „ich danke Gott, der Sieg ist mein!" Der Herzog von Norfolk machte ihn aufmerksam, in welcher Gefahr er schwebe, und sagte: „Bei der Messe, Meister More, es ist ein schlimmes Ding, mit Fürsten zu streiten; der Zorn eines Fürsten bringt den Tod". „Ist das alles, Mylord?" antwortete More. „Nun, dann ist der

Unterschied zwischen Ihnen und mir der, daß ich heute sterben werde, und Sie morgen."

Ist es das Los manches großen Mannes gewesen, in schweren und gefährlichen Zeiten Teilnahme und Unterstützung zu finden, so entbehrte More dieses Trostes. Während seiner Gefangenschaft im Tower war seine Gattin ihm nichts weniger als eine Stütze*). Sie konnte nicht begreifen, daß es irgend einen vernünftigen Grund geben könne, weshalb er hier liege, da er doch bloß dem König zu Willen zu sein brauche, um sofort seine Freiheit nebst seinem schönen Hause in Chelsea, seiner Bibliothek, seiner Galerie, seinem Obstgarten und der Gesellschaft seiner Frau und Kinder wieder zu erhalten. „Ich wundere mich", sagte sie einst zu ihm, „daß du, der bisher für klug gegolten hat, jetzt den Narren spielst und hier in diesem engen und schmutzigen Loche liegst, wo du schon zufrieden sein mußt, wenn man dir die Ratten und Mäuse vom Leibe hält, während du doch draußen in Freiheit leben

*) Sir Thomas Mores erste Frau, Johanna Colt, war ein junges Landmädchen, das er in den Wissenschaften selbst unterrichtete und nach seinem Geschmack bildete. Sie starb jung und hinterließ ihm einen Sohn und drei Töchter, von denen eine, die edle Margarethe Roper, dem Vater sehr glich. Seine zweite Frau war Alice Middleton, eine Witwe, etwa sieben Jahr älter als er und nicht schön — „weder eine Schönheit, noch eine Jungfrau", sagte er von ihr — „aber eine kluge Frau von Welt und durchaus nicht geneigt, aus Gründen, wie sie auf die Seele ihres Mannes so mächtig einwirken, Behagen und Wohlleben zu opfern".

könntest, wenn du thätest, was die Bischöfe gethan haben.“ More nahm es aber mit seiner Pflicht zu ernst, um sie zu einer Sache persönlicher Bequemlichkeit zu machen, und beachtete die Ermahnungen seiner Frau nicht. Er schob sie sanft beiseite und sagte: „Ist dieses Haus dem Himmel nicht eben so nahe, wie das meinige?“ Sie entgegnete verächtlich: „Schnickschnack, Schnickschnack!“

Mores Tochter, Margarethe Roper, ermutigte den Vater dagegen, fest bei seinen Grundsätzen zu beharren, und war ihm während seiner langen Haft eine treue Stütze und Erleichterung. Da man ihm Feder und Tinte versagte, so schrieb er mit einem Stückchen Kohle an sie: „Sollte ich Dir schriftlich erklären, wie viel Freude Deine, von Tochterliebe eingegebenen Briefe mir machen, so würde ein ganzes Viertel Kohlen nicht genügen, mich mit Federn zu versorgen“. More war ein Märtyrer der Wahrheit: er wollte keinen falschen Eid schwören und starb, weil er aufrichtig war. Als man ihn enthauptet hatte, wurde sein Kopf nach dem barbarischen Brauche der Zeit auf der Londoner Brücke aufgesteckt. Margarethe Roper hatte den Mut zu bitten, daß der Kopf abgenommen und ihr überliefert werde. Ihre Liebe zu ihrem Vater setzte sich bis über das Grab hinaus fort und veranlaßte sie zu dem Wunsche, daß der Kopf mit ihr begraben werden möge. Als man ihr Grab nach langer Zeit öffnete, lag die

teure Reliquie auf der Asche, die einst ihr Busen gewesen war.

Martin Luther wurde nicht berufen, sein Leben für seinen Glauben einzusetzen, aber von dem Tage an, als er sich gegen den Papst erklärte, schwebte er in beständiger Todesgefahr. Zu Anfang seines großen Kampfes stand er fast ganz allein. Gegen ihn war eine schreckerregende Überzahl. „Auf der einen Seite“, sagte er selbst, „stehen Gelehrsamkeit, Genie, Zahl, Größe, Macht, Heiligkeit und Wunder, auf der andern Wycliff, Lorenzo Valla, Augustin und Luther, ein armes Geschöpf, ein Mann von gestern, der nur einige Freunde zurseite hat“. Von dem Kaiser nach Worms beschieden, um sich dort gegen die Anklage der Ketzerei zu verantworten, beschloß er in Person zu erscheinen. Seine Umgebung sagte ihm, daß er das Leben verliere, wenn er gehe, und riet ihm zur Flucht. „Nein“, antwortete er, „ich gehe nach Worms, und gäbe es dort auch dreimal so viel Teufel, als Ziegel auf diesem Hause sind.“ Vor der Feindschaft des Herzogs Georg von Sachsen gewarnt, sagte er: „Ich gehe, sollte es auch neun Tage hinter einander Herzöge Georg regnen“.

Luther hielt Wort und trat seine gefährliche Reise an. Als er die alten Türme von Worms erblickte, erhob er sich in seinem Wagen und sang: „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Die Worte und die Musik dieser Marseillaise der Reformation soll er zwei Tage

zuvor gedichtet haben. Als er in das Gebäude des Reichstags trat, legte ein alter Landsknecht, Georg Frondsberg, die Hand auf Luthers Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, gieb acht, was du thust, du gehst in eine schlimmere Schlacht, als einer von uns sie je ausgefochten hat“. Luther gab dem Alten bloß die Antwort, „daß er sich auf die Bibel und sein Gewissen steife“.

Luthers mutige Verteidigung vor dem Reichstage ist unvergessen und bildet eine der glorreichsten Seiten der Geschichte. Als der Kaiser schließlich ihn drängte, zu widerrufen, antwortete er fest: „Überzeugt man mich nicht durch die Schrift oder durch offenkundige Beweise von meinem Irrtum, so kann und will ich nicht widerrufen, denn nie dürfen wir etwas gegen unser Gewissen thun. Das ist mein Glaubensbekenntnis und ein anderes darf man von mir nie erwarten. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Er hatte seine Pflicht zu thun, den Befehlen einer Macht zu gehorchen, die über allen Königen steht, und das that er auf jede Gefahr hin.

Als seine Freunde in Augsburg später heftig in ihn drangen, sagte Luther: „Hätte ich fünfhundert Köpfe, so wollte ich sie lieber alle einbüßen, als meinen Glauben verleugnen“. Wie bei allen tapferen Männern, wuchs sein Mut mit den Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen und zu besiegen hatte. „Es giebt keinen Mann in Deutschland“ sagte Hutten,

„der den Tod so vollständig verachtete, wie Luther.“ Seinem sittlichen Mut verdanken wir mehr als den Gaben irgend eines andern einzelnen Mannes die Entfesselung des modernen Geistes und den Sieg der großen Rechte der menschlichen Vernunft.

Der ehrenhafte und tapfere Mann zögert keinen Augenblick, wenn er zwischen Tod und Schande zu wählen hat. Von dem Royalisten Strafford erzählt man, daß sein Schritt und seine Haltung, als er zum Blutgerüst ging, mehr die eines Generals waren, der sein Heer zum Siege führt, als die eines Verurteilten, der den Tod erleiden soll. An derselben Stelle ließ sich der Republikaner Sir John Eliot eben so mutig zum Tode führen und sagte: „Lieber erleide ich tausend Tode, als daß ich mein Gewissen besudele, dessen Reinheit und Keuschheit ich höher schätze, als alles in der Welt“. Der größte Kummer, den Eliot empfand, galt seiner Frau, die er verlassen mußte. Als er sie an einem Fenster des Tower erblickte, erhob er sich in seinem Karren, schwang seinen Hut und rief: „Ich gehe zum Himmel, mein Lieb, und lasse dich im Sturm zurück“. Im Weiterfahren wurde ihm aus der Menge zugerufen: „Das ist der glorreichste Platz, auf dem Sie jemals gesessen haben“. „Das ist er indertʜat“, antwortete er mit inniger Freude*).

*) Vor seiner Hinrichtung sagte Eliot: „Tod ist bloß ein kleines Wort, aber zu sterben ist ein großes Wort“. In seinen „Kerkergedanken“ schrieb er kurz vor seinem Ende: „Wer den Tod

Obgleich Erfolg der Lohn ist, nach dem alle Menschen streben, müssen sie häufig lange arbeiten, ohne daß sich ihnen ein Schimmer von Erfolg zeigt. Inzwischen müssen sie von ihrem Mut leben und ihre Saat, so zu sagen, ins Dunkel ausstreuen, von der Hoffnung beseelt, daß sie Wurzeln schlagen und in schönen Resultaten aufschießen wird. Manche Sache bester Art hat sich durch eine Reihe von Niederlagen zum Siege durchkämpfen müssen und viele ihrer Streiter sind in der Bresche gefallen, ehe die Festung erstürmt worden ist. Der Heldenmut, den sie entwickelt haben, ist nicht nach ihrem unmittelbaren Erfolge zu bemessen, sondern nach dem Widerstande, dem sie begegneten, und nach der Ausdauer, die sie im Kampfe bewährten.

Der Patriot, der eine hoffnungslose Schlacht kämpft, der Märtyrer, der unter dem Siegesgeschrei seiner Feinde zum Tode geht, der Entdecker, der gleich Columbus ungebeugten Herzens lange bittere Jahre im Elend umherwandert, sind Beispiele sittlicher Erhabenheit, die in den Herzen der Menschen ein tieferes Mitgefühl erwecken, als der vollständigste und glänzendste Sieg. Wie klein erscheinen neben solchen Beispielen die größten Kriegsthaten, die den Menschen

---

nicht fürchtet, der fürchtet nichts. Es giebt eine Zeit zum Leben und eine Zeit zum Sterben. Ein guter Tod ist weit besser und wünschenswerter, als ein schlechtes Leben. Ein Weiser lebt nur so lange, als sein Leben mehr wert ist, als der Tod. Das längste Leben ist nicht immer das beste".

so begeistern, daß er sich in den Tod stürzt und in der wilden Aufregung der Schlacht stirbt.

Der meiste Mut, den die Welt braucht, ist nicht heldischer Art. Im alltäglichen Leben läßt sich eben so gut Mut entfalten, wie auf den historischen Schlachtfeldern. Da braucht man z. B. den gewöhnlichen Mut der Ehrlichkeit, den Mut, der Versuchung zu widerstehen, den Mut, die Wahrheit zu sprechen, den Mut, uns zu geben, wie wir sind, und nicht scheinen zu wollen, was wir nicht sind, den Mut, von unseren eigenen Mitteln redlich zu leben und uns nicht unredlich fremde Mittel anzueignen.

Ein großer Teil des Unglücks und zugleich viel von dem Laster der Welt entsteht durch Schwäche und Unentschlossenheit, mit anderen Worten durch Mangel an Mut. Die Menschen wissen vielleicht, was recht ist, und haben doch nicht den Mut, recht zu handeln, sie erkennen vielleicht die Pflicht, die ihnen obliegt, aber sie raffen sich nicht zu der Entschlossenheit auf, die zur Pflichterfüllung erforderlich ist. Der schwache und zuchtlose Mensch wird jeder Versuchung zur Beute; er kann nicht Nein sagen und erliegt ihr. Hat er dazu noch schlechte Gesellschaft, so wird er sich durch böses Beispiel um so leichter bestimmen lassen, unrecht zu handeln.

Nichts kann gewisser sein, als daß der Charakter bloß durch seine eigene energische Thätigkeit zu erhalten und zu stärken ist. Der Wille, die Zentralkraft des

Charakters, muß in der Gewohnheit der Entschlossenheit geschult werden, sonst wird er nicht fähig, dem Bösen zu widerstehen und dem Guten zu folgen. Entschlossenheit giebt die Kraft, fest zu stehen, wo die kleinste Nachgiebigkeit vielleicht bloß der erste Schritt auf dem Niedergange zum Ruin ist.

Bei anderen Hülfe zu suchen, wenn man eine Entscheidung treffen will, ist schlimmer als unnütz. Der Mensch muß seine Gewohnheiten so ausbilden, daß er sich auf seine eigne Kraft verlassen kann und in schlimmen Lagen bloß von seinem eigenen Mut abhängt. Plutarch erzählt von einem König von Makedonien, der mitten in der Schlacht unter dem Vorwande, dem Herakles opfern zu wollen, in die nächste Stadt zurückging, während sein Gegner Emilius, indessen der Makedonier den Gott um Hülfe anflehte, mit dem Schwerte in der Hand den Sieg suchte und die Schlacht gewann. So ist es bei den Vorgängen des täglichen Lebens immer.

Groß ist die Zahl der tapferen Vorsätze, die in Worten verpuffen, der beabsichtigten Thaten, die nie verrichtet werden, der wohlüberlegten Pläne, die nie zu einem Anfang gelangen, und immer liegt der Grund darin, daß es an ein wenig mutiger Entschlossenheit fehlt. Die Zunge mag schweigen, wenn nur die That spricht. Denn im Leben wie im Geschäft ist das Handeln besser als das Schwätzen, und die beste Antwort auf alles ist, daß man es thut.

„Bei wichtigen Dingen“, sagt Tillotson, „die gethan sein wollen, giebt es keinen größern Beweis einer schwachen Seele, als Unentschlossenheit, als ein Zögern, wo der Fall doch so klar und die Not so dringend ist. Stets den Entschluß zu haben, ein neues Leben zu beginnen, aber nie Zeit zur Ausführung zu finden, ist gerade so, als wenn man zu essen und zu trinken aufhört und von einem Tage zum andern schläft, bis man verhungert und stirbt.“

Um den schädlichen Einflüssen der sogenannten „Gesellschaft“ zu widerstehen, bedarf man auch der Ausübung eines nicht geringen sittlichen Muts. Die meisten Männer sind die Sklaven der Klasse oder Kaste, in welcher sie leben, und von den Frauen gilt das noch weit mehr. In der Gesellschaft existiert eine Art von unbewußter Verschwörung aller gegen die Selbständigkeit jedes einzelnen. Jeder Kreis und jede Gruppe, jeder Rang und jede Klasse hat besondere Gewohnheiten und Gebräuche, denen man sich fügen muß, wenn man nicht ausgestoßen werden will. Einige mauern sich in eine Bastille der Mode ein, andere in eine Bastille der Sitte oder der Meinung, und nur wenige giebt es, welche den Mut haben, aus dem Gedankenpferch ihrer Sitte, aus den Thätigkeitsschranken ihrer Partei hinaus in die freie Luft persönlichen Denkens und Handelns zu treten. Wir essen nach der Mode, kleiden uns nach ihr und folgen ihr in allem, sei es auch auf die Gefahr hin, in

Schulden, Elend und Ruin zu geraten. Wir leben nicht sowohl nach unseren Mitteln, als nach den abergläubischen Gewohnheiten unserer Klasse. Statt von den Indianern, die ihren Kindern den Kopf plattdrücken, oder von den Chinesinnen, die sich die Füße verstümmeln, verächtlich zu reden, sollten wir auf die Abscheulichkeiten unserer eigenen Moden blicken, wir würden dann sehen, daß die Herrschaft des Hergebrachten über die ganze Welt geht. Schiller hat seinem Wallenstein die Worte in den Mund gelegt:

Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ists, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weils heute hat gegolten.
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Sittliche Feigheit zeigt sich im öffentlichen Leben nicht minder häufig wie im privaten. Die knechtische Gesinnung verrät sich nicht bloß im Schmeicheln gegen die Reichen, sondern auch in dem gegen die Armen. Früher zeigte sich die Kriecherei darin, daß man den Hochgestellten die Wahrheit nicht zu sagen wagte, in unseren Tagen zeigt sie sich weit mehr darin, daß man den Niedriggestellten nicht die Wahrheit zu sagen wagt. Nun die Massen*) zu politischer Macht gelangt

---

*) In seinem Buch „Über die Freiheit“ beschreibt J. St. Mill die Massen als „kollektive Mittelmäßigkeit“. „Der Anstoß zu allen

sind, zeigt sich eine zunehmende Tendenz, sich ihnen anzuschmiegen, zu schmeicheln und ihnen bloß sanfte Worte zu sagen. Man schreibt ihnen Tugenden zu, welche sie, wie ihnen sehr wohl bekannt ist, nicht besitzen. Man vermeidet, gesunde, aber unangenehme Wahrheiten auszusprechen, und um die Gunst der Masse zu gewinnen, heuchelt man oft Sympathie mit ihren Ansichten, deren Durchführung im Leben man als unmöglich kennt.

Heutzutage ist es nicht der Mann vom edelsten Charakter, der höchstgebildete und bestgestellte Mann, dessen Gunst man sucht, vielmehr bevorzugt man den unedelsten, mindestgebildeten und schlechtestgestellten Mann, weil sein Urteil gewöhnlich das der Mehrheit

---

weisen oder edlen Dingen wird und muß stets von einzelnen ausgehen, in der Regel zuerst von einem einzigen. Durchschnittlich besteht die Ehre und der Ruhm des Menschen darin, daß er fähig ist, nachzuahmen und zu folgen, daß er weisen und edlen Dingen innerlich entsprechen und sich mit offenen Augen zu ihnen hinführen lassen kann. In unserer Zeit ist schon das Beispiel von Nichtübereinstimmung, die Weigerung, vor der Sitte das Knie zu beugen, ein Dienst an sich. Weil die Tyrannei der Meinung so groß ist, daß Eigenartigkeit zu einem Vorwurf wird, so ist es wünschenswert, daß die Menschen eigenartig werden, um jene Tyrannei zu brechen. Die Eigenartigkeit ist immer am häufigsten gewesen, wenn und wo es am meisten Charakterkraft gegeben hat, und ihre Verbreitung ist im allgemeinen der Verbreitung von Genie, Geistesstärke und sittlichem Mut entsprechend gewesen. Daß heute so wenige eigenartig zu sein wagen, deutet auf die Hauptgefahr der Zeit hin.“ S. 120 ff.

ist. Man sieht, daß sogar Männer von Rang, Reichtum und Erziehung sich vor dem Unwissenden beugen, um seine Stimme zu erlangen. Lieber wollen sie ungerecht und ohne Grundsätze als unbeliebt sein. Solchen Männern wird es viel leichter, sich zu bücken, sich zu erniedrigen und zu schmeicheln, als mannhaft, entschlossen und hochherzig zu sein, viel leichter, Vorurteilen nachzugeben, als ihnen entgegenzutreten. Gegen den Strom zu schwimmen, dazu gehört Kraft und Mut, mit dem Strom kann jeder tote Fisch schwimmen.

Dieses knechtische Liebäugeln mit der Volksbeliebtheit hat in den letzten Jahren reißend zugenommen und die Tendenz gehabt, den Charakter öffentlicher Männer zu erniedrigen und zu entwürdigen. Die Gewissen sind dehnbarer geworden. Jetzt hat man eine Meinung für das Haus und eine zweite für die Volksversammlung. Öffentlich schmeichelt man Vorurteilen, die man insgeheim verachtet. Man hört häufig von angeblichen Bekehrungen, die ohne Ausnahme aus Parteirücksichten entspringen, und selbst die Heuchelei scheint kaum mehr für tadelnswert zu gelten.

Dieselbe sittliche Feigheit äußert sich gegen unten wie gegen oben. Wirkung und Gegenwirkung halten sich die Wage. Die oben herrschende Heuchelei und Augendienerei läßt sich in gleicher Weise unten wahrnehmen. Wenn Männer von hoher Stellung den

Mut ihrer Meinungen nicht haben, was läßt sich da von Männern in niedriger Stellung erwarten? Sie werden die Beispiele befolgen, die man ihnen giebt. Auch sie werden berechnen, lauern, zweiächseln, anders sprechen und anders handeln, ganz wie es die Vornehmen machen. Man braucht ihnen bloß eine versiegelte Wahlurne oder irgend einen dunkeln Winkel, in dem sie ihr Treiben verstecken können, zu geben, und sie besitzen „wahre Freiheit“.

Die Volksbeliebtheit, wie sie in unseren Tagen erworben wird, spricht nicht zugunsten eines Mannes und erweckt eben so oft ein Vorurteil gegen ihn. „Niemand kann zu Ehren gelangen“, sagt das russische Sprüchwort, „der mit einem steifen Rückgrat behaftet ist.“ Das Rückgrat des Jägers nach Volksgunst besteht aus Knorpeln und erlaubt ihm, sich zu bücken und zu schmiegen und den Beifall des Volkes zu erhaschen.

Wo die Volksbeliebtheit dadurch gewonnen wird, daß man den Leuten schmeichelt, ihnen die Wahrheit vorenthält, im Schreiben und Sprechen sich zum niedrigsten Geschmack herabläßt und wohl gar den Klassenhaß*) weckt, da wird sie in den Augen aller

*) Arthur Helps macht in einem seiner gedankenreichen Bücher, das 1845 erschienen ist, über diesen Gegenstand einige Bemerkungen, die auch heute noch anwendbar sind. Er sagt dort: „Es ist ein schlimmes Ding, wenn die Litteratur dazu benutzt wird, den Haß der einen Klasse gegen die andere zu schüren. Leider geschieht das

ehrlichen Menschen bloß verächtlich. Jeremias Bentham sagte von einem wohlbekannten öffentlichen Charakter: „Sein politisches Glaubensbekenntnis entspringt nicht sowohl der Liebe zu den vielen, als dem Haß gegen

heute nicht selten. Ein großer Mann hat den Charakter der französischen Romane bezeichnet, indem er sie die Litteratur der Verzweiflung nannte. Die Art von Schriften, die ich hier meine, kann man die Litteratur des Neides nennen. Die Verfasser derselben sagen, daß sie ihren Einfluß in die schwächere Wagschale werfen. Das ist aber nicht die richtige Art, einen Gegenstand zu behandeln. Wenn sie die unedle Natur ihres Verfahrens sehen könnten, so würden sie vielleicht innehalten. Sie erinnerten sich dann, daß man nicht bloß der Aristokratie, sondern auch den Massen schmeicheln kann. Jetzt herrscht die letztere Tendenz vor. Das Schlimmste bei dieser Art von Schriften ist der Schaden, den sie den Arbeitern selbst zufügen. Hast du ihr wahres Wohl im Auge, dann wirst du nicht bloß dahin streben, daß sie genährt und gekleidet werden, sondern dich auch hüten, unvernünftige Erwartungen in ihnen zu erwecken, sie undankbar und geldgierig zu machen. Vor allen Dingen wirst du etwas Selbstvertrauen in ihnen zu erhalten suchen. Du wirst ihnen den Glauben nehmen, daß ihre Lage ohne Anstrengungen von ihrer Seite gänzlich geändert werden könnte; du selbst wirst das auch gar nicht wünschen. Hast du dein Ideal der Zukunft der Arbeiter höher aufgefaßt, so wirst du in deine Schriften nicht leicht etwas aufnehmen, was ihrem sittlichen oder geistigen Charakter schaden könnte, wenn auch ihr materielles Befinden dadurch verbessert werden sollte. Das ist der Weg, dein Genie der Menschheit am dienstbarsten zu machen. Glaube mir, man muß nicht bloß den höheren Klassen, sondern auch den unteren kühn die Wahrheit sagen, und gerade die letzteren bekommen sie in unserer Zeit selten zu hören". („Die Ansprüche der Arbeit", S. 253.)

die wenigen und steht zu sehr unter dem Einflusse selbstsüchtiger und feindseliger Gefühle". Auf wie viele Männer unserer Zeit ließe sich derselbe Ausspruch anwenden!

Männer von echtem Charakter haben den Mut, die Wahrheit zu sprechen, wenn sie auch mißliebig ist. Vom Oberst Hutchinson sagte seine Frau, daß er nie nach dem Beifall des Volkes gestrebt oder sich dessen gerühmt habe: „Er freute sich mehr, recht zu handeln, als Lob zu gewinnen, und schätzte den Beifall der Menge nie so hoch, daß er um seinetwillen gegen Gewissen oder Vernunft gehandelt hätte. Er untersagte sich auch nie eine gute Handlung, zu der er sich verpflichtet hielt, obgleich die ganze Welt sie nicht liebte, denn er sah die Dinge immer, wie sie an sich waren, nicht, wie sie durch die trübe Brille der Volksmeinung erschienen" *).

„Volksbeliebtheit im niedrigsten und gewöhnlichsten Sinne", sagte Sir John Pakington bei einer Gelegenheit **), „ist nicht des Besitzes wert. Erfülle deine

*) „Denkwürdigkeiten des Obersten Hutchinson", S. 32.

**) Bei einem Festessen in Worchester 1867, welches Sir John Pakington nach vierundzwanzigjährigem Dienste als Präsident bei den Vierteljahrssitzungen gegeben wurde. Die folgenden Bemerkungen, die Sir John bei diesem Feste machte, sind eben so richtig und wertvoll wie bescheiden: „Die Erfolge, die ich in meinem öffentlichen Leben errungen habe, verdanke ich einem Vereine ...äßiger Eigenschaften, ehrlicher Absicht, festen Willens und stand-

Pflicht nach besten Kräften und erwirb dir den Beifall deines Gewissens, so ist dir die Volksbeliebtheit in ihrer besten und höchsten Bedeutung gewiß."

Als Richard Lovell Edgeworth gegen den Schluß seines Lebens in seiner Nachbarschaft sehr beliebt wurde, sagte er eines Tages zu seiner Tochter: „Marie, ich werde entsetzlich beliebt und werde bald gar nichts mehr taugen, denn ein Mann, der sehr beliebt ist, hat keinen Wert mehr". Wahrscheinlich schwebte ihm der Fluch der Bibel gegen den beliebten Mann vor der Seele: „Wehe dir, wenn alle Leute gut von dir reden, denn so thaten ihre Väter den falschen Propheten".

---

haften Benehmens. Sollte ich einem jungen Manne, der sich der Welt nützlich zu machen sucht, einen guten Rat geben, so würde ich die Resultate meiner Erfahrungen in drei kurze Regeln zusammenfassen, die so einfach und so leicht sind, daß jeder sie verstehen und befolgen kann. Meine erste Regel lautet: Laß andere darüber urteilen, welche Pflichten du übernehmen kannst, und für welche Stellung du passest, verweigere deine Dienste aber nie, wenn dich die Meinung kompetenter Richter auf eine Stellung verweist, wo du der Nachbarschaft oder dem Lande nützen kannst. Meine zweite Regel ist: Übernimmst du öffentliche Pflichten, so widme ihnen deine ganze Energie und Fähigkeit mit dem Entschlusse, immer nach besten Kräften thätig zu sein. Endlich würde ich dir raten, dich hinsichtlich der Linie, der du in öffentlichen Dingen folgen willst, durch das leiten zu lassen, was dir nach reiflicher Überlegung als das Rechte erscheint, nicht aber durch das, was in einer flüchtigen Stunde modisch oder volksbeliebt sein mag".

Geistige Unerschrockenheit ist eine Hauptbedingung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters. Der Mann muß den Mut haben, er selbst und nicht der Schatten oder das Echo eines dritten zu sein. Er muß seine eigenen Kräfte bethätigen, seine eigenen Gedanken denken und seine eigenen Gefühle aussprechen. Er muß sich seine Meinungen und Überzeugungen selbst bilden. Man hat gesagt, wer keine eigene Meinung zu haben wagt, ist ein Feigling, wer es nicht will, ist ein Müßiggänger, wer es nicht kann, ist ein Narr.

Dieses Element der Unerschrockenheit ist es gerade, woran manche vielversprechende Personen es fehlen lassen und deshalb die Erwartungen ihrer Freunde täuschen. Sie wandeln auf dem Schauplatz der Thätigkeit einher, aber bei jedem Schritt verläßt sie ihr Mut. Es fehlt ihnen die erforderliche Entschiedenheit, Tapferkeit und Beharrlichkeit. Sie berechnen die Gefahren und wägen die Umstände ab, bis die Gelegenheit einer erfolgreichen That vorüber ist, um vielleicht nie wiederzukehren.

Die Menschen sollen die Wahrheit aus Liebe zu ihr sprechen. „Es ist besser“, sagte John Pym, der Republikaner, „daß ich leide, weil ich die Wahrheit spreche, als daß die Wahrheit leidet, weil ich sie nicht spreche.“ Wenn jemand nach ehrlicher und reiflicher Überlegung sich seine Überzeugung bildet, so ist er berechtigt, sie durch alle erlaubten Mittel zur Geltung

zu bringen. In der Gesellschaft und bei den Geschäften kommen Zustände vor, wo der Mann gerade heraussprechen und Widerstand leisten muß, weil er nicht bloß eine Schwäche, sondern eine Sünde begehen würde, wenn er sich fügte. In vielen Fällen lassen sich große Übel bloß durch Widerspruch verhüten, denn sie können nicht weggeweint und müssen niedergekämpft werden.

Der ehrliche Mann verachtet den Betrug, der wahrhafte Mann die Lüge, der Rechtsfreund die Unterdrückung, der reine Mann das Laster und die Sünde. Mit diesen Feinden haben sie zu kämpfen und sie womöglich zu überwinden. Solche Männer haben in allen Zeiten die sittliche Kraft der Welt dargestellt. Von Wohlwollen beseelt und von Mut getragen, sind sie die Hauptstützen jedes Fortschritts und jeder Wiedergeburt der Gesellschaft gewesen. Kämpften sie nicht stets dem Bösen entgegen, so würde die Welt größtenteils der Herrschaft der Selbstsucht und des Lasters verfallen. Alle großen Reformatoren und Märtyrer waren Männer des Widerstandes, Feinde der Falschheit und des Übelthuns. Die Apostel selbst waren ein organisierter Verein von Männern gesellschaftlichen Widerstandes und kämpften gegen Hochmut, Selbstsucht, Aberglauben und Unglauben. Noch in unserer Zeit haben Männer wie Clarkson und Wilberforce, die Freunde der schwarzen Sklaven, wie Vater Mathew, der irische Mäßigkeitsapostel, und

Richard Cobden, der Führer der Manchesterschule, bewiesen, was ein hochherziger, auf einen bestimmten Zweck gerichteter gesellschaftlicher Widerstand zu leisten vermag.

Die starken und mutigen Männer sind es, welche die Welt leiten, führen und beherrschen. Die schwachen und furchtsamen lassen keine Spur zurück, während das Leben jedes aufrichtigen und energischen Mannes ein Lichtstreifen ist. Man erinnert sich seines Beispiels, man beruft sich auf dasselbe, und seine Gedanken, sein Geist und sein Mut dienen allen künftigen Geschlechtern als Aneiferung.

Die Energie, deren Kernpunkt der Wille ist, ruft die Wunder der Begeisterung hervor, denen wir in allen Zeiten begegnen. Überall ist sie die Springfeder der sogenannten Charakterstärke und die erhaltende Kraft jeder großen Handlung. In einer gerechten Sache steht der entschlossene Mann auf seinem Mute wie auf einem Granitblocke, schreitet wie David einem Goliath entgegen und bleibt stark im Herzen, wenn ihm gegenüber auch ein ganzes Heer lagert. Häufig besiegt ein Mann Schwierigkeiten, weil er fühlt, daß er es kann. Sein Vertrauen zu sich selbst flößt anderen Vertrauen ein. Als Cäsar auf dem Meere war und ein Sturm zu wüten begann, wurden die Schiffer durch Furcht entmannt. „Was fürchtet ihr?“ rief der große Führer, „euer Schiff trägt den Cäsar!“ Der Mut des tapfern Mannes steckt an und reißt

andere mit sich fort. Seine stärkere Natur bringt schwächere zum Schweigen oder flößt ihnen seinen eigenen Willen oder Vorsatz ein.

Der beharrliche Mann läßt sich durch keinen Widerstand abschrecken oder besiegen. Als Diogenes der Schüler des Antisthenes werden wollte, ging er zu dem Cyniker und bot sich ihm an. Dieser wies ihn ab. Diogenes wiederholte sein Verlangen, und der Cyniker hob nun den Knotenstock und drohte ihm mit Schlägen, wenn er nicht gehe. „Schlag zu", sagte Diogenes, „du findest keinen Stock, der hart genug ist, meine Beharrlichkeit zu besiegen." Antisthenes war nun überwunden, sagte kein Wort mehr und nahm den neuen Schüler an.

Verbindet sich Energie des Charakters mit einem mäßigen Grade von Weisheit, so bringt sie den Menschen weiter als die höchste Intelligenz ohne sie. Der energische Mann ist der praktisch tüchtige. Die Energie verleiht ihm Aufschwung, Kraft und Nachdruck. Sie ist die schaffende Triebkraft des Charakters, und verbindet sie sich mit Scharfsinn und Selbstbeherrschung, so befähigt sie den Menschen, in allen Angelegenheiten des Lebens von seinen Kräften den besten Nutzen zu ziehen.

Daher kommt es, daß Männer mit verhältnismäßig geringer Begabung, die aber Energie besaßen, häufig zu außerordentlichen Erfolgen gelangt sind. Denn die Männer, welche auf die Welt am mächtigsten

eingewirkt haben, waren nicht so sehr Genies, als Männer von starker Überzeugung und ausdauernder Arbeitskraft, in denen eine unwiderstehliche Energie und eine unbesiegliche Entschlossenheit lebte. Solche Männer waren z. B. Mohammed, Luther, Knox, Calvin, Loyola und Wesley.

Mut mit Energie und Beharrlichkeit verbunden überwindet Schwierigkeiten, die scheinbar unübersteiglich sind. Sie verleiht den Anstrengungen Kraft und Nachdruck und gestattet keinen Rücktritt. Tyndall sagte von Faraday, daß er „in seinen warmen Augenblicken einen Entschluß faßte und in den kühlen ihn ausführte". Beharrlichkeit, die in der rechten Richtung arbeitet, wächst mit der Zeit, und wird sie immer ausgeübt, so wird sie selbst den Kleinsten fast immer zum Ziele führen. Sich auf andere zu verlassen, bringt verhältnismäßig wenig Nutzen. Als einer von Michel Angelos Gönnern starb, sagte er: „Ich beginne zu begreifen, daß die Versprechungen der Welt meistenteils leere Schatten sind, und daß man am besten und sichersten fährt, wenn man sich selbst vertraut und Wert und Geltung zu erlangen sucht".

Der Mut ist mit Zartgefühl durchaus nicht unverträglich. Im Gegenteil findet man, daß nicht bloß die Frauen, sondern auch die Männer, welche die mutigsten Thaten verrichtet haben, sanft und mild gewesen sind. Sir Charles Napier gab die Jagd auf, weil er es nicht über das Herz bringen konnte, stummen

Geschöpfen wehe zu thun. Dieselbe Milde und Zärtlichkeit kennzeichnete seinen Bruder Wilhelm, den Geschichtschreiber des Halbinselkriegs*). Denselben Charakter hatte Sir James Outram, von Sir Charles Napier der indische Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel genannt, einer der tapfersten und zugleich sanftesten Männer, voll Achtung und Ehr-

*) Von seinen kleinen freundlichen Handlungen erzählt sein Biograph folgendes Beispiel: „Eines Tages machte er bei Freshford einen langen Gang über Land, als er ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen traf, das über einen zerbrochenen Topf weinte. Sie hatte ihrem Vater darin Essen aufs Feld gebracht und ihn fallen lassen, und sagte nun, daß sie zuhause dafür Schläge bekommen werde, als sie ihm plötzlich mit einem Schimmer von Hoffnung unschuldig ins Gesicht sah und sagte: ‚Aber Sie können ihn ja flicken, nicht wahr?‘ Mein Vater erklärte, daß er den Topf nicht flicken könne, aber ihren Kummer könnte er ihr nehmen, indem er ihr einen Sixpence gebe, um einen andern Topf zu kaufen. Als er seine Börse öffnete, war sie von Silber leer, aber er versprach seiner kleinen Freundin, daß er am nächsten Tage um dieselbe Stunde an derselben Stelle sein und ihr den Sixpence bringen werde; inzwischen möge sie ihrer Mutter sagen, daß sie einen Herrn getroffen habe, der ihr am folgenden Tage das Geld für den Topf bringen werde. Das Kind vertraute ihm ganz und ging getröstet fort. Bei seiner Rückkehr fand er eine Einladung für den folgenden Tag zu einem Abendessen in Bath, bei dem er jemand treffen sollte, den er sehr zu sehen wünschte. Einen Augenblick zauderte er und berechnete, ob er seine kleine Freundin mit dem zerbrochenen Topfe sehen und noch zur rechten Zeit in Bath sein könne, aber da das nicht möglich war, so lehnte er die Einladung ‚wegen einer frühern Verpflichtung‘ ab und sagte zu uns: Ich kann sie nicht täuschen, sie hat mir so innig vertraut!“

furcht für die Frauen, liebevoll für die Kinder, hülfreich für die Schwachen, streng gegen die Schlechten, aber gegen die Ehrlichen und Diensteifrigen freundlich wie ein Sommertag. Außerdem war er so offen wie der Himmel und so rein wie die Tugend. Von ihm konnte man mit Recht sagen, was Fulke Greville von Sidney sagte: „Er war ein echtes Muster hohen Werts, für Eroberung, Reform, Besiedelung und für alle sonstigen großen und schweren Unternehmungen, die unter Menschen vorkommen, gleich geeignet, und sein ganzes Streben richtete sich auf das Wohl seiner Mitbürger und auf Dienste für seinen König und sein Vaterland“.

Als Edward, der Schwarze Prinz, bei Poitiers gesiegt und den König von Frankreich und dessen Sohn gefangen genommen hatte, gab er ihnen am Abend ein Gastmahl und ließ es sich nicht nehmen, sie bei Tisch zu bedienen. Die ritterliche Höflichkeit des tapfern Prinzen besiegte die Herzen seiner Gefangenen so vollständig, wie sein Schwert das ihrige besiegt hatte. Trotz seiner Jugend war Edward ein wahrer Ritter, der erste und tapferste Krieger seiner Zeit, ein edles Muster und Beispiel der Ritterlichkeit. Seine beiden Wahlsprüche: „Hoher Mut“ und: „Ich diene“ sind ein nicht unangemessener Ausdruck seiner vorherrschenden Eigenschaften.

Ludwig der Bayer besiegte Friedrich den Schönen, den man als Gegenkaiser aufgestellt hatte, und machte

ihn zum Gefangenen. Drei Jahre später entließ er ihn aus seiner Haft im Schlosse Trausnitz unter der Bedingung, daß Friedrich dem Thron entsage und ihm gegen seinen Feind, den Papst, beistehe. Friedrich vermochte sein Wort nicht zu halten und wollte in sein Gefängnis zurückkehren, aber Ludwig, von diesem Edelmut gerührt, nahm das Opfer nicht an und behandelte den ehemaligen Feind seitdem als seinen vertrautesten Freund, aß, trank und schlief mit ihm zusammen, ja übertrug ihm mit vollem Vertrauen die Verwaltung Bayerns, als er nach der Mark Brandenburg eilte, um die eingefallenen wilden Horden der Polen und Litauer zurückzutreiben.

Dem mutigen Mann wird der Edelmut leicht, ja er liegt in seiner Natur. Als Fairfax in der Schlacht von Naseby eine Fahne eroberte, deren Träger er niedergehauen hatte, übergab er sie einem gewöhnlichen Soldaten zur Aufbewahrung. Dieser konnte sich der Versuchung nicht erwehren, sich gegen seine Gefährten zu berühmen, daß er die Fahne erobert habe, und seine Prahlerei wurde dem Fairfax hinterbracht. „Mag er diese Ehre behalten", sagte der General, „ich habe von dergleichen schon genug."

Als Douglas in der Schlacht von Bannockburn sah, daß sein Nebenbuhler Randolph von der Übermacht des Feindes bedroht werde, schickte er sich an, ihm zuhülfe zu eilen. Da sah er aber, daß Randolph die Engländer bereits zurücktreibe, und rief:

„Halt und Kehrt! Wir kommen zu spät, um ihm zu helfen, und dürfen ihm nun den Ruhm nicht schmälern, indem wir so thun, als ob wir den Sieg mit erfochten hätten“.

Eben so ritterlich benahm sich Laplace auf einem andern Felde menschlicher Thätigkeit gegen den jungen Biot, als der letztere in der Akademie seine Abhandlung über die Integration der Gleichungen vorlas. Als er geendet hatte, lobten die anwesenden Akademiker den Vorleser wegen seiner Originalität. Biot war über seinen Erfolg entzückt. Laplace lobte ihn ebenfalls wegen der Klarheit seiner Erörterungen und lud ihn ein, ihn nachhause zu begleiten. Als sie dort ankamen, holte Laplace aus seinem Schrank ein Heft hervor, dessen Papier vom Alter gelb geworden war, und überreichte es dem jungen Physiker und Mathematiker. Zu seinem Erstaunen sah Biot, daß es in vollständiger Ausarbeitung die Lösungen enthalte, deretwegen er eben belobt worden war. Mit seltener Hochherzigkeit schwieg Laplace so lange gegen Biot, bis dieser seinen Ruf in der Akademie begründet hatte, und die ganze Sache würde ein Geheimnis geblieben sein, wenn Biot sie nicht fünfzig Jahre später veröffentlicht hätte.

Man erzählt von einem französischen Handwerker, der in anderer Weise dieselbe Selbstaufopferung bewies. Vor einem hohen Hause in Paris, das im Bau begriffen war, befand sich das übliche Gerüst, mit

Menschen und Steinen beladen. Da es zu schwach war, so brach es plötzlich zusammen, und die darauf stehenden Menschen fielen sämtlich auf die Erde, zwei ausgenommen, einen Jüngling und einen Mann in mittleren Jahren, die sich an eine schmale Leiste klammerten, die unter ihrem Gewicht sich bog und augenscheinlich im Begriff war, nachzugeben. „Peter“, rief der ältere, laß los; ich bin Familienvater.“ — ‚Du hast Recht‘, sagte Peter, ließ die Leiste sofort fahren, stürzte zuboden und war auf der Stelle tot. Der Familienvater wurde gerettet.

Der mutige Mann ist eben so hochherzig wie mild. Selbst gegen einen Feind benutzt er seinen Vorteil nicht, noch schlägt er jemand, der zuboden liegt und sich nicht verteidigen kann. Sogar mitten in einem Kampfe auf Tod und Leben kommen solche Beispiele von Edelmut nicht selten vor. In der Schlacht von Dettingen zum Beispiel war das Gefecht am heißesten, als eine französische Schwadron gegen ein englisches Regiment anrückte. Der junge französische Offizier, der die Führung hatte, wollte eben den englischen Obersten angreifen, als er bemerkte, daß sein Feind bloß einen Arm habe, mit dem er den Zügel halte. Da senkte er grüßend den Säbel und eilte weiter*).

---

*) Miß Florence Nightingale erzählt den folgenden Vorfall bei der Belagerung von Sebastopol: „Ein Sergeant war auf

Von Karl V. berichtet man, daß er nach der Belagerung und Einnahme Wittenbergs durch die kaiserliche Armee zu Luthers Grabe ging. Während er die Grabschrift las, äußerte einer der Höflinge mit Knechtesseele, die ihn begleiteten, daß man das Grab öffnen und die Asche in alle Winde streuen müsse. Da röteten sich die Wangen des Monarchen von Unwillen und er sagte: „Mit den Toten führe ich keinen Krieg; diese Stelle soll geachtet werden".

Das Bild, das der große Heide Aristoteles vor mehr als zweitausend Jahren von dem hochherzigen Manne, mit anderen Worten von dem wahren Edelmanne aufgestellt hat, ist noch heute so richtig, wie damals. „Der hochherzige Mann", sagt er, „wird im Glück wie im Unglück Mäßigung zeigen. Er wird wissen, wie er in seiner Erhöhung und in seiner Erniedrigung sein muß. Er wird vom Sieg nicht

---

Feldwache. Alle seine Leute wurden getötet und er selbst am Kopfe verwundet. Er schwankte zum Lager zurück, hob unterwegs einen Verwundeten auf und trug ihn auf seinen Schultern in die Linien zurück, wo er bewußtlos hinfiel. Als er viele Stunden später wieder zu sich kam — nach einer Trepanierung, glaube ich —, war sein erstes Wort eine Frage nach seinem Waffengefährten: „Lebt er noch?" — ‚Freilich, Kamerad, lebt er noch; es ist der General.' In diesem Augenblick trat der General, so schwer verwundet er war, ans Bett. „General, Sie sind es also, den ich hereingebracht habe? Wie freue ich mich! Ich kannte Ew. Gnaden nicht, aber selbst wenn ich Sie gekannt hätte, würde ich Sie doch gerettet haben." Das ist echter Soldatengeist.

aufgebläht und von der Niederlage nicht niedergedrückt werden. Er wird die Gefahr weder aufsuchen, noch vermeiden, denn es giebt wenige Dinge, um die er sich kümmert. Er ist zurückhaltend und etwas langsam im Sprechen, aber so oft die Gelegenheit es fordert, äußert er seine Gesinnung offen und kühn. Er bewundert gern, wenn er wahre Größe erblickt. Beleidigungen übersieht er. Über sich selbst oder andere spricht er nicht, denn er will nicht gelobt sein und mag andere nicht tadeln hören. Über Kleinigkeiten klagt er nicht und verlangt von niemand Hülfe."

Gemeine Menschen bewundern das Gemeine. Sie besitzen weder Bescheidenheit, noch Edelmut, noch Hochherzigkeit. Sie sind stets bereit, die Schwäche und Wehrlosigkeit anderer zu benutzen, namentlich wenn es ihnen gelungen ist, durch ein gewissenloses Verfahren eine Autoritäts-Stellung zu gewinnen. Vornehme Lumpe sind immer unerträglicher, als Lumpe auf niedriger Stufe, weil sie häufiger Gelegenheit haben, ihren Mangel an Männlichkeit fühlbar zu machen. Sie nehmen hohe Manieren an und sind bei allem, was sie thun, anmaßend. Je höher sie stehen, um so augenfälliger wird das Mißverhältnis zwischen ihnen und ihrer Stellung. „Je höher der Affe klettert", sagt das Sprüchwort, „um so mehr zeigt er seinen Schwanz."

Viel hängt davon ab, wie etwas gethan wird. Eine Handlung, die, von edler Gesinnung ausgegangen,

für eine Freundlichkeit gilt, kann, wenn sie den Charakter der Widerwilligkeit annimmt, als eine Verletzung, wenn nicht als eine Härte oder selbst Grausamkeit empfunden werden. Als Ben Jonson krank und arm war, schrieb ihm der König einen nichtssagenden Brief, der von einem Geschenk begleitet war. Da sagte der stolze und freimütige Dichter dem Überbringer: „Der König behandelt mich so, weil ich in einer Gasse wohne; sagen Sie ihm, daß seine Seele in einer Gasse wohnt“.

Aus dem bisherigen wird sich ergeben, daß ein ausdauernder und mutiger Geist für die Bildung des Charakters von großer Bedeutung ist. Er ist eine Quelle nicht bloß des Glücks, sondern auch der Nützlichkeit im Leben. Auf der andern Seite ist es ein großes Unglück, eine schüchterne und wohl gar feige Natur zu sein. Ein weiser Mann pflegte zu sagen, bei der Erziehung seiner Söhne und Töchter sei es sein Hauptbestreben, ihnen die Gewohnheit einzuflößen, nichts mehr zu fürchten als die Furcht. Diese Gewohnheit, die Furcht zu verbannen, läßt sich ohne Frage wie jede andere Gewohnheit, zum Beispiel der Aufmerksamkeit, des Fleißes, des Studiums, der Mildthätigkeit, dem Menschen anerziehen.

Viel von der Furcht, die es in der Welt giebt, ist ein Kind der Einbildungskraft, welche die Bilder von Übeln erzeugt, die vielleicht eintreten können, aber selten wirklich eintreten. Daher erklärt es sich, daß

viele Personen, welche Mut genug aufzubieten wissen, um wirkliche Gefahren zu bestehen und zu besiegen, von eingebildeten Gefahren in Bestürzung versetzt und gelähmt werden. Wir müssen also unsere Phantasie in strenger Zucht halten, oder wir gehen den Übeln auf mehr als halbem Wege entgegen, empfinden sie schon im voraus und tragen Lasten, die wir selbst geschaffen haben.

Ausbildung des Muts wird in die Zweige des weiblichen Unterrichts in der Regel nicht eingeschlossen und doch ist sie von viel größerer Bedeutung als Musik, Französisch oder Erdkunde. Statt im Geiste Sir Richard Steeles zu denken, daß die Frau als „zarte Besorgnis und liebenswürdige Schwäche aufzufassen sei“, sollten wir sie vielmehr zu Entschlossenheit und Mut hinführen, um sie dadurch hülfreicher, selbstbewußter, nützlicher und glücklicher zu machen.

In der Schüchternheit liegt in der That nichts Anziehendes, in der Furcht nichts Liebenswürdiges. Alle Schwäche, gleichviel ob der Seele oder des Körpers, ist eine Verunstaltung und das Gegenteil von interessant. Der Mut ist schön und würdig, während die Furcht in jeder Form gemein und abstoßend ist. Selbst die größte Milde und Zärtlichkeit verträgt sich mit dem Mut. Der Maler Ary Scheffer schrieb einmal an seine Tochter: „Mein liebes Kind, bestrebe Dich guten Mutes und sanften Herzens zu sein, das sind die echten weiblichen Eigen-

schaften. Auf Widerwärtigkeiten muß jeder gefaßt sein. Es giebt bloß Eine Art, dem Schicksal ins Auge zu sehen: mag es uns Segen oder Trübsal bringen, wir müssen beides mit Würde hinnehmen. Den Mut dürfen wir nicht verlieren, oder wir verschlimmern unsere und unserer Lieben Lage. Zu kämpfen und das Ringen immer und immer zu erneuern, das ist unser Lebenslos" *).

In Krankheit und Kummer duldet niemand mutiger und klagt weniger, als die Frauen. Ihr Mut, wenn das Herz ins Spiel kommt, ist in der That sprüchwörtlich:

Wer feig die Frauen nennt, der kennt sie wahrlich nicht,
Sie sind voll Mut, sobald des Herzens Stimme spricht.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß die Frauen unter den schwersten Prüfungen und Unfällen eben so viel Ausdauer bewähren können, wie die Männer. Leider giebt man sich zu wenig Mühe, sie zu unterweisen, wie sie kleinen Schrecken und unbedeutendem Verdruß tapfer begegnen können. Läßt man aber kleinen Leiden Spielraum und hätschelt sie, dann entsteht bald eine krankhafte Empfindlichkeit und diese wird zum Fluch des Lebens, indem sie die Frau und ihre Umgebung in chronischem Unbehagen erhält.

Das beste Heilmittel dieser Seelenstimmung ist eine gesunde sittliche und geistige Zucht. Kraft des Geistes

*) Frau Grotes „Leben Ary Scheffers" S. 154 f.

ist für die Entwickelung des weiblichen Charakters eben so notwendig wie für die des männlichen. Sie verleiht der Frau die Fähigkeit, mit den Geschäften des Lebens fertig zu werden. und die Geistesgegenwart, deren sie bedarf, um in dringenden Fällen kräftig und mit Erfolg zu handeln. Charakter wird sich bei der Frau wie bei dem Manne stets als der beste Hüter der Tugend, als der beste Wächter des Glaubens, als der beste Begleiter zum Alter bewähren. Körperschönheit verwelkt bald, aber Schönheit der Seele und des Charakters nimmt an Reizen zu, je älter sie wird.

Der Mut der Frau ist darum nicht weniger echt, weil er sich meistens im Dulden äußert. Der Beifall der Welt ermutigt ihn nicht, denn fast immer wird er in der stillen Zurückgezogenheit des Privatlebens geübt. Es giebt indessen Fälle von heldenhafter Geduld und Ausdauer edler Frauen, die gelegentlich ans Licht des Tages treten. Eines der berühmtesten geschichtlichen Beispiele ist das von Gertrud von der Wart. Ihr Gatte, der zu den Mitschuldigen an der Ermordung des Kaisers Albrecht gehören sollte, wurde zu der schrecklichsten aller Strafen, zum Rade, verurteilt. Mit der innigsten Überzeugung von der Unschuld ihres Gatten stand die treue Frau bis zum letzten Augenblick an seiner Seite, wachte zwei Tage und Nächte bei ihm, trotzte dem Zorne der Kaiserin und den Unbilden des

Wetters und dachte an nichts, als ihm die Todesqualen zu erleichtern*).

Nicht durch Mut im Dulden allein haben sich Frauen ausgezeichnet, von Liebe oder Pflichtgefühl getrieben, sind sie gelegentlich auch Heldinnen geworden. Als die Verschworenen, welche Jakob II. von Schottland nach dem Leben strebten, zu Perth in sein Schloß einbrachen, bat der König die Damen, die in dem Raum vor seinem Zimmer waren, daß sie die Thür so lange wie möglich geschlossen halten möchten, damit er Zeit zur Flucht habe. Die Mörder hatten die Schlösser verdorben, so daß der Schlüssel sich nicht umdrehte, und als sie das Zimmer der Damen erreichten, da zeigte sich, daß auch der Riegel beseitigt war. Da steckte die mutige Katharina Douglas mit dem ererbten Heldensinn ihres Geschlechts den Arm durch die Thürkrampen und machte ihn so lange zum Riegel, bis, nachdem ihr Arm gebrochen war, die Mörder mit gezogenen Dolchen nud Schwertern ins Zimmer drangen und die Damen, die noch immer,

*) Die Leiden dieser edlen Frau und die ihres unglücklichen Mannes werden in einem Briefe, den sie später an eine Freundin schrieb, rührend beschrieben. Vor wenigen Jahren wurde dieser Brief in Haarlem unter dem Titel: „Gertrud von der Wart, oder Treue bis in den Tod" veröffentlicht. Frau Hemans hat die schreckliche Geschichte in einem schönen und schwungvollen Gedicht beschrieben, das man in ihren „Erzählungen von Frauen" findet.

wennauch ohne Waffen, Widerstand leisten wollten, über den Haufen rannten.

Die Verteidigung des Schlosses Lathom durch Charlotte de la Trémouille, die würdige Enkelin Wilhelms von Nassau und des Admirals Coligny, ist ein ferneres schönes Beispiel von dem Heldenmut einer edlen Frau. Als die Soldaten des Parlaments sie zur Übergabe aufforderten, antwortete sie, daß ihr Gatte sie mit der Verteidigung des Schlosses betraut habe, und daß sie es ohne den Befehl ihres lieben Herrn nicht ausliefern könne, aber von Gott Schutz und Befreiung erhoffe. Bei ihren Einrichtungen zur Verteidigung „ließ sie nichts aus den Augen", wie man erzählt, „damit sich niemand mit einem Zufall oder einer Nachlässigkeit entschuldigen könne, und fügte zu ihrer frühern Geduld die entschlossenste Tapferkeit". Die tapfere Frau verteidigte Haus und Gut ein ganzes Jahr lang gegen den Feind und hielt eine dreimonatliche ernstliche Belagerung und Beschießung aus, bis das Schloß endlich nach tapferster Verteidigung durch das Vorrücken des königlichen Heeres befreit wurde.

Ferner dürfen wir den Mut der Lady Franklin nicht vergessen, die auch dann noch, als alle anderen die Hoffnung verloren hatten, die Aufsuchung der Expedition Franklins fortsetzte. Als die königliche Geographische Gesellschaft ihr die Gründermedaille zuerkannte, bemerkte Sir Roderick Murchison, daß er

im Laufe seiner langen Freundschaft mit ihr überreiche Gelegenheit gehabt habe, die hervorragenden Eigenschaften einer Frau, die sich der Bewunderung der Menschheit würdig gemacht habe, zu beobachten und zu prüfen. „Kein Fehlschlag konnte sie beugen, zwölf lange Jahre hielt sie an der Hoffnung fest und bewies eine Beharrlichkeit, eine Energie und eine Aufopferung, die wahrhaft einzig dasteht. Nun die von ihr ausgerüstete letzte Expedition des ‚Fox' unter dem mutigen M'Clintock die beiden großen Thatsachen festgestellt hat, daß ihr Gatte weite und bisher unbekannte Meer durchschifft und bei der Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt seinen Tod gefunden hat, nun wird die Zuerkennung der Medaille von den Nationen gewiß als eine der vielen Belohnungen begrüßt werden, auf welche die Witwe des berühmten Franklin die gerechtesten Ansprüche hat."

Der Pflichteifer, welcher den Charakter des Helden kennzeichnet, ist bei Frauen am häufigsten bei Wohlthaten hervorgetreten. Die meisten derselben werden nie bekannt, da sie insgeheim, fern von den Blicken der Menschen und bloß aus Liebe verrichtet werden. Wenn Frauen dieses Schlags berühmt geworden sind, weil ihre Arbeiten sich mit Erfolg auf einen allgemeinen Kreis gerichtet haben, so ist dieser Ruf ihnen unerwartet und ungesucht zuteil und ihnen häufig zu einer Bürde geworden. Wer hat nicht von Frau Fry und Fräulein Carpenter als Besucherinnen

und Reformatorinnen der Gefängnisse gehört, wer wüßte nicht, daß Frau Chisholm und Fräulein Rye sich der Auswanderer angenommen haben, und daß Fräulein Nightingale und Frau Marie Simon zu Aposteln der öffentlichen Krankenpflege geworden sind? Jene edle englische Frau ist durch den Krimkrieg auch denen teuer geworden, denen ihr früheres stilles Wirken unbekannt geblieben war; die hochherzige Deutsche hat sich in zwei der größten Kriege unseres Jahrhunderts, in den Feldzügen von 1866 und 1870, als barmherzige Samariterin bewährt. Von der deutschen Nation opferwillig unterstützt, gründete Marie Simon in Loschwitz bei Dresden eine Invalidenheilstätte, ein liebliches und idyllisches Daheim, in dem später auch Invaliden der Arbeiten des Friedens Trost und Hülfe finden sollten.

Daß diese Frauen aus dem Kreise privaten und häuslichen Lebens herausgetreten sind, um zu Führerinnen in der Menschenliebe zu werden, läßt ihren sittlichen Mut als keinen geringen erscheinen, denn Ruhe, Gemütlichkeit und Zurückgezogenheit sind den Frauen mehr als unserem Geschlecht natürlich und willkommen. Sehr wenige Frauen überschreiten die Grenzen des Daheims, um sich ein weiteres Feld nützlichen Wirkens zu suchen. Verlangt sie aber nach einem solchen, so wird es ihnen nicht schwer es zu finden. Der Arten, wie Männer und Frauen ihren Nachbarn helfen können, sind unzählige. Dazu

bedarf es bloß eines willigen Herzens und einer hurtigen Hand. Die meisten der Arbeiter aus Menschenliebe, die wir genannt haben, sind übrigens nicht aus freier Wahl zu ihrem Wirken gekommen. Die Pflicht lag in ihrem Wege, schien ihnen die nächste zu sein, und so gingen sie an die Arbeit, ohne nach Ruhm, oder nach einer andern Belohnung als der Billigung ihres eigenen Gewissens zu verlangen.

Unter den Freundinnen der Gefangenen wird Sarah Martin weniger genannt, als Frau Fry, obgleich sie zuerst am Werk gewesen ist. Wie sie dazu kam, es zu übernehmen, giebt uns einen Beweis von weiblicher Warmherzigkeit und redlichem Frauenmut.

Sarah Martin war die Tochter armer Eltern und verwaiste in früher Jugend. Bei ihrer Großmutter wurde sie in Caistor nahe bei Yarmouth erzogen, und verdiente sich ihren Lebensunterhalt, indem sie in Familien als Nähmädchen für einen Shilling täglich arbeitete. Im Jahre 1819 kam eine Frau, die ihr Kind grausam geschlagen hatte, in Yarmouth ins Gefängnis und ihr Verbrechen wurde das Gespräch der Stadt. Auf die junge Nähterin machten die Erzählungen von dem Prozesse einen tiefen Eindruck und flößten ihr den Wunsch ein, die Frau im Kerker zu besuchen und an ihrer Besserung zu arbeiten. Schon früher hatte sie oft, wenn sie an den Mauern des düstern Hauses vorbeiging, den

Drang empfunden, sich Eintritt zu verschaffen, damit sie die Gefangenen besuchen, ihnen aus der Bibel vorlesen und sich bemühen könne, sie zu der Gesellschaft zurückzuführen, deren Gesetze sie verletzt hatten.

Endlich konnte sie dem Verlangen nicht mehr widerstehen, die eingekerkerte Mutter zu besuchen. Sie trat an das Gefängnisthor, klopfte, und bat um Zutritt. Aus irgend einem Grunde wies der Wächter sie zurück, aber sie kam abermals, wiederholte ihre Bitte und wurde jetzt zugelassen. Bald stand die böse Mutter vor ihr. Als Sarah Martin ihr den Zweck ihres Besuchs erzählte, brach die Verbrecherin in Thränen aus und dankte ihr. Dieser Dank und diese Thränen entschieden über die ganze Richtung von Sarah Martins späterem Leben. Indem sie sich mit der Nadel ernährte, benutzte die arme Nähterin ihre Mußestunden fortan dazu, die Gefangenen zu besuchen und ihnen ihr Los zu erleichtern. Sie machte sich selbst zu ihrem Prediger und Schullehrer, denn solche gab es damals im Kerker noch nicht, las ihnen aus der Bibel vor und unterrichtete sie im Lesen und Schreiben. Außer den Sonntagen und anderen freien Zeiten widmete sie diesem Zweck in jeder Woche einen ganzen Tag, „da sie fühlte, daß der Segen Gottes auf ihr ruhe“. Sie lehrte den Frauen zu sticken, zu nähen und auszuschneiden. Der Verkauf der Artikel erlaubte ihr, andere Stoffe zu kaufen und die begonnene gewerbliche Ausbildung

weiter fortzuführen. Den Männern lehrte sie Strohhüte, Mützen für Männer und Kinder, graue baumwollene Hemden zu machen, so daß sie nicht müßig blieben und nicht über ihren Gedanken brüten konnten. Was die Gefangenen auf diese Weise ersparten, floß in eine Kasse, welche Sarah dazu benutzte, ihnen nach ihrer Entlassung Arbeit zu verschaffen und sie in den Stand zu setzen, ein neues und ehrliches Leben zu beginnen, während Sarah den Vorteil davon hatte, ihr Verhalten beobachten zu können.

Da Sarah Martin sich der Gefängnisarbeit zu ausschließlich widmete, so verdiente sie als Nähterin immer weniger und mußte sich die Frage vorlegen, ob sie ihren Werken der Barmherzigkeit entsagen sollte, um ihr Geschäft wieder in Aufschwung zu bringen. Ihre Entscheidung war übrigens bereits getroffen. „Ich zählte die Kosten“, sagte sie, „und mein Entschluß stand fest; wenn ich, indem ich den anderen Wahrheit mitteilte, zeitlichem Mangel ausgesetzt war, so durfte ich die vorübergehenden Entbehrungen einer einzelnen damit nicht in Vergleich bringen, was ich anderen verschaffte, wenn ich dem Herrn folgte.“ Sie widmete nun den Gefangenen sechs bis sieben Stunden täglich und machte das Gefängnis, das früher der Schauplatz liederlichen Müßiggangs gewesen war, zu einem Sitze geregelten Gewerbfleißes. Neu eintretende Gefangene waren

zuweilen] widerspenstig aber durch ihre unermüdliche Sanftmut gewann sie schließlich deren Achtung und Mitwirkung. Männer, in Jahren und Verbrechen ergraut, schlaue Taschendiebe aus London, verwahrloste Knaben und liederliche Matrosen schamlose Weiber, Schmuggler, Wilddiebe und die bunte Horde von Verbrechern, die das Gefängnis eines Seehafens gewöhnlich füllten, unterwarfen sich sämtlich dem wohlthätigen Einflusse dieser guten Frau und machten unter ihren Augen den ersten Versuch ihres Lebens, eine Feder zu halten, oder aus einer Fibel das A B C zu lernen. Sie gewann ihr Vertrauen, wachte, weinte und betete mit ihnen. Sie stärkte sie in ihren guten Entschlüssen, ermunterte die hoffnungslosen und verzweifelnden und bemühte sich, alle auf den rechten Weg der Besserung zu führen und dort zu erhalten.

Länger als zwanzig Jahre folgte diese gute und treuherzige Frau ihrem edlen Pfade ohne große Ermutigung und mit geringer Hülfe. Die Mittel ihres Unterhalts bestanden fast allein aus einem jährlichen Einkommen von zehn bis zwölf Pfund einem Vermächtnis ihrer Großmutter, das sie durch ihren kleinen Verdienst als Nähterin vermehrte. Die städtischen Behörden von Yarmouth, die recht gut wußten, daß die freiwilligen Arbeiten der edlen Frau ihnen die Ausgaben für einen Schullehrer und Geistlichen, welche das Gesetz ihnen auferlegte, ersparten, trugen ihr in den beiden letzten Jahren

ihrer Wirksamkeit einen Jahresgehalt von zwölf Pfund an, thaten es aber auf eine so unzarte Weise, daß ihr feines Gefühl schwer verwundet wurde. Sie schrak davor zurück, ein besoldetes städtisches Amt zu übernehmen und Dienste, die bisher bloße Liebesarbeiten gewesen waren, für Geld zu verrichten. Die Mitglieder des Gefängnisausschusses bedeuteten sie aber barsch, „wenn man ihr gestatte, die Gefängnisse zu besuchen, so müsse sie die Bedingungen der Behörde annehmen, sonst schließe man sie aus". Sie bekam also zwei Jahre lang ihre zwölf Pfund jährlich, welche der Dank des Stadtrats für ihre Dienste als Predigerin und Schullehrerin des Gefängnisses waren. Jetzt wurde sie aber alt und schwach und die ungesunde Luft des Gefängnisses zerstörte zuletzt ihr Leben. Als sie auf dem Sterbebette lag, übte sie wieder ein Talent aus, welches sie gelegentlich in Mußestunden gepflegt hatte, und dichtete geistliche Lieder. Als Kunstwerke mögen sie keine Bewunderung verdienen, aber nie wurden Verse geschrieben, die wahrhafter im Geist oder mehr mit christlicher Liebe getränkt gewesen wären. Ihr eigenes Leben war aber ein schöneres Gedicht, als sie je eins geschrieben hat, voll von echtem Mut, Beharrlichkeit, Liebe und Weisheit.

Sechstes Kapitel.

Selbstbeherrschung.

Ehre und Nutzen liegen nicht immer in demselben Sack.

George Herbert.

Selbstbeherrschung ist die einzige wahre Freiheit, die es für den Einzelnen giebt.

Friedrich Perthes.

In der Länge der Geduld, der Ausdauer und der Nachsicht zeigt sich viel von dem, was im Manne und in der Frau gut ist.

Arthur Helps.

Selbstbeherrschung ist bloß Mut in einer andern Form. Man kann sie fast als das wesentlichste des Charakters betrachten. Um dieser Eigenschaft willen bezeichnet Shakespeare den Menschen als ein Wesen, welches vor sich und hinter sich blickt. Sie bildet den Hauptunterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere und ohne sie läßt sich ein wahrer Mensch gar nicht denken.

Die Selbstbeherrschung ist die Wurzel aller Tugenden. Sowie aber der Mensch seinen Trieben

und Leidenschaften den Zügel schießen läßt, giebt er seine sittliche Freiheit auf. Er wird vom Strom des Lebens fortgeführt und sinkt zum Sklaven des Triebes herab, der augenblicklich in ihm der stärkste ist.

Um sittlich frei, also mehr als ein Tier zu sein, muß der Mensch die Fähigkeit, den Antrieben des Instinkts zu widerstehen, besitzen und diese erlangt er bloß durch Übung in der Selbstbeherrschung. Somit ist diese Kraft diejenige, welche den wahren Unterschied zwischen einem tierischen und einem sittlichen Leben ausmacht und die hauptsächliche Grundlage des Charakters bildet.

In der Bibel wird nicht der starke Mann gepriesen, der eine Stadt erobert, sondern der stärkere, der seinen eigenen Geist beherrscht. Unter diesem stärkern ist derjenige zu verstehen, welcher dank seiner Zucht über seine Gedanken, seine Worte und seine Handlungen immerdar die Herrschaft übt. Neunzehntel der lasterhaften Neigungen, welche die Gesellschaft verunzieren und sie, wenn man ihnen Raum giebt, schänden, weil sie zu Verbrechen anschwellen, würden zur Unbedeutendheit herabsinken, wenn eine tapfere Selbstzucht, Selbstachtung und Selbstbeherrschung Fortschritte machte. Durch eine wachsame Ausübung dieser Tugenden wird Reinheit des Herzens und der Seele gewohnheitsmäßig und der Charakter entwickelt sich in Keuschheit, Tugend und Mäßigung.

Die beste Stütze des Charakters bleibt die Gewohnheit, die, jenachdem der Wille falsch oder richtig geleitet wird, entweder eine wohlwollende Herrscherin oder eine grausame Tyrannin ist. In dem einen Falle werden wir ihre gehorsamen Unterthanen, in dem andern ihre unterwürfigen Sklaven. Sie kann uns auf dem Pfade des Guten weiterhelfen, oder aber auf der Straße zum Ruin hintreiben.

Gewohnheit entsteht durch eine sorgfältige Zucht. Es ist zum Erstaunen, wie viel durch systematische Ausbildung und Übung erreicht werden kann. Man sehe nur, wie aus dem undankbarsten Stoffe, aus Flegeln, die man in den Straßen aufliest, oder aus rohen, ungekämmten Bauernburschen, die man hinter dem Pfluge wegholt, durch eine fortwährende Ausbildung und Übung die ungeahnten Eigenschaften des Muts, der Ausdauer und der Selbstaufopferung hervorgelockt werden, und wie Menschen dieses Ursprungs auf dem Schlachtfelde und selbst bei den noch schrecklicheren Prüfungen der Gefahren zursee, z. B. bei dem Brande der ‚Sarah Sands‘ oder bei dem Schiffbruch der ‚Birkenhead‘, infolge ihrer guten Kriegszucht unverkennbare Beweise von echtem Heldenmut geben.

Auf die Bildung des Charakters haben Zucht und Übung ebenfalls einen bedeutenden Einfluß. Ohne sie ist bei der Regelung des Lebens an ein richtiges System und eine gute Ordnung nicht zu

denken. Von ihnen hängt die Pflege des Gefühls der Selbstachtung, die Aneignung der Gewohnheiten des Gehorsams, die Entwickelung der Idee der Pflicht ab. Der selbständige und sich selbst beherrschende Mensch steht immerfort unter Zucht, und je vollkommener diese ist, um so schöner wird seine sittliche Verfassung sein. Er hat seine Triebe zu ziehen und sie in Unterwürfigkeit unter die höheren Kräfte seiner Natur zu erhalten. Sie müssen den Befehlen seines innerlichen Mahners, des Gewissens, gehorchen oder er wird der Sklave seiner Neigungen, das Spielwerk seiner Gefühle und Meinungen.

„In der Überlegenheit der Selbstbeherrschung“, sagt Herbert Spencer, „besteht eine der Vollkommenheiten des idealen Menschen. Nicht jedem Eindruck zu erliegen, nicht von jedem Triebe, der gerade obenaufkommt, hin- und hergezogen zu werden, sondern sich selbst zu zügeln, im Gleichgewicht zu halten und dem gemeinschaftlichen Urteil seiner zu einem Rat versammelten Gefühle, vor denen jede Handlung reiflich zu erwägen und mit Ruhe zu beschließen ist, zu folgen, das ist dasjenige, was die Erziehung, wenigstens die sittliche, zu erreichen strebt*).

Die erste und beste Bildungsanstalt sittlicher Zucht ist das Daheim, wie wir bereits gezeigt haben; zu nächst kommt die Schule und nach dieser die Welt,

*) „Gesellschafts-Statistik“, S. 185.

die große Schule des praktischen Lebens. Jede dieser Stufen bereitet auf die andere vor, und was der Mann oder die Frau wird, hängt meistenteils von dem ab, was vorhergegangen ist. Haben Menschen weder des Segens des Daheims noch des Segens der Schule genossen und hat man ihnen gestattet, ohne Bildung, Belehrung und Zucht aufzuwachsen, dann wehe ihnen und wehe der Gesellschaft, zu der sie gehören.

Das bestgeordnete Daheim ist stets das, in welchem die Zucht die vollkommenste ist und doch am wenigsten enpfunden wird. Sittliche Zucht wirkt mit der Kraft eines Naturgesetzes. Wer ihr unterworfen ist, der giebt ihr unbewußt nach, und obgleich sie den ganzen Charakter formt und gestaltet, bevor das Leben zur Gewohnheit krystallisiert wird, ist der auf diese Art wirkende Einfluß meistenteils unsichtbar und unfühlbar.

Die Wichtigkeit strenger häuslicher Zucht erhellt aus einer merkwürdigen Thatsache, die in Frau Schimmelpennincks Memoiren erzählt wird. Eine Dame, die mit ihrem Gatten die meisten Irrenhäuser Englands und des Festlandes besucht hatte, überzeugte sich, daß die zahlreichste Klasse der Kranken fast überall aus einzigen Kindern bestehe, deren Eigenwille nicht in früher Jugend gebrochen oder in richtige Zucht genommen worden war, während diejenigen, welche zu starken Familien gehörten und

zur Selbstbeherrschung angeleitet worden waren, weit seltener geisteskrank wurden.

Obgleich der sittliche Charakter in hohem Grade von Temperament und körperlicher Gesundheit abhängt, und eine frühzeitige häusliche Zucht und das Beispiel von Gefährten eben so stark einwirken, liegt es doch in der Gewalt jedes Menschen, diesen Charakter durch wachsame und ausdauernde Selbstaufsicht zu regeln, zu schulen und zu ziehen. Ein tüchtiger Lehrer hat von den Neigungen und Gewohnheiten gesagt, daß sie eben so gut wie Lateinisch und Griechisch zu erlernen und für das Glück des Menschen doch viel wichtiger seien.

Dr. Johnson, der von Natur zum Trübsinn neigte und von früher Jugend an mehr als die meisten Menschen darunter zu leiden hatte, sagte, daß die gute oder schlechte Laune eines Menschen sehr viel von seinem Willen abhänge. Wir können uns eben so gut die Gewohnheit der Geduld und Zufriedenheit aneignen, wie die eines mürrischen und unzufriedenen Wesens. Wir können uns daran gewöhnen, kleine Übel zu übertreiben und große Segnungen zu unterschätzen. Wir können sogar das Opfer kleinlicher Kümmernisse werden, wenn wir ihnen Raum lassen. Mithin können wir uns in einer glücklichen Stimmung wie auch in einer krankhaften erziehen. Inderthat vermögen wir es dahin zu bringen, daß eine heitere Lebensanschauung in uns zu einer Gewohnheit gleich

jeder andern wird*). Es war keine Übertreibung, wenn Dr. Johnson sagte, daß die Gewohnheit, alles von der besten Seite zu betrachten, weit mehr wert sei, als tausend Pfund jährlich.

Das Leben des frommen Mannes wird von strenger Selbstzucht und Selbstbeherrschung durchdrungen. Er soll nüchtern und wachsam sein, das Böse meiden und das Gute thun, im Geiste wandeln, gehorsam bis zum Tode sein, in bösen Tagen nicht verzweifeln, nicht ruhen, bis er alles besorgt hat, gegen die Bosheit und gegen die Schlechten dieser Welt kämpfen, im Glauben wurzeln und wachsen und der Wohlthat nicht müde werden, dann wird er zur rechten Zeit, wenn er nicht verzagt hat, ernten.

---

*) „In allen Fällen", sagt Jeremias Bentham, „wo die Macht des Willens über die Gedanken zur Geltung gebracht werden kann, soll man ihnen eine glückliche Richtung geben. Man blicke auf die helle, ja die hellste Seite der Dinge und halte ihr das Gesicht immer zugewendet. Ein großer Teil unseres Daseins muß in Unthätigkeit verfließen. Müssen wir am Tage, um ein Beispiel aus tausenden zu wählen, auf andere warten und dabei Zeit verlieren, oder will nachts der Schlaf unsere Augenlider nicht schließen, so empfiehlt uns die Rücksicht auf unser Glück, uns mit angenehmen Gedanken zu beschäftigen. Gehen wir spazieren, oder ruhen wir im Hause aus, so kann der Geist nicht müßig sein. Unsere Gedanken können dann für unser Glück nützlich, unnütz oder gefährlich sein. Man leite sie richtig und die Gewohnheit heiterer Gedanken wird wie jede andere entstehen." (Moralphilosophie, II, 105.)

Auch der Geschäftsmann bedarf der Unterordnung unter eine strenge Regel und ein System. Das Geschäft wie das Leben beruht auf sittlicher Hebelkraft; in beiden hängt der Erfolg nicht wenig von jener Regelung der Stimmung und sorgfältigen Selbstzucht ab, welche dem weisen Manne die Herrschaft nicht bloß über sich selbst, sondern auch über andere verleiht. Geduld und Selbstbeobachtung ebnen den Pfad des Lebens und öffnen manche Wege, die sonst verschlossen bleiben würden. Dasselbe thut die Selbstachtung, denn achten die Menschen sich selbst, so achten sie gewöhnlich auch die fremde Persönlichkeit.

Für die Politik gilt dasselbe wie für das Geschäft. In diesem Lebenskreise gelangt man weniger durch Talent als durch Temperament, weniger durch Genie als durch Charakter zu Erfolgen. Besitzt ein Mann keine Selbstzucht, so fehlt es ihm an Geduld wie an Takt und er hat nicht die Kraft, sich selbst zu beherrschen und andere zu leiten. Als in Pitts Gegenwart von der Eigenschaft gesprochen wurde, deren ein Ministerpräsident am meisten bedürfe, nannte einer der Anwesenden die Beredsamkeit, ein zweiter das Wissen, ein dritter die Arbeitskraft. „Nein“, sagte Pitt, „die Geduld ist es!“ Geduld bedeutet aber Selbstbeherrschung und in dieser Eigenschaft war Pitt groß. Sein Freund Georg Rose sagt von ihm, daß er ihn nicht ein einziges mal

seine Ruhe verlieren sah*). Man zählt die Geduld gewöhnlich zu den „langsamen“ Tugenden, aber Pitt verband mit ihr eine außerordentliche Bereitschaft, Kraft und Schnelligkeit des Gedankens wie der That.

Durch Geduld und Selbstbeherrschung wird der echte Heldencharakter zur Vollendung gebracht. Sie gehörten zu den hervorragenden Charakterzügen des edlen Scharnhorst, der mit dem Freiherrn vom Stein die Wiedergeburt Preußens vorbereitete. Als Ausländer und Bürgerlicher hatte er in Berlin von vorn herein einen schlimmen Stand und viele seiner

*) Graf Stanhope teilt in seinen „Vermischten Schriften“ aus einem Briefe Boyds folgenden Auszug mit: „Von dem verstorbenen Christmas, der an der Bank von England lange Jahre eine wichtige Stellung hatte, wurde eine Anekdote erzählt. Er war früher Beamter im Schatzamt oder bei einer andern Behörde und diente dem Minister Pitt einige Zeit als Geheimschreiber oder Privatsekretär. Christmas war einer der gefälligsten Menschen, die ich kennen gelernt habe, und vermöge seiner Stellung beständigen Unterbrechungen ausgesetzt, bei denen ich ihn nie ärgerlich werden sah. Eines Tages war er ungewöhnlich beschäftigt, da er für einen Gerichtshof eine Masse von Rechnungen aufzustellen hatte, aber er blieb so gleichmütig wie immer und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, den alten Herrn um sein Geheimnis zu befragen. Sie sollen es erfahren, Herr Boyd. Pitt hat mir gesagt: Verlieren Sie Ihre gute Laune wo möglich keinen Augenblick und am wenigsten in den Geschäftsstunden. Meine Arbeiten hier beginnen um neun Uhr und enden um drei Uhr. Ich handle nach dem Rate des berühmten Staatsmanns und verliere in diesen Stunden meinen Gleichmut nie“.

Feinde vergaßen sogar, daß er durch seine besonnene Entschlossenheit den ersten Sonnenblick des Ruhms hervorgerufen hatte, der nach unaufhörlichen Unfällen bei Eylau auf die preußischen Waffen gefallen war. Als Scharnhorst dann die Neubildung des preußischen Heeres ausführte, rief er als Reformator neuen Haß hervor, aber mit seinem edlen Ziel vor Augen harrte er aus und vollendete sein Werk. Er sah noch, wie seine über die Achsel angesehenen jungen Soldaten sich im Feuer bewährten, wenn er auch den vollen Triumph der guten Sache nicht erlebte, da er nach der Schlacht von Lützen an einer Wunde starb.

Ein heftiges Temperament braucht kein schlechtes zu sein. Je heftiger der Mensch aber ist, um so mehr bedarf er der Selbstzucht und Selbstherrschaft. Dr. Johnson sagt, die Menschen würden mit dem Alter immer besser und die Erfahrung wirke so, aber dieses Resultat hängt von der Weite, der Tiefe und dem Adel ihrer Natur ab. Nicht sowohl durch ihre Fehler werden die Menschen ruiniert, als durch die Art, wie sie sich benehmen, nachdem sie Fehler begangen haben. Der Weise wird von den Leiden, die er sich zuzieht, Nutzen haben, aber es giebt Leute, auf welche die Erfahrung keinen reifenden Einfluß übt und die mit der Zeit bloß engherziger, bitterer und lasterhafter werden.

Was man bei einem jüngern Menschen ein heftiges Temperament nennt, deutet häufig auf einen

großen Vorrat unreifer Energie hin, die sich in nützlicher Arbeit bewähren wird, wenn man ihr nur freie Bahn macht. Man erzählt von Stephan Gerard, einem Franzosen, der in den Vereinigten Staaten zu einer ungemein erfolgreichen Laufbahn gelangte, daß er, wenn er von einem jungen Kaufmann mit heftigem Temperament hörte, ihn schleunigst in sein Geschäft nahm und in einem Zimmer allein arbeiten ließ. Gerard war nämlich der Ansicht, daß solche Personen die besten Arbeiter seien, und daß ihre Energie sich auf die Arbeit richten werde, wenn man die Versuchung zu Zank von ihnen fernhalte.

Ein heftiges Temperament kann weiter nichts als einen starken und regsamen Willen bedeuten. Ungezügelt ergeht es sich gelegentlich in leidenschaftlichen Ausbrüchen, aber geschult und in Unterwürfigkeit gehalten, kann es die Quelle energischer Kraft und Nützlichkeit werden. Es läßt sich dem Dampfe vergleichen, den man in einer gut eingerichteten Dampfmaschine in Bereitschaft hält und durch Schieber, Regulatoren und Hebel regelt und zügelt. Inderthat haben viele der größten geschichtlichen Charaktere ein heftiges Temperament, aber auch einen eben so starken Willen gehabt, diese Triebkraft unter strenger Aufsicht und Regel zu halten.

Der berühmte Blücher hatte eine höchst cholerische und leidenschaftliche Natur und mußte viel Kämpfe mit sich selbst bestehen, um sein Temperament zu

beherrschen. In seiner Jugend forderte er einen Vorgesetzten zum Zweikampfe heraus und schrieb an Friedrich den Großen wegen einer vermeintlichen Zurücksetzung einen Brief, der seine augenblickliche Entlassung aus dem Heer zur Folge hatte. Die brutalen Mißhandlungen, die Preußen von dem siegreichen Napoleon zu erdulden hatte, machten ihn fast rasend. Als diesem Manne, für den der ganze Inbegriff der Kriegswissenschaft im „Darauflosgehen“ bestand, 1813 der Oberbefehl über das schlesische Heer anvertraut wurde, überraschte er Freunde und Feinde durch seine Herrschaft über sich selbst. Um der großen Sache willen wußte er Kränkungen zu verschmerzen und unrichtigen Ansichten zur Vermeidung größern Unheils für den Augenblick nachzugeben. „Vorwärts“ blieb sein Lieblingswort und „Marschall Vorwärts“ nannten ihn die Soldaten, die er zum Siege mit sich fortriß.

Auch Cromwell soll in seiner Jugend eigensinnig, querköpfig, heftig und unlenkbar gewesen sein und einen großen Vorrat jugendlicher Energie besessen haben, die sich in verschiedenen tollen Streichen Luft machte. In seiner Vaterstadt stand er im Rufe eines Lärmmachers und schien auf dem schlechtesten Wege zu sein, als die Religion in einer ihrer strengsten Formen sich seiner starken Natur bemächtigte und ihn der eisernen Zucht des Calvinismus unterwarf. Seiner energischen Natur wurde dadurch eine ganz

neue Richtung gegeben, die sich einen Ausweg ins öffentliche Leben erzwang und schließlich in einer fast zwanzigjährigen Periode in England zum herrschenden Einfluß wurde.

Die Heldenfürsten des Hauses Nassau zeichneten sich sämtlich durch Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung und entschlossene Thatkraft aus. Wilhelm der Schweigsame wurde so genannt, nicht weil er wortkarg war — denn er war ein beredter und mächtiger Redner, wenn es zu sprechen galt —, sondern weil er zu schweigen wußte, wenn nicht zu sprechen Weisheit war, und weil er seine Beschlüsse geheim hielt, wenn das Bekanntwerden derselben für die Freiheit seines Vaterlandes gefährlich geworden sein würde. Er war in seinem Benehmen so sanft und versöhnlich, daß seine Feinde ihn für schüchtern und kleinmütig ausgaben. Wenn aber die Zeit zum Handeln kam, dann war sein Mut heldisch, seine Entschlossenheit unbeugsam. „Ein Fels im Meere", sagt Motley, der Geschichtschreiber der Niederlande, „unerschüttert vom wütenden Wogendrang, das war das Lieblingsbild, das seine Freunde auf seine Festigkeit anwendeten."

Motley vergleicht Wilhelm den Schweigsamen mit Washington, dem er in mancher Beziehung glich. Der amerikanische Patriot erscheint in der Geschichte gleich dem holländischen als eine wahrhafte Verkörperung von Würde, Tapferkeit, Reinheit und

persönlicher Vortrefflichkeit. In sehr schwierigen und gefährlichen Augenblicken beherrschte er seine Gefühle dergestalt, daß er denjenigen, welche ihn nicht genauer kannten, den Eindruck machte, als ob er eine angeborene Ruhe besitze, die fast bis zur Unempfindlichkeit gehe. Trotzdem war Washington von Natur warm und ungestüm und seine Milde, Sanftheit, Höflichkeit und Rücksicht für andere waren das Ergebnis einer strengen Selbstbeherrschung und rastlosen Selbstzucht, die er von seiner Knabenzeit an übte. Sein Biograph sagt von ihm, daß er „ein heftiges Temperament und starke Leidenschaften hatte, aber in den vielfachen Scenen von Versuchungen und Aufregungen, durch die er ging, beständig bemüht war und schließlich dahin gelangte, sich zu zügeln und zu beherrschen". An einer andern Stelle sagt er: „Seine Leidenschaften waren stark und brachen zuweilen mit Heftigkeit hervor, aber er besaß die Kraft, sie augenblicklich zurückzudrängen. Seine Selbstbeherrschung war vielleicht sein merkwürdigster Charakterzug. Zumteil hatte er sie sich angeeignet, aber schon von Natur aus scheint er diese Kraft in einem Grade besessen zu haben, der bei anderen Menschen nicht vorkommt *)".

Wie Napoleon hatte auch der Herzog von Wellington eine höchst reizbare Natur und konnte

---

*) Jared Sparks' „Leben Washingtons", S. 7, 534.

sie nur durch wachsame Selbstbeherrschung im Zaume halten. Mitten in der Gefahr wußte er so kalt und ruhig zu bleiben wie ein Indianerhäuptling. Bei Waterloo und auf anderen Schlachtfeldern erteilte er seine Befehle in den schlimmsten Augenblicken ohne die leichteste Aufregung und mit einem Ton der Stimme, der leiser als sonst bei ihm war*).

Der Dichter Wordsworth hatte in seiner Kindheit eine mürrische, heftige Natur und trotzte in seiner Verkehrtheit und Halsstarrigkeit jeder Bestrafung. In der Schule der Erfahrung lernte er eine größere Selbstbeherrschung üben, aber nun wurden die Eigenschaften, die er als Knabe verraten hatte, darin nützlich, daß sie ihn den Tadel seiner Feinde zu verachten befähigten. In allen Perioden seines Lebens trat bei Wordsworth nichts stärker hervor, als seine Selbstachtung, seine Selbstbestimmung und sein Kraftbewußtsein.

Der Glaubensbote Henry Martyn ist ein zweites Beispiel eines Mannes, bei dem die Heftigkeit des Temperaments bloß zurückgehaltene unreife Energie ist. Als Knabe war er mutwillig, ungeduldig und störrisch, aber indem er gegen seine Neigung zum Eigensinn beständig ankämpfte, gewann er allmählich

*) Brialmonts „Leben Wellingtons".

die nötige Kraft, ihn gänzlich zu besiegen und die von ihm heiß begehrte Gabe der Geduld zu erlangen.

Jemand kann schwach organisiert sein, aber dank seinem glücklichen Temperament ist seine Seele groß, thätig, edel und königlich. Professor Tyndall hat uns ein schönes Bild von Faradays Charakter und von seinen aufreibenden Arbeiten im Dienste der Wissenschaft entworfen, das ihn als einen Mann mit einer starken, selbständigen und sogar feurigen Natur, aber zugleich als höchst zart und gefühlvoll darstellt. „Unter seiner Milde und Güte", sagte er, „glühte das Feuer eines Vulkans. Er war ein Mann von einer reizbaren und heißen Natur, aber durch strenge Selbstzucht hatte er die Glut in ein erwärmendes und belebendes Feuer verwandelt, das sich nie in nutzloser Leidenschaft verzehren kann."

In Faradays Charakter lag ein schöner und mit Selbstbeherrschung nahe verwandter Zug, der erwähnt zu werden verdient: seine Selbstverleugnung. Da er sich der praktischen Chemie widmete, so hätte er leicht ein großes Vermögen erwerben können, aber er widerstand der Versuchung und folgte dem Pfade der reinen Wissenschaft. „Zieht man die Dauer seines Lebens in Rechnung, so hatte dieser Sohn eines Schmieds und Lehrling eines Buchbinders zwischen einem Vermögen von 150 000 Pfund und einem Wissen ohne materielle Belohnung zu wählen. Er zog das letztere vor und starb in Armut. Dafür

hatte er den Ruhm, vierzig Jahre lang die englische Wissenschaft bei den fremden Völkern zu vertreten*)."

Wir wollen von einem Franzosen ein ähnliches Beispiel von Selbstverleugnung erzählen. Der Geschichtsforscher Anquetil gehörte zu den wenigen Litteraten Frankreichs, die sich nicht unter das Joch Napoleons beugten. Er versank in so große Armut, daß er von Brot und Milch leben und seine Ausgaben auf drei Sous täglich beschränken mußte. „Ich brauche den Sieger von Marengo und Austerlitz nicht", sagte er, „und könnte ihm sogar mit zwei Sous täglich aushelfen." ‚Wenn Sie aber krank werden', bemerkte ein Freund, ‚dann brauchen Sie der Beihülfe einer Person. Weshalb machen Sie es nicht wie andere? Schmeicheln Sie dem Kaiser, Sie brauchen ihn zum Leben.' „Zum Sterben brauche ich ihn nicht", war die Antwort des Geschichtsforschers. Anquetil starb aber nicht an Armut. Er brachte sein Leben auf 94 Jahre und sagte einem Freunde kurz vor seinem Tode: „Kommen Sie und sehen Sie, wie ein Mann stirbt, der noch voller Leben ist".

Sir James Outram bewährte in einem gänzlich verschiedenen Lebenskreise denselben Charakterzug edler Selbstverleugnung. Gleich dem großen König Arthur war er im schönsten Sinne des Worts ein Mann, der seinen eignen Vorteil hintansetzte. Seine ganze

---

*) Tyndall, „Faraday als Entdecker", S. 156.

Laufbahn wurde durch eine edle Uneigennützigkeit gekennzeichnet. Mochte er auch die Politik, die er dann und wann zur Ausführung bringen mußte, persönlich mißbilligen, so strauchelte er doch nicht ein einziges mal auf dem Pfade der Pflicht. So war er mit der Eroberung von Scinde nicht einverstanden und leistete trotzdem während des Feldzugs Dienste, die vom General Napier als wahrhaft glänzend bezeichnet wurden. Als dann der Krieg vorüber war und die reiche Beute zu Füßen des Siegers lag, sagte Outram: „Ich mißbillige die Politik dieses Krieges und will an dem Blutgelde keinen Anteil haben“.

Nicht weniger trat seine schöne Selbstverleugnung hervor, als er sich mit einem starken Heer nach Lucknow durchschlug, um Havelock Hülfe zu bringen. Als höherem Offizier gebührte ihm der Oberbefehl, aber er wußte, was Havelock bereits gethan hatte, und überließ mit seltener Uneigennützigkeit dem jüngern Offizier den Ruhm, den Feldzug zuende zu bringen, indem er sich erbot, als Freiwilliger unter ihm zu dienen. „Wer sich zu solchem Ruf gebracht hat wie Generalmajor Outram“, sagte Lord Clyde, „der kann Ehre und Ruhm mit anderen teilen, doch wird dadurch der Wert des Opfers, das er mit seltener Uneigennützigkeit gebracht hat, nicht verringert.“

Will jemand ehrenhaft und friedsam durchs Leben gehen, so ist es durchaus notwendig, daß er in kleinen wie in großen Dingen Selbstverleugnung üben lernt.

Man muß zu tragen und sich zu bescheiden wissen. Das Temperament ist in Unterwürfigkeit unter den Verstand zu halten und die kleinen Dämonen der bösen Laune, des Ungestüms und des Spottes sind streng zu verbannen. Finden sie einmal Eingang in die Seele, so kehren sie gern zurück und nehmen auf immer von ihr Besitz.

Für das persönliche Glück ist es notwendig, daß man seine Worte wie seine Handlungen im Zügel hält, denn es giebt Worte, die stärker als Schläge treffen, und man kann ‚Dolche sprechen‘, wenn man auch keine hat. „Ein Zungenstich“, sagt das französische Sprüchwort, „ist schlimmer als ein Lanzenstoß.“ Die beißende Entgegnung, die auf die Lippen steigt und den Gegner, wenn man sie ausspricht, in Verwirrung bringt, läßt sich zuweilen schwer zurückhalten. „Gott behüte uns“, sagt Friederike Bremer, „vor der zerstörenden Macht der Worte.“ Es giebt Worte, welche das Herz schwerer als ein scharfes Schwert verletzen, Worte, deren Spitze auf Lebenszeit im Herzen steckenbleibt.

Der Charakter soll sich mithin in der Wahl der Worte eben so wie in allem andern zeigen. Der weise und sich selbst beherrschende Mann wird seinen Wunsch unterdrücken, auf Kosten der Gefühle eines dritten einen witzigen oder strengen Ausspruch zu thun, während der Narr alles herausplappert, was er denkt, und lieber seinen Freund als seinen Scherz

opfert. Salomo sagt: „Der Mund des Weisen liegt in seinem Herzen, das Herz eines Narren liegt in seinem Munde".

Es giebt übrigens Menschen, welche keine Narren sind und sich in ihrer Sprache wie in ihren Handlungen doch übereilen, weil es ihnen an Geduld und Zurückhaltung fehlt. Wer scharf denkt und einschneidend spricht und vielleicht noch dazu von augenblicklicher Erregung hingerissen wird, der läßt ein spöttisches Wort fliegen, das zu seinem höchsten Nachteil auf ihn selbst zurückfallen kann. Selbst Staatsmänner ließen sich nennen, die gefehlt haben, weil sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, auf Kosten eines Gegners geistreich oder scharf zu sein. „Die Wendung einer Rede", sagt Bentham, „hat über das Schicksal mancher Freundschaft und, so viel ich weiß, auch manches Königreichs entschieden." Deshalb soll man, wenn man ein kluges, aber hartes Wort zu schreiben versucht ist, es lieber im Tintenfasse lassen, so schwer es werden mag. „Eine Gänsefeder", sagt ein spanisches Sprüchwort, „verletzt oft mehr als eine Löwenklaue."

Carlyle sagt, indem er von Oliver Cromwell spricht: „Wer seine Ansicht nicht für sich behalten kann, der wird nie etwas bedeutendes ausführen". Von Wilhelm dem Schweigsamen sagte einer seiner größten Feinde, daß man nie ein anmaßendes oder unvorsichtiges Wort von seinen Lippen habe fallen

hören. Gleich ihm war Washington im Gebrauch der Sprache die Zurückhaltung selbst, indem er sich nie einen Vorteil über einen Gegner verschaffte, oder in einer Debatte nach einem kurzen Triumphe strebte. Man pflegt zu sagen, zuletzt komme die Welt zu dem Weisen, welcher weiß, wann und wie man schweigen muß, zurück und unterstütze ihn.

Von sehr erfahrenen Männern weiß man, daß es ihnen oft leid gewesen ist, gesprochen zu haben, aber nie ist es einem leid gewesen, daß er geschwiegen hat. „Schweig", sagt Pythagoras, „oder sag etwas, das besser als das Schweigen ist." „Sprich gescheit", sagt George Herbert, „oder schweige weise." Franz von Sales, den Leigh Hunt „den adeligen Heiligen" nannte, hat gesagt: „Es ist besser, im Schweigen zu verharren, als in übler Laune die Wahrheit zu sagen, denn das heißt ein vortreffliches Gericht durch eine schlechte Brühe verderben". Ein zweiter Franzose, Lacordaire, weist dem Sprechen die erste und dem Schweigen die zweite Stelle an. „Nach dem Sprechen", sagt er, „ist das Schweigen die größte Macht der Welt." Wie mächtig kann auch ein zu rechter Zeit gesprochenes Wort sein! Ein altes Sprüchwort aus Wales sagt: „Der Mund des Gesegneten hat eine goldene Zunge".

De Leon, ein ausgezeichneter spanischer Dichter des 16. Jahrhunderts, gab ein merkwürdiges Beispiel von Selbstbeherrschung. Jahre lang lag er einsam

und ohne Licht in den Kerkern der Inquisition, weil er einen Teil der Bibel in seine Muttersprache übersetzt hatte. Als man ihn endlich freiließ und ihm seinen Lehrstuhl zurückgab, strömten die Studenten in Masse zu seiner ersten Vorlesung, weil sie glaubten, daß er über seine lange Haft sprechen werde. De Leon war aber zu klug, um sich in Anschuldigungen zu ergehen. Einfach knüpfte er an die Vorlesung an, die vor fünf Jahren so traurig unterbrochen worden war, begann mit der gewohnten Formel: „Gestern sagten wir“, und ging sofort auf den Gegenstand ein.

Natürlich giebt es Zeiten und Gelegenheiten, wo die Äußerung von Unwillen nicht bloß erlaubt, sondern sogar notwendig ist. Wir haben die Pflicht, über Falschheit, Selbstsucht und Grausamkeit empört zu sein. Ein wahrhaft gefühlvoller Mann wird bei jeder Niedrigkeit und Gemeinheit auffahren, auch wenn er nicht die Verpflichtung hat, sich auszusprechen. „Mit einem Menschen“, sagt Perthes, „der nicht in Unwillen geraten kann, möchte ich nichts zu thun haben. Es giebt in der Welt mehr gute als schlechte Menschen, und die schlechten haben bloß deshalb die Oberhand, weil sie kühner sind. Ein Mann, der sich seiner Kräfte mit Entschiedenheit bedient, muß uns wohlgefallen, und wir nehmen oft bloß aus dem Grunde, weil er das thut, für ihn Partei. Allerdings ist es mir oft leid gewesen, daß ich gesprochen habe,

aber eben so oft ist es mir leid gewesen, daß ich geschwiegen habe*)."

Wer das Recht liebt, der kann gegen das Unrecht und das Begehen von Unrecht nicht gleichgültig sein. Empfindet er warm, so wird er warm und aus vollem Herzen sprechen. Eine edle Frau**) hat geschrieben:

Ein gutes Herz lehrt uns mit Nachdruck hassen,
Wenn Menschen ihren Pflichten sich entziehn,
Den Dank für Dienste lange unterlassen,
Die Lüge nicht und nicht das Unrecht fliehn,
Wenn sie Beleidigungen nie verzeihen
Und frei geboren sich der Knechtschaft weihen.

Gegen einen ungeduldigen Zorn haben wir auf der Hut zu sein. Die besten Menschen können ungeduldig werden, und gerade die Stimmung, die uns Ernst einflößt, macht uns auch unduldsam***). „Von allen geistigen Gaben", sagt Julie Wedgwood, „ist Geduld der Seele die seltenste, und das letzte, was wir lernen, ist der Glaube an Schwierigkeiten, die wir nicht sehen".

---

*) Perthes' Leben, II, 216.

**) Lady Elisabeth Carew.

***) Franz Horner sagt in einem seiner Briefe: „Unter den eifrigsten und aufrichtigsten Freunden der Freiheit finden Sie die größten Querköpfe, Männer von einer eigenen, spießbürgerlichen Sorte Tugend, die den Keil, um ein Lieblingswort Sharpes zu gebrauchen, mit dem breiten Ende voran eintreiben und in der Politik keine Mäßigung kennen". „Franz Horners Leben und Briefwechsel", II, 133.

Das beste Gegenmittel gegen eine unduldsame Stimmung ist Vermehrung der Weisheit und der Lebenserfahrung. Ein ausgebildeter gesunder Verstand wird gewöhnlich schon hinreichen, die Menschen vor den Verwicklungen zu bewahren, in die sie durch sittliche Ungeduld leicht geraten können, denn der gesunde Verstand besteht hauptsächlich in der Gemütsstimmung, welche uns befähigt, die praktischen Geschäfte des Lebens mit Rechtssinn, Klugheit, Vorsicht und Wohlwollen zu betreiben. Darum sind gebildete und erfahrene Männer stets die nachsichtigsten und duldsamsten, während unwissende und engherzige Personen nachtragen und keine Rücksichten kennen. Männer mit einer großangelegten und edlen Natur sind nach Maßgabe ihrer praktischen Weisheit geneigt, den Fehlern und Mängeln dritter Rechnung zu tragen, die einwirkende Kraft der Umstände auf die Bildung des Charakters zu berücksichtigen und die geringe Widerstandskraft schwacher und fehlgreifender Menschen gegen Versuchung und Irrtum nicht zu vergessen. „Ich kenne keinen begangenen Fehler“, sagte Goethe, „den ich nicht auch hätte begehen können.“ In demselben Sinne sagte ein weiser und guter Mann, als er einen Verbrecher nach Tyburn führen sah: „Da geht Jonathan Bradford, um sich von Gott Verzeihung zu holen“.

Das Leben wird in einem bedeutenden Grade immer das sein, wozu wir es machen. Der Fröhliche

macht eine fröhliche Welt, der Traurige eine traurige. In der Regel sehen wir unsere eigene Stimmung aus der unserer Umgebung zurückstrahlen. Sind wir selbst zänkisch, so werden wir unsere Bekannten eben so finden, tragen wir ihnen nach und begegnen ihnen unfreundlich, so werden sie eben so gegen uns sein. Jemand, der vor nicht langer Zeit von einer Abendgesellschaft zurückkehrte, klagte einem Nachtwächter der Runde, daß ein verdächtig aussehender Mensch ihm folge: es war sein eigener Schatten. So ist es bei jedem von uns mit dem Leben; meistens ist es der Reflex unser selbst.

Wollen wir mit anderen in Frieden leben und ihre Achtung gewinnen, so müssen wir auf ihre Persönlichkeit Rücksicht nehmen. Jedermann hat seine Eigenheiten der Manier und des Charakters, wie er seine eigene Gestalt und seine eigenen Gesichtszüge hat. Im Verkehr mit ihm müssen wir diese Eigenheiten schonen, wie wir dasselbe von ihm für uns verlangen. Vielleicht kennen wir unsere Eigenheiten selbst nicht, aber sie existieren dennoch. In Südamerika giebt es ein Dorf, wo Kröpfe so gewöhnlich sind, daß ein schlanker Hals für einen Fehler gilt. Eines Tages gingen einige Engländer durch den Ort und sogleich sammelte sich die Menge, verspottete sie und rief: „Seht die Menschen da, sie haben nicht einmal Kröpfe!“

Viele Personen machen sich große Unruhe darüber, was andere Leute von ihnen und ihren Eigen-

heiten denken. Einige sind nur zu geneigt, die boshafte Seite hervorzukehren, und befürchten, weil sie nach sich selbst urteilen, das Schlimmste. Sehr häufig ist aber die Lieblosigkeit dritter, wenn sie wirklich existiert, bloß der Reflex unseres eigenen Mangels an Liebe und Nachsicht. Noch häufiger hat die Qual, die wir empfinden, ihre Quelle in unserer Einbildung. Selbst wenn die uns Nahestehenden unfreundlich über uns denken, machen wir die Sache nicht besser, wenn wir uns über sie erhitzen. Wir setzen uns dann unnötigerweise ihrer üblen Laune oder Bosheit aus. „Das Schlechte, das aus unserem Munde kommt", sagt George Herbert, „fällt häufig in unsern Busen hinein."

Der große und gute Naturforscher Faraday gab seinem Freunde Tyndall in einem Briefe einen vortrefflichen Rat, der voll praktischer Weisheit und das Resultat einer reichen Lebenserfahrung ist: „Lassen sie mich als alten Mann, der nun durch Erlebnisse gewitzigt ist, Ihnen sagen, daß ich in jüngeren Jahren die Absichten der Leute häufig falsch auslegte und mich erst später überzeugte, daß sie gar nicht so dachten, wie ich geglaubt hatte. Ich gelangte ferner zu dem allgemeinen Grundsatze, daß man etwas harthörig sein müsse, wenn man Worte höre, in denen ein Stachel zu liegen scheine, daß man aber rasch verstehen müsse, wenn sich ein freundliches Gefühl ausspreche. Die richtige Wahrheit tritt zuletzt immer

hervor, und sind unsere Gegner im Unrecht, so lassen sie sich leichter überzeugen, wenn man ihnen mit Schonung antwortet, als wenn man sie zu Boden rennen will. Ich will damit weiter nichts sagen, als daß man gegen die Resultate der Parteinahme blind sein und für guten Willen offene Augen haben muß. Man wird am glücklichsten werden, wenn man den Dingen, die zum Frieden führen, zu folgen bestrebt ist. Sie können sich kaum denken, wie oft ich mich insgeheim erbost habe, wenn man mir, wie ich glaubte, ungerecht und anmaßend entgegengetreten ist, und doch habe ich mich bemüht und hoffentlich es auch erreicht, Entgegnungen gleicher Art zurückzuhalten. Ich weiß auch, daß ich dabei nie verloren habe" *).

Als der Maler Barry in Rom war, verwickelte er sich nach seiner Gewohnheit mit Künstlern und Dilettanten in wütende Zänkereien über Gemälde und Kunsthandel. Sein Freund und Landsmann Edward Burke, der stets der edle Gönner strebsamen Talents war, schrieb ihm darüber freundlich und verständig: „Glauben Sie mir, lieber Barry, daß die Waffen, mit denen man das Übelwollen der Welt bekämpfen soll, und die Eigenschaften, durch die wir sie mit uns und uns mit ihr versöhnen müssen, Mäßigung, Milde, ein wenig Nachsicht für andere

---

*) Tyndall, „Faraday als Entdecker", S. 40.

und viel Mißtrauen gegen uns selbst sind. Das sind nicht die Eigenschaften eines gewöhnlichen Geistes, wie mancher vielleicht denkt, sondern Tugenden hoher und schöner Art, die unsere Natur adeln, indem sie zugleich zu unserer Ruhe und unserem Glück beitragen. Nichts kann einer wohlgefügten Seele unwürdiger sein, als das Leben in Zank und Streit, im Knurren und Schelten mit seiner ganzen Umgebung zu verbringen. Wir müssen mit unsersgleichen im Frieden leben, wenn nicht um ihret-, so doch um unsertwillen" *).

Niemand kannte den Wert der Selbstbeherrschung besser, als der Dichter Burns, und niemand wußte

*) Dieser Burke, der Barry einen so vortrefflichen Rat gab, war selbst hinsichtlich seines Temperaments nicht tadellos. Als er in Beaconsfield krank lag, kam Fox, von dem er sich wegen Verschiedenheit der Ansichten über die französische Revolution getrennt hatte, zum Besuch. Burke weigerte sich aber entschieden ihn zu sehen. Als Fox wieder in London war, erzählte er seinem Freunde Coke das Resultat seiner Reise, und als Coke Burkes Halsstarrigkeit beklagte, bemerkte Fox bloß gutmütig: „Laß es ruhen, Tom; ich finde immer, daß jedem Irländer ein Stück von einer Kartoffel in den Kopf geraten ist". Als Fox von Burkes bevorstehendem Tode hörte, verriet er seinen Edelmut und schrieb der Frau Burke einen höchst freundlichen und herzlichen Brief, in dem er seine Teilnahme und seinen Kummer aussprach. Nach Burkes Tod war Fox der erste, welcher beantragte, ihn mit öffentlichen Ehren in der Westminsterabtei zu bestatten, und dies geschah bloß deshalb nicht, weil Burke verlangt hatte, in Beaconsfield begraben zu werden.

sie anderen eindringlicher zu empfehlen, als er, aber wenn er sie bewähren sollte, so war er doch der schwächsten einer. Er vermochte sich das Vergnügen nicht zu versagen, auf Kosten anderer scharf und witzig zu spotten. Einer seiner Biographen sagt von ihm, man rechne nicht zu hoch, wenn man sage, daß er sich mit jedem Scherze zehn Feinde gemacht habe. Das war noch nicht alles. Der arme Burns konnte seine Gelüste nicht bezähmen und ließ ihnen freien Lauf:

> Durch manche Thorheit stellte er sich niedrig
> Und schändete den eignen Ruf.

Er besaß auch nicht die Selbstverleugnung, Gedichte, die das Entzücken der Bierbank gewesen waren, der Öffentlichkeit zu entziehen. Sie können nun immerfort in die Seelen der Jugend Befleckung hineintragen. Inderthat sagt man von Burns trotz seiner vielen herrlichen Leistungen nicht zu viel, wenn man behauptet, daß seine unsittlichen Gedichte weit mehr Schaden gestiftet haben als seine sittlichen Nutzen; und daß es vielleicht gut wäre, wenn man seine sämtlichen Schriften vernichten und vergessen könnte.

Diese Bemerkung gilt auch von Béranger, den man den französischen Burns genannt hat. Béranger hatte denselben hellen und schneidigen Geist, dieselbe Vergnügungslust, denselben Drang nach Volksbeliebtheit, und während er der französischen Eitelkeit aus

allen Kräften schmeichelte, malte er auch die Laster, welche seine Landsleute am meisten lieben, mit dem Pinsel eines Meisters, Bérangers Lieder und Thiers' Geschichte haben vielleicht das meiste dazu beigetragen, die Dynastie Bonaparte zeitweilig nach Frankreich zurückzuführen. Dies war noch das geringste Übel im Vergleich mit dem sittlichen Schaden, den Bérangers Lieder gestiftet haben, denn sie sind in allen französischen Haushaltungen zu finden und stellen Bilder von Schmutz und Laster auf, die hinreichen, ein ganzes Volk zu beschmutzen und zu vernichten.

Eines der schönsten Gedichte Burns', das er in seinem achtundzwanzigsten Jahre schrieb, heißt: „Grabschrift eines Barden". Es ist eine vorahnende Beschreibung seines eigenen Lebens. Wordsworth hat von ihm gesagt: „Hier ist ein offenes und feierliches Geständnis, eine zugleich fromme, poetische und menschliche Beichte, eine Geschichte in der Gestalt einer Weissagung". Es schließt mit den folgenden Versen:

Jetzt, Leser, merke dir von mir ein Wort:
Nimmst du im Geist zum Himmel deinen Lauf,
Gräbst du als Bäuerlein die Erde auf,
Gleichviel, sei klug, gedenke immerfort,
Daß Selbstbeherrschung ist der Weisheit Hort.

Eines der Laster, welche Burns zum Straucheln brachten, und zwar eins der schlimmsten Laster der Welt, weil es viele andere erzeugt, war die Trunk-

sucht. Er war nicht gerade ein Trunkenbold, aber er unterlag der Versuchung des Trinkens mit allen ihren üblen Folgen und erniedrigte und schändete dadurch seine ganze Natur*). Der arme Burns stand darin nicht allein, denn leider war eine ungezügelte Neigung zu geistigen Getränken in seiner Zeit, wie sie es noch heute ist, das herrschendste, beliebteste und verderblichste aller Laster.

Ließe sich ein Tyrann denken, der sein Volk zwänge, ihm den dritten Teil seines Verdienstes zu opfern und zu gleicher Zeit ein Leben zu führen, welches die Menschen vertiert, die Ruhe und den Frieden der Familie zerstört und den Samen von Krankheit und vorzeitigem Tod ausstreut, wie würde man da in Erklärungen und Versammlungen sich aussprechen! Wie beredt würde man da reden und den Geist der Freiheit anrufen, welche Anklagen würde man da gegen einen so abscheulichen und unnatürlichen Despotismus schleudern! Ein solcher Tyrann existiert ab erwirklich unter uns, der Tyrann

*) Als Curran, der irische Anwalt, 1810 Burns' bescheidene Wohnung besuchte, fand er sie in ein Wirtshaus verwandelt und den Wirt betrunken. „Dort", sagte dieser und zeigte mit einem häßlichen Gelächter auf einen Winkel neben dem Kamin, „dort ist die Stelle, wo Robert Burns geboren wurde." — „Der Genius und das Schicksal jenes Mannes", sagt Curran, „lagen mir bereits schwer auf dem Herzen, aber das rohe Lachen des betrunkenen Wirts zeigte mir den Stein, über den er gefallen war, so deutlich, daß ich mich nicht halten konnte und in Thränen ausbrach."

ungezügelter Gelüste, den keine Waffengewalt, keine Predigt, keine Gesetzgebung besiegen kann, so lange die Menschen freiwillig seine Sklaven bleiben.

Die Macht dieses Tyrannen kann bloß durch sittliche Macht, durch Selbsterziehung, Selbstachtung und Selbstbeherrschung gebrochen werden. Es giebt keinen andern Weg, dem Despotismus des Gelüstens in irgend einer seiner Formen zu widerstehen. Keine Verbesserung unserer Anstalten, keine Ausdehnung des Stimmrechts, keine Reform der Verfassung, keine Vervollkommnung unseres Schulwesens kann den Charakter eines Volkes heben, das seiner Sinnenlust nachgiebt. Die Hingabe an unedle Genüsse ist die Entwürdigung des wahren Glücks, sie untergräbt die gute Sitte, zerstört die Energie und erniedrigt die Männlichkeit und Kraft von einzelnen wie von Nationen.

Der Mut der Selbstbeherrschung zeigt sich auf vielfache Weise, aber nie deutlicher, als in einem ehrbaren Leben. Menschen ohne die Tugend der Selbstverleugnung unterliegen nicht bloß ihren eigenen schlechten Trieben, sondern befinden sich gewöhnlich auch in der Knechtschaft anderer, welche gleich ihnen denken. Was andere thun, machen sie nach. Sie müssen nach den falschen Ansichten ihrer Klasse leben, eben so viele Ausgaben wie ihre Nachbarn machen und dürfen ihre Mittel nicht zurate ziehen, da gewöhnlich alles um sie her höher hinaus will, als das Vermögen erlaubt. Einer zieht den andern

mit sich fort und keiner hat den sittlichen Mut, inne zu halten. Solche Leute können der Versuchung, vornehm zu leben, geschehe es auch auf fremde Kosten, nicht widerstehen, und allmählich werden sie gegen Schulden gleichgültig, bis sie von ihnen zu Boden gezogen werden. Darin verrät sich eine große sittliche Feigheit, Kleinherzigkeit und Mangel an männlicher Unabhängigkeit des Charakters.

Ein ehrlicher Mann wird davor zurückschrecken, mehr zu scheinen und sich für reicher auszugeben, als er ist, oder ein Leben zu führen, das ihm seine Mittel nicht erlauben. Er wird den Mut besitzen, lieber von seinem Gelde ehrlich, als von fremdem Gelde unehrlich zu leben, denn derjenige, welcher einen Aufwand über seine Einnahme hinaus macht, ist im Geiste eben so unehrlich, wie der Taschendieb.

Vielen mag diese Ansicht übertrieben vorkommen, aber sie besteht die strengste Prüfung. Wer auf fremde Kosten lebt, ist nicht bloß unehrlich, sondern auch unwahrhaft in Thaten, wie der Lügner es in Worten ist. George Herberts Ausspruch: „Die Schuldenmacher sind Lügner“, wird von der Erfahrung bestätigt. Shaftesbury sagt irgendwo, daß das Streben, etwas zu besitzen, was wir nicht haben, und etwas zu sein, was wir nicht sind, die Wurzel aller Unsittlichkeit sei*). Dem wahrhaft gefährlichen

*) Der Geistliche eines großen Gefängnisses sagt in seinem Jahresbericht von dem Resultat seiner sorgfältigen Studien der

Worte Mirabeaus: „Die kleine Moral ist die Feindin der großen“, darf man kein Gewicht beilegen. Die strenge Befolgung selbst der kleinsten Sittenregeln ist im Gegenteil die Grundlage des ganzen männlichen und edlen Charakters.

Der ehrenhafte Mann geht mit seinen Mitteln sparsam um und ist ein guter Zahler. Er will nicht reicher erscheinen, als er ist, oder durch Schuldenmacherei dem Untergange eine Rechnung eröffnen. Wie derjenige nicht arm ist, dessen Mittel gering sind, sondern derjenige, der seine Wünsche nicht zügelt, so ist derjenige reich, dessen Mittel für seine Bedürfnisse mehr als ausreichen. Als Sokrates eine große Menge von Reichtümern, Juwelen und sehr wertvollen Möbeln im Pomp durch die Straßen von Athen tragen sah, sagte er: „Nun sehe ich, nach wie vielen Dingen mich nicht verlangt“. „Ich kann alles vergeben, bloß Selbstsucht nicht“, sagte Perthes. „Selbst die dürftigsten Umstände gestatten über das mein und

Gründe der Unehrlichkeit: „Nach meinen Erfahrungen hinsichtlich der Eigentumsverbrechen, die sich auf eine lange Beobachtung des Charakters der verschiedensten Verbrecher stützen, muß ich sagen, daß gewohnheitsmäßige Unehrlichkeit weder auf Unwissenheit noch auf Trunksucht, noch auf Armut, noch auf Übervölkerung der Städte, noch auf die Versuchungen des täglichen Anblicks fremder Reichtümer, noch auf irgend eine der mittelbaren Ursachen, von denen man gewöhnlich spricht, sondern hauptsächlich auf die Neigung zurückzuführen ist, Geld mit weniger Arbeit zu verdienen, als der gewöhnliche Gewerbfleiß bedingt“.

dein groß zu denken und mit Ausnahme der allerärmsten Leute braucht keiner sein tägliches Leben mit Nahrungssorgen zu füllen, wenn er so klug ist, sich in seinem Hausstande nach seinem Einkommen zu richten."

Man kann aus höheren Gründen gegen das Geld gleichgültig sein, wie Faraday, der die Wissenschaft dem Reichtum vorzog; will man aber die Genüsse haben, die sich mit Geld erkaufen lassen, so muß man es ehrlich verdienen und nicht von dem Schweiße anderer leben, wie diejenigen thun, welche gewohnheitsmäßig Schulden machen, ohne sie bezahlen zu können. Als Maginn bereits von Schulden erdrückt war und jemand ihn fragte, was er für seinen Wein bezahle, antwortete er: „Das weiß ich nicht, aber ich glaube, der Weinhändler schreibt was in sein Buch" *).

Dieses „Ins Buch schreiben" ist der Ruin vieler schwacher Menschen geworden, welche der Versuchung nicht widerstehen können, Dinge auf Borg zu nehmen, zu deren Bezahlung ihnen augenblicklich das Geld fehlt, und es würde wahrscheinlich ein großer Segen daraus erwachsen, wenn man das Gesetz abschaffte, das den Gläubigern gestattet, Schulden, die unter gewissen Umständen entstanden sind, einzutreiben. Um sich Kunden zu verschaffen, ermutigt man das

*) S. C. Halls „Denkwürdigkeiten".

Schuldenmachen in jeder Weise, denn der Gläubiger verläßt sich darauf, daß das Gesetz ihm im äußersten Notfall helfen wird. Als Sydney Smith einmal umzog, war in den Zeitungen des Orts zu lesen, daß er ein Mann mit hohen Verbindungen sei, und von allen Seiten bewarb man sich um seine Freundschaft. Er machte aber seine neuen Nachbarn bald nüchtern. „Ich bin gar kein großer Herr", sagte er, „sondern ein einfacher, schlichter Mann, der seine Schulden bezahlt."

Hazlitt, der ein durchaus ehrlicher, wennauch ziemlich verschwenderischer Mann war, spricht von zwei Klassen von Personen, die einander sehr ähnlich seien, von Leuten, die ihr Geld nicht in der Hand behalten können, und von Leuten, welche die Hand nicht von fremdem Gelde abhalten können. Die ersteren befinden sich stets in Geldnot, denn sie werfen ihre Mark, als wenn sie ihrer los werden müßten, an den ersten Gegenstand weg, der ihnen vor die Augen kommt; die letzteren werden mit dem, was sie haben, schnell fertig und borgen dann beständig von jedem, der ihnen leihen will, bis ihr Genie im Pumpen ihnen zuletzt zum Verderben wird.

Sheridan war einer dieser Unglücklichen. In seinen Ausgaben war er ungestüm und herzlos, borgte Geld und wurde der Schuldner eines jeden, welcher ihm Vertrauen schenkte. Als er in Westminster als Kandidat auftrat, unterlag er hauptsächlich wegen

seiner vielen Schulden. „Eine Menge armer Leute", sagt Lord Palmerston in einem Briefe, „drängten sich um die Rednerbühne und verlangten ihre Rechnungen bezahlt." In allen seinen Verlegenheiten blieb Sheridan so leichten Herzens wie je und machte auf Kosten seiner Gläubiger manchen guten Scherz. Als er einmal Exekution im Hause hatte, gab er ein Mittagsessen, dem Lord Palmerston beiwohnte und bei dem die Gerichtsdiener in ihrer Amtstracht die Aufwärter machten.

So leichtsinnig Sheridan gegen seine Privatgläubiger sein mochte, war er, wenn das Geld des Staats in Betracht kam, immer ehrlich. Bei einem Mittagsessen, an dem Lord Byron teilnahm, sprach jemand über die Hartnäckigkeit, mit der die Whigs Ämter ablehnten und an ihren Grundsätzen hingen. Sogleich wendete sich Sheridan rasch um und sagte: „Mein Herr, für Mylord so und so, Graf der und der und Marquis N. N. ist es sehr leicht, mit einer Einnahme von tausenden von Pfunden, die entweder ererbtes oder durch Sinekuren oder auf Kosten des Landes erworbenes Geld sind, sich seiner Vaterlandsliebe zu rühmen und gegen Versuchungen fest zu bleiben, aber Leute dieser Art wissen nicht, welchen Verlockungen diejenigen widerstehen müssen, welche denselben Stolz, mindestens gleiche Talente und eben so starke Leidenschaften besitzen und im ganzen Laufe ihres Lebens nicht erfahren haben, was es heißt, einen

Schilling sein eigen zu nennen". Lord Byron fügt hinzu, daß Sheridan bei diesen Worten weinte*).

In jenen Tagen war der Standpunkt der öffentlichen Moral in Geldsachen ein sehr niedriger. Ein Unterschleif von Staatsgeldern galt nicht für unehrenhaft und die Parteihäupter zauderten nicht, sich durch tiefe Griffe in die Landeskassen die Anhänglichkeit ihrer Genossen zu sichern. Sie waren freigebig, aber auf Kosten anderer, und glichen jenem Dorfmagnaten, der:

Mit einem großen Brückenbau prahlte,
Dessen Kosten die Grafschaft bezahlte.

Als Lord Cornwallis zum Statthalter von Irland ernannt wurde, drang er dem Obersten Napier, dem Vater der Napiers, die Revision der Armeerechnungen auf. „Ich brauche einen ehrlichen Mann", sagte Mylord, „und diese Stelle ist die einzige, welche ich den Harpyien meiner Umgebung aus den Zähnen zu reißen imstande gewesen bin".

Wie man sagt, war Lord Chatham der erste, welcher das Beispiel gab, ohne kleine Diebereien zu regieren, und sein großer Sohn war in seiner Verwaltung eben so ehrlich. Geld in Millionen ging durch Pitts Hand, aber er selbst blieb immer arm und starb arm. In allen den hämischen Schmähschriften, die gegen ihn erschienen, wird seine Ehrlichkeit nicht ein einziges mal in Frage gezogen.

---

*) Moores „Leben Byrons", S. 182 der Oktav-Ausgabe.

In früheren Zeiten brachte manches Amt ungeheure Geldvorteile. Als Audley, der berüchtigte Stellenkäufer des sechzehnten Jahrhunderts, gefragt wurde, wie viel ein Sitz im Vormundschaftsgericht, den er eben gekauft hatte, einbringe, antwortete er: „Will der Käufer recta gen Himmel fahren, einige tausend Pfund; kommt es ihm nicht darauf an, im Fegefeuer zu sitzen, doppelt so viel; und fürchtet er sich vor dem Teufel nicht, so kann er mehr herausschlagen, als jemand zu sagen imstande ist".

Sir Walter Scott wahr ehrlich bis ins Mark hinein. Seine angestrengten und rastlosen Bemühungen, seine Schulden, oder vielmehr die des Buchhändlers, in dessen Sturz er verwickelt worden war, zu bezahlen, gehören zu den großartigsten biographischen Zügen, die man kennt. Als sein Verleger zusammenbrach, schien Walter Scott dem Untergang verfallen zu sein. Es fehlte ihm in seinem großen Unglück nicht an Teilnahme und es stellten sich Freunde ein, welche sich erboten, so viel Geld zusammenzubringen, daß er sich mit seinen Gläubigern verständigen könne. „Nein", sagte er stolz, „meine rechte Hand hier soll alles abarbeiten." — „Verliere ich auch sonst alles" *),

*) Hauptmann Basil Hall erwähnt der folgenden Unterredung mit Scott. „Es kommt mir so vor", bemerkte ich, „als ob die Leute vom Verlust des Vermögens zu viel Aufhebens machten, der doch unter den großen Lebensübeln eines der kleinsten ist und am leichtesten zu ertragen sein sollte." — „Nennen Sie

schrieb er an einen Freund, „so soll wenigstens meine Ehre unbefleckt bleiben.“ Als seine Gesundheit durch Überarbeiten bereits untergraben war, schrieb er, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, ‚wie ein Tiger fort‘, bis ihm die Feder aus der Hand fiel, und obgleich er seine ungeheuren Anstrengungen mit dem Leben bezahlte, hatte er sich doch Ehre und Selbstachtung gerettet.

Wie jedermann weiß, hat Walter Scott in seinem Ruin, unter Schmerzen und Sorgen, „Woodstock“, „Das Leben Napoleons“ (von dem er glaubte, daß es sein Tod sein werde)*), Artikel für die „Viertel-

---

das ein kleines Unglück, wenn man in seinem Vermögen zugrundegerichtet ist?“ fragte er. „Jedenfalls ist das nicht so schmerzlich, wie der Verlust von Freunden.“ — „Das bestätige ich“, antwortete er. „Und als der Verlust des Rufs.“ — „Das ist wieder wahr.“ — „Als der Verlust der Gesundheit.“ — „Ach, nun kommen Sie auf mich“, murmelte er in einem so düstern Tone, daß ich wünschte, ich hätte nicht gesprochen. „Was ist der Verlust des Vermögens gegen den Verlust der Seelenruhe?“ fuhr ich fort. „Kurz“, sagte er scherzend, „Sie wollen mir beweisen, daß nichts Schlimmes darin liegt, wenn jemand bis über die Hutschnur in Schulden steckt und sich nicht herausarbeiten kann.“ — „Ich glaube, wenn der Verschuldete ein rechtschaffener Mann ist, so kommt viel darauf an, wie die Schulden entstanden sind und welche Anstrengungen zu ihrer Abtragung gemacht werden.“ — „Das ist hoffentlich so“, sagte er freudig und fest. (Fragmente von Wanderungen und Reisen“, S. 308 f.)

*) „Diese Schlachten“, schrieb er in sein Tagebuch, „sind der Tod manches Menschen gewesen. Ich fürchte, sie sind auch der meinige.“

jahrsschrift", die „Chronik von Canongate", die „Vermischten Schriften in Prosa" und die „Erzählungen eines Großvaters" geschrieben. Die Honorare für alle diese Werke bekamen seine Gläubiger. „Jetzt kann ich wieder ruhig schlafen", schrieb er, „denn ich habe jetzt die Freude, daß meine Gläubiger mir danken, und das Bewußtsein, als ehrlicher und ehrenhafter Mann meine Pflicht gethan zu haben. Vor mir liegt ein langer, mühseliger und dunkler Pfad, aber er führt zu fleckenlosem Ruf. Sterbe ich im Joch, wie es sehr leicht geschehen kann, so sterbe ich mit Ehren. Erreiche ich mein Ziel, so habe ich den Dank aller Beteiligten und die Billigung meines Gewissens*)."

Dann folgten noch mehrere Artikel, Denkwürdigkeiten und selbst Predigten, „Das schöne Mädchen von Perth", eine vollständig durchgesehene Ausgabe seiner Romane, „Anna von Geierstein" und neue „Erzählungen eines Großvaters", bis er plötzlich vom Schlagfluß niedergeworfen wurde. Kaum hatte er aber wieder so viel Kraft erlangt, daß er die Feder halten konnte, so saß er abermals am Schreibtisch und schrieb die „Briefe über Teufelsglauben und Hexenwesen", eine einbändige Schottische Geschichte für Lardners Encyklopädie und die vierte Folge der „Briefe eines Großvaters" (in seiner Französischen Geschichte). Vergebens sagten ihm die Ärzte, daß

*) Scotts Tagebuch, 17. Dezember 1827.

er das Arbeiten aufgeben müsse; er ließ sich nicht abhalten. „Bittet man mich, nicht zu arbeiten", sagte er, „so kann Hanne eben so gut den Kessel aufs Feuer setzen und sagen: ‚Kessel, daß du mir nicht kochst'!" Dann setzte er hinzu: „Arbeite ich nicht, so werde ich verrückt".

Dank den Einnahmen, welche diese entsetzlichen Anstrengungen ihm verschafften, sah Scott seine Schulden rasch abnehmen und durfte hoffen, nach noch einigen Arbeitsjahren vollständig frei zu sein. Es sollte aber nicht sein. Mit bedeutend geschwächtem Talent schrieb er noch Werke wie den Roman „Graf Robert von Paris", als ihn ein zweiter und stärkerer Schlaganfall traf. Er fühlte jetzt, daß der Pflug dem Ende der Furche näher komme. Seine Körperkraft war dahin, er war ‚in allen Dingen nicht mehr er selbst', und doch verließen ihn sein Mut und seine Ausdauer keinen Augenblick. „Ich habe schrecklich gelitten", schrieb er in sein Tagebuch, „wennauch mehr körperlich als seelisch, und oft wünsche ich, daß ich mich niederlegen und einschlafen könnte, ohne zu erwachen. Aber ich will die Sache ausfechten, wenn ich kann."

Noch einmal erholte er sich so weit, daß er, wennauch nicht mit Meisterhand, sein „Gefährliches Schloß" schreiben konnte. Dann kam seine letzte Reise nach Italien, wo er Gesundheit und Ruhe suchte, aber in Neapel trotz aller Vorstellungen dem Dichten eines neuen Romans oblag.

Nach Abbotsford kehrte er nur zurück, um dort zu sterben. „Ich habe viel gesehen", sagte er bei seiner Rückkehr, „aber nichts, was meinem eigenen Hause gliche; ich mußte es noch einmal sehen." Einer der letzten Aussprüche, die er in einem lichten Augenblicke that, war seiner würdig. „Ich bin vielleicht der fruchtbarste Schriftsteller der Zeit gewesen", sagte er, „und es gereicht mir zum Trost, sagen zu dürfen, daß ich nie den Glauben eines Menschen erschüttert, nie die Grundsätze eines Menschen verdorben und nichts geschrieben habe, was ich auf meinem Sterbebette ausstreichen müßte."

Seine letzte Bitte an seinen Schwiegersohn war: „Lockhart, ich kann bloß noch eine Minute mit dir sprechen. Sei tugendhaft und fromm, sei ein guter Mensch. Nur das vermag dir Trost zu verleihen, wenn es zum Sterben kommt".

Lockharts Pietät war seines großen Schwiegervaters würdig. Das „Leben Scotts", das er später schrieb, beschäftigte ihn mehrere Jahre und wurde ein vortreffliches Werk. Ihm selbst brachte es keinen Geldvorteil, denn er übergab Scotts Gläubigern den ganzen Betrag des Unternehmens, um Schulden zu bezahlen, für die er durchaus nicht verantwortlich war, die er aber aus Ehrgefühl und aus Achtung vor dem Gedächtnis des berühmten Toten tilgte.

Siebentes Kapitel.

Pflicht und Wahrhaftigkeit.

Pflicht, wunderbarer Gedanke, du wirkst nicht durch Überredung oder Schmeichelei, noch auch durch Drohung, sondern einfach dadurch, daß du dein nacktes Gesetz in der Seele aufrecht hältst und dir stets Achtung, wennauch nicht immer Gehorsam erzwingst, so daß alle Begierden, wie sehr sie auch insgeheim sich auflehnen mögen, vor dir verstummen müssen. Kant.

Wie glücklich ist der freie Mann,
Der bei niemandem steht in Pflicht,
Der ehrlich denken, handeln kann
Und ohne Furcht die Wahrheit spricht.
Der Mann trägt keiner Knechtschaft Band,
Ihm macht kein Sturm, kein Scheitern Harm,
Er hat sich selbst, wennauch kein Land,
Und ist der Reichste, wennauch arm.
Wotton.

Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier. Grabschrift des Freiherrn vom Stein.

Pflicht ist eine Schuld, die jeder Mensch zu bezahlen hat, der nicht in der Gegenwart den Kredit

verlieren und in der Zukunft sittlichen Bankrott machen will. Sie ist ein Schuldschein, der bloß durch freiwillige Bemühungen und entschlossenes Eingreifen in die Angelegenheiten des Lebens eingelöst werden kann. Die Pflicht umfaßt die ganze Existenz des Menschen. Sie beginnt im Daheim, wo wir einerseits die Pflicht finden, welche die Kinder ihren Eltern schulden, und andererseits diejenige, welche die Eltern gegen die Kinder zu erfüllen haben. Dort giebt es ferner gegenseitige Pflichten des Mannes und der Frau, des Herrn und der Diener, während außerhalb des Daheims die Pflichten vorkommen, welche den Männern und Frauen als Nachbarn und Freunden, als Arbeitgeber und Arbeitnehmer, als Regierenden und Regierten obliegen.

„So gebet denn jedermann, was ihr schuldig seid“, sagt Paulus; „Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret. Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet; denn wer den andern liebet, der hat das Gesetz erfüllet.“

Die Pflicht begleitet uns mithin durchs ganze Leben, von unserm Eintritt bis zu unserm Ausgang aus demselben, als Pflicht gegen Obere, als Pflicht gegen Untergebene, als Pflicht gegen Gleichgestellte, als Pflicht gegen Menschen und als Pflicht gegen Gott. Wo immer eine Kraft zu üben oder zu leiten

ist, da ist auch eine Pflicht. Denn wir sind nichts als Diener und haben die uns anvertrauten Mittel zu unserm und anderer Besten zu verwenden.

Stetes Pflichtbewußtsein ist die wahre Krone des Charakters. Sie ist die Stütze des Menschen in seinen schwierigsten Lagen. Ohne dasselbe schwankt und fällt der Einzelne bei dem ersten Stoß des Unglücks oder der Versuchung, wogegen der Schwächste, wenn er es besitzt, stark und mutig wird. „Die Pflicht“, sagt Frau Jameson, „ist der Mörtel, der das ganze sittliche Gebäude zusammenhält. Ohne ihn giebt es auf die Dauer keine Macht, Güte, Vernunft, Wahrheit, Glückseligkeit und selbst keine Liebe, vielmehr bricht das ganze Gebäude der Existenz unter uns zusammen, und wir sitzen mitten unter Ruinen, indem wir über unsere eigene Vernichtung staunen.“

Die Pflicht gründet sich auf ein Bewußtsein der Gerechtigkeit, die von Liebe durchglüht wird und die höchste Form der Güte ist. Die Pflicht ist kein Gefühl, sondern ein das Leben durchdringender Grundsatz und zeigt sich im Betragen und im Handeln, die hauptsächlich durch das Gewissen und den freien Willen bestimmt werden.

Die Stimme des Gewissens spricht in erfüllter Pflicht, und ohne ihren regelnden und zügelnden Einfluß kann der hellste und stärkste Verstand zu einem bloßen Irrlicht werden, das auf Abwege führt. Das Gewissen bringt den Menschen auf die Füße und sein

Wille hält ihn aufrecht. Das Gewissen ist der Sittenlehrer des Herzens, der Anleiter zu rechten Handlungen, rechten Gedanken, rechtem Glauben, rechtem Leben, und bloß durch seinen beherrschenden Einfluß kann der edle und aufrichtige Charakter voll entwickelt werden.

Das Gewissen mag übrigens noch so laut sprechen, ohne energischen Willen wird es vergebens sprechen. Der Wille hat die freie Wahl zwischen dem rechten und dem falschen Wege, aber die Wahl ist nichts, wenn ihr nicht ein sofortiges und entschlossenes Handeln folgt. Ist das Pflichtgefühl stark und der Weg für unsere Thaten offen vorgezeichnet, so setzt der mutige Wille, vom Gewissen unterstützt, den Mann in den Stand, unverzagt vorzugehen und sein Ziel trotz allen Widerstandes und aller Schwierigkeiten zu erreichen. Geht er dabei unter, so hat er wenigstens die Genugthuung, daß er für die Sache der Pflicht leidet.

„Sei und bleibe arm“, sagte Heinzelmann, „während andere rings um dich durch List und Unredlichkeit reich werden; sei ohne Amt und Macht, während andere sich in die Höhe betteln; trage den Schmerz getäuschter Hoffnungen, während andere durch Schmeicheleien zum Ziel gelangen; entsage dem gnädigen Druck der Hand, den andere durch Demut und Kriecherei sich verschaffen. Hülle dich in deine Tugend und suche einen Freund und dein tägliches Brot. Bist du mit ungebleichten Ehren grau geworden, so danke Gott und stirb.“

An Männer mit hohen Grundsätzen tritt oft die Forderung heran, lieber alles zu opfern, was sie ehren und lieben, als gegen ihre Pflicht zu fehlen. Die alte englische Auffassung von diesem erhabenen Gehorsam gegen die Pflicht sprach der englische Royalist gegen seine Geliebte aus, als er für seinen König zu den Waffen griff:

Ich liebe dich, Mädchen, liebe dich heiß,
Die Ehre gilt mir mehr*).

Und Sartorius hat gesagt: „Der Mann, der einige Charakterwürde hat, darf nur mit Ehren siegen und selbst dann keine gemeinen Mittel brauchen, wenn es um sein Leben geht". Paulus erklärte sich bereit, nach Jerusalem zu gehen, selbst wenn er dort sterben müsse, wenn Pflicht und Glaube ihn dahin riefen.

Als die italienischen Fürsten in den Markgrafen von Pescara drangen, die spanische Sache zu verlassen, an die er durch seine Ehre gebunden war, erinnerte ihn seine edle Gemahlin Vittoria Colonna an seine Pflicht. Sie schrieb ihm: „Denk an Deine Ehre, die Dich über das Glück und über die Könige erhebt, denn durch sie allein und nicht durch glänzende Titel wird wahrer Ruhm erworben, den unbefleckt auf Deine Kinder zu vererben Deine Freude und Dein Stolz sein muß". Das war die würdige Ansicht, welche sie von der Ehre ihres Gatten hatte,

*) Aus Lovelaces Gedicht an Lucusta (Lucy Sacheverell): „Als ich in den Krieg ging".

und als er bei Pavia fiel, zog sie sich, obgleich sie noch jung und schön war und mancher um sie freite, in die Einsamkeit zurück, um den Verlust ihres Gatten zu beklagen und seine Thaten zu feiern*).

Wahrhaft leben heißt energisch handeln. Das Leben ist eine Schlacht, die tapfer ausgefochten sein will. Von einer hohen und ehrenhaften Entschlossenheit beseelt, muß der Mann auf seinem Posten stehen und dort im Notfall sterben. Gleich dem alten dänischen Helden muß er den Wahlspruch haben: „Edel zu wagen, stark zu wollen und auf dem Pfade der Pflicht nie zu wanken". Die Kraft des Willens, die wir besitzen, mag sie nun groß oder klein sein, ist ein Geschenk Gottes, und wir dürfen sie weder durch Nichtgebrauch umkommen lassen, noch durch Verwendung zu unedlen Zwecken verunedeln. Robertson von Brighton hat mit Recht gesagt, die wahre Größe des Mannes bestehe nicht darin, daß er sein Vergnügen oder Ruhm oder Beförderung suche, sondern daß er seine Pflicht thue.

Unentschlossenheit, Unentschiedenheit und Schwäche des Vorsatzes stehen der Erfüllung der Pflicht am meisten entgegen. Das Gewissen und die Erkenntnis des Guten und Bösen befinden sich auf der einen Seite, Trägheit, Selbstsucht, Vergnügungslust und Leiden-

---

*) Außer anderen genialen Männern haben ihr Ariost und Michel Angelo ihre Dienste und ihre Muße geweiht.

schaft auf der andern. Der schwache und unausgebildete Wille mag eine zeitlang zwischen diesen Einflüssen schwanken, schließlich neigt sich die Wagschale auf die eine oder die andere Seite, wenn der Wille zum Handeln werden soll, oder auch aus anderer Veranlassung. Kann der Mensch unthätig bleiben, so wird der gemeine Einfluß der Selbstsucht oder der Leidenschaft vorherrschen, und dann entsagt er seiner Mannheit, verliert seine Selbständigkeit, sinkt im Charakter und wird der bloße gehorsame Sklave seiner Sinne.

Darum ist die Kraft, seinen Willen zu gewöhnen, daß er den Geboten des Gewissens gehorche und den Einwirkungen der niedrigern Natur widerstehe, für die sittliche Zucht von wesentlicher Bedeutung und für die Entwickelung des Charakters in den besten Formen desselben unbedingt notwendig. Ehe man die Gewohnheit erlangt, recht zu handeln, bösen Neigungen zu widerstehen, sinnliche Triebe zu bekämpfen und die angeborene Selbstsucht zu überwinden, hat man vielleicht eine lange Übung nötig, aber hat man die Übung der Pflicht einmal erlernt, so wird sie zur Gewohnheit und ist nun verhältnismäßig leicht.

Der ist ein tapferer und guter Mann, der durch die entschlossene Ausübung seines freien Willens sich so geschult hat, daß ihm die Tugend zur Gewohnheit geworden ist, wie derjenige der schlechte Mann ist, der seinen freien Willen hat in Unthätigkeit sinken,

seinen Begierden und Leidenschaften die Zügel schießen lassen und dadurch die Gewohnheit des Lasters angenommen hat, die ihn zuletzt wie mit eisernen Ketten fesselt.

Stark in Vorsätzen kann der Mensch bloß durch die Thätigkeit seines freien Willens werden. Will er aufrecht stehen, so muß er sich selbst anstrengen, denn durch die Hülfe anderer kann er nicht gestützt werden. Er ist Herr seiner selbst und seiner Handlungen. Er kann die Falschheit vermeiden und wahr sein, er kann die Sinnenlust fliehen und enthaltsam sein, er kann sich von grausamen Handlungen fernhalten und wohlwollend und versöhnlich sein. Dies alles liegt im Kreise seiner persönlichen Anstrengungen und gehört zum Bereich der Selbstzucht. Von den Menschen selbst hängt es ab, ob sie in diesen Beziehungen frei, rein und gut, oder knechtisch, unrein und elend werden.

Unter Epictets weisen Aussprüchen finden wir den folgenden: „Wir wählen unsere Rolle im Leben nicht und haben mit ihr an sich nichts zu thun; unsere Pflicht ist einfach die, sie gut zu spielen. Der Sklave kann so frei wie der Konsul sein, und Freiheit ist das höchste Gut, das alle anderen Güter überragt, neben dem alle anderen unbedeutend erscheinen, dessen Besitz alle anderen unnötig macht, und ohne das alle anderen unmöglich sind. Du mußt den Menschen lehren, daß das Glück nicht da

liegt, wo es die Menschen in ihrer Blindheit und Erbärmlichkeit suchen. Es liegt nicht in der Stärke, denn Myro und Ofellius waren nicht glücklich; nicht im Reichtum, denn Crösus war nicht glücklich; nicht in der Macht, denn die Konsuln waren nicht glücklich, und nicht in diesem allen zusammen, denn Nero, Sardanapal und Agamemnon seufzten, weinten und rauften sich die Haare und waren die Sklaven der Umstände und die Genarrten des Scheins. Es liegt in dir selbst, in der wahren Freiheit, in der Abwesenheit oder Besiegung jeder unedlen Furcht, in vollkommener Selbstbeherrschung, in der Macht der Zufriedenheit und des Friedens, endlich in dem ruhigen Dahinstreben des Lebens durch Armut, Verbannung, Krankheit und das Thal der Todesschatten *)".

*) S. Farrars vortreffliches Buch: „Die Gottessucher" (in der Sonntagsbibliothek). Er sagt dort: „Epictet war kein Christ. In seinen Werken spricht er nur einmal von den Christen, um ihnen den Schimpfnamen von Galiläern zu geben und von ihnen zu sagen, daß ihre Unempfindlichkeit in peinlichen Lagen und ihre Gleichgültigkeit gegen weltliche Interessen bloße Gewohnheiten seien. Leider war es diesen heidnischen Philosophen nicht beschieden, zu erfahren, was wahres Christentum sei. Sie hielten es für einen Versuch, die Resultate der Philosophie nachzuahmen, ohne zuvor durch die nötige Schule gegangen zu sein. Sie betrachteten es mit Argwohn und behandelten es mit Ungerechtigkeit. Und doch würden sie im Christentum, und nur in diesem, ein Ideal gefunden haben, das über ihre höchsten Erwartungen hinausging".

Das Pflichtgefühl wird selbst für den mutigen Mann zu einer Stärkung. Es erhält ihn aufrecht und verleiht ihm Kraft. Pompejus that einen edlen Ausspruch, als seine Freunde ihm abrieten, sich in einem Sturm nach Rom einzuschiffen, weil sein Leben in große Gefahr gerate. „Es ist nötig, daß ich gehe", sagte er, „daß ich lebe, ist nicht nötig." Er that das, was recht war, im Angesicht der Gefahr und dem Sturm zum Trotz.

Wie sich von dem großen Washington erwarten ließ, war der Geist der Pflicht die große Triebkraft seines Lebens. Es war das königliche und herrschende Element seines Charakters, welches diesem Einigkeit, Zusammenhang und Kraft verlieh. Wenn er seine Pflicht klar erkannte, so erfüllte er sie auf jede Gefahr hin und mit unbeugsamer Ehrlichkeit. Er dachte nicht an den Effekt, nicht an den Ruhm und dessen Süßigkeiten, sondern nur daran, wie er auf die beste Weise das Rechte thun könne.

Washington hatte trotzdem von sich selbst die bescheidenste Meinung, und als man ihm den Oberbefehl über das amerikanische Heer antrug, wollte er ihn nicht annehmen, und er mußte ihm aufgezwungen werden. Als er im Kongreß seinen Dank für die Ehre aussprach, daß man ihm ein so wichtiges Amt übertrage, von dessen Verwaltung die Zukunft des Vaterlandes in hohem Grad abhing, sagte er: „Sollte ein unglückliches Ereignis eintreten und

meinem Rufe schaden, so bitte ich dessen eingedenk zu sein, was ich heute mit der größten Aufrichtigkeit erkläre, daß ich mich der Stelle, mit der man mich beehrt, nicht gewachsen fühle".

Als er seiner Frau seine Ernennung mitteilte, schrieb er: „Ich habe alles, was in meiner Macht stand, gethan, um diese Ehre abzuweisen, nicht bloß, weil ich mich von Dir und der Familie ungern trenne, sondern auch wegen des Bewußtseins, daß die Aufgabe für mich zu groß ist. In unserm Hause würde ich bei Dir in einem Monat mehr wahres Glück empfinden, als ich draußen im entferntesten zu erwarten habe, wenn ich siebenmal sieben Jahre fortbleibe. Doch ist es eine Art von Schicksal, die mir diesen Dienst auferlegt, und so hoffe ich, daß ich zu etwas Gutem ausersehen bin. Es stand gänzlich außer meiner Macht, meine Ernennung abzulehnen, ohne mich einem Tadel auszusetzen, der mir selbst Unehre und meinen Freunden Schmerzen gebracht haben würde. Das wäre Dir nicht angenehm gewesen und würde mich in meiner eigenen Achtung tief herabgesetzt haben" *).

Washington setzte seinen aufrechten Gang durchs Leben fort, ohne als Oberbefehlshaber und später als Präsident auf dem Pfade der Pflicht jemals zu straucheln. Auf die Volksmeinung legte er keinen

*) Sparks „Leben Washingtons", S. 141 f.

Wert und hielt unter Lob und Tadel, oft unter Gefahr für seine Macht und seinen Einfluß an seinen Ansichten fest. Als es sich einmal um die Bestätigung eines Vertrags handelte, den Jay mit England abgeschlossen hatte, wurde Washington gedrängt, sie zu verweigern. Aber seine und die Ehre seines Vaterlandes stand auf dem Spiel und er weigerte sich deshalb. Es erhob sich gegen den Vertrag ein großes Geschrei und Washington war eine zeitlang so unbeliebt, daß der Pöbel mit Steinen nach ihm geworfen haben soll. Nichtsdestoweniger hielt er es für seine Pflicht, den Vertrag zu bestätigen und er brachte seinen Entschluß trotz der von allen Seiten einlaufenden Vorstellungen und Bittschriften zur Ausführung. Seinen Gegnern antwortete er: „Obgleich ich für die vielen Beweise von Anerkennung, die mein Vaterland mir gegeben hat, die lebhafteste Dankbarkeit empfinde, glaube ich sie doch nur dann zu verdienen, wenn ich der Vorschrift meines Gewissens folge“.

Für Wellington war wie für Washington die Pflicht zum Wahlspruch geworden und niemand war ihr treuer als er*). „Auf dieser Welt“, sagte er

*) Wie Washington hatte auch Wellington seine Anhänglichkeit an die Sache, die er für die rechte hielt, mit dem Verlust seiner Volksbeliebtheit zu büßen. Man verhöhnte ihn in den Straßen von London und warf ihm die Fenster ein, obgleich die

einmal, „giebt es wenig oder nichts, dessetwegen zu leben der Mühe wert ist, aber geradeaus gehen und unsere Pflicht thun können wir alle.“ Die Pflicht des Gehorsams und des freiwilligen Dienstes erkannte niemand freudiger an, als er, denn wer andere weise beherrschen will, der muß erst treu zu dienen verstehen. Dem weisen Manne ziemt kein Wahlspruch besser, als: „Ich diene“, und auch der dient, der steht und wartet.

Als dem Herzog mitgeteilt wurde, daß ein Offizier unzufrieden sei, weil man ihm eine Stelle angewiesen habe, die er für seinen Verdiensten nicht angemessen halte, sagte er: „Im Laufe meiner militärischen Laufbahn habe ich erst eine Brigade und dann mein Regiment, später wieder ein Heer und darauf wieder eine Brigade oder Division befehligt, wie man mir vorschrieb und ohne mich zurückgesetzt zu glauben“.

Als er in Portugal das verbündete Heer führte, erschien ihm das Benehmen der einheimischen Bevölkerung weder schicklich, noch patriotisch. „Wir haben Begeisterung im Überfluß“, sagte er, „und auch Hochrufen im Überfluß. Wir haben patriotische Lieder und Feste. Was uns aber fehlt, ist, daß jeder auf seiner Stelle treu seine Pflicht thut und der gesetzlichen Behörde unbedingt gehorcht.“

Leiche seiner Frau im Hause lag. Eben so wurde Walter Scott in Hawick vom ‚Volke‘ unter dem Geschrei: „Hängt den Kerl!“ mit Kot beworfen.

Das Ideal der Pflicht schien für Wellington der herrschende Grundsatz zu sein. Er nahm in seiner Seele stets die erste Stelle ein und leitete alle öffentlichen Handlungen seines Lebens. Natürlich teilte es sich allen unter ihm Stehenden mit und sie dienten ihm in dem gleichen Geiste. Als er bei Waterloo in ein Quarré hineinritt und die stark gelichteten Reihen sich aneinanderschlossen, um einen Angriff der französischen Reiter zurückzuweisen, sagte er zu den Leuten: „Steht fest, Bursche, denkt daran, was man in England von uns sagen wird". Worauf dann die Leute antworteten: „Fürchten Sie nichts, wir kennen unsere Pflicht".

Auch in Nelsons Seele war die Pflicht der vorherrschende Gedanke; der Geist, in dem er seinem Vaterlande diente, sprach sich in seinem berühmten Tagesbefehl aus: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht thut". Er signalisierte ihn der Flotte, ehe die Schlacht von Trafalgar begann, und als er starb, waren seine letzten Worte: „Ich habe meine Pflicht gethan, und danke Gott dafür".

Nelsons Waffengefährte und Freund, der tapfere, verständige, einfache Collingwood, der, als sein Schiff in die große Seeschlacht hineinfuhr, zu seinem Flaggenkapitän sagte: „Jetzt gehen unsere Frauen in England gerade zur Kirche", — auch Collingwood war gleich seinem Vorgesetzten ein glühender Verehrer der Pflicht. „Thun Sie Ihre Pflicht nach besten Kräften", war

die Lehre, die er jedem jungen Mann, der seine Lebensreise antrat, einschärfte. Einem Seekadetten gab er einmal den mannhaften und verständigen Rat:

„Verlassen Sie sich darauf, es steht mehr bei Ihnen, als bei irgend einem andern, für Ihre Beförderung zu sorgen. Eine strenge und unablässige Beachtung Ihrer Pflicht und ein gefälliges, nachgiebiges Benehmen nicht bloß gegen Ihre Oberen, sondern gegen jedermann verschafft Ihnen Achtung und die Belohnung bleibt gewiß nicht aus. Sollte dies aber doch der Fall sein, so haben Sie zu viel gesunden Verstand, um in Unzufriedenheit zu versauern. Hüten Sie sich sorglich davor, daß man Ihnen Ihre Verstimmung anmerke. Ihren Freunden bereiten Sie dadurch Kummer, Ihren Nebenbuhlern einen Triumph und stiften nichts Gutes. Benehmen Sie sich so, daß Sie das Beste verdienen, das Ihnen werden kann, und das Bewußtsein Ihrer tüchtigen Führung wird Sie bei guter Laune erhalten, wenn jenes Ihnen auch nicht wird. Ihr Ehrgeiz sei, bei jeder Pflichterfüllung voran zu sein. Wenn Sie auf die Reihenfolge kein besonderes Gewicht legen, sondern immer zu allem bereit sind, so müßten Ihre Offiziere sehr unaufmerksam sein, wenn sie anderen gestatteten, Ihnen mehr Pflichten aufzuerlegen, als sie sollen".

Dieser Gehorsam gegen die Gebote der Pflicht soll der englischen Nation eigentümlich sein und hat jedenfalls unsere größten öffentlichen Männer mehr

oder weniger charakterisiert. Wahrscheinlich ist nie der Admiral einer andern Nation mit einem solchen Signal in die Schlacht gesegelt, als es bei Trafalgar von Nelsons Mast wehte. Nicht „Ruhm", „Sieg", „Ehre" oder „Vaterland" lautete es, sondern einfach „Pflicht". Wie selten sind die Nationen, die sich unter einem solchen Schlachtruf um ihre Fahne scharen!

Kurz nach dem Schiffbruch des ‚Birkenhead' vor der Küste von Afrika, bei dem die Offiziere und Mannschaften Freudenschüsse abfeuerten, als sie die Frauen und Kinder in den Booten glücklich untergebracht sahen, berührte Robertson von Brighton diesen Umstand in einem Briefe: „Ja, Herzensgüte, Pflichtgefühl und Aufopferung sind die Eigenschaften, welche England schmücken. Dann und wann begaffen und bewundern wir gleich einem plumpen Bauern irgend etwas anderes, einen Eisenbahnkönig, die Elektrobiologie und irgend einen andern Schwindel, aber nichts kann das große alte englische Herz lange und allgemein bis in seine innersten Tiefen aufregen, ausgenommen das Recht. Mutter Britannien legt ihren Shawl ziemlich geschmacklos um sich und ist im Konzertsaal so wenig zuhause, daß sie eine schwedische Nachtigal kaum von einer Saatkrähe zu unterscheiden weiß, aber — möge dieser Segen lange und voll auf ihr ruhen! — sie versteht ihre Söhne zu erziehen, daß sie zwischen Haifischen und brandenden

Wogen als Männer versinken, ohne Parade, ohne Prahlerei, als wäre die Pflicht das natürlichste Ding von der Welt, und nie hält sie einen Schauspieler für einen Helden oder einen Helden für einen Schauspieler"*).

Dieser, ein ganzes Volk durchdringende Geist der Pflicht ist ein großes Ding, und so lange er sich erhält, braucht man nicht an der Zukunft zu verzweifeln. Wenn er aber verschwindet, oder abgestumpft und durch Durst nach Lebensgenuß, oder selbstsüchtiger Vergrößerung, oder „Ruhm" verdrängt wird, dann wehe der Nation, denn ihre Auflösung steht nahe bevor.

Wenn es einen Punkt giebt, den alle unterrichteten Beobachter als die hauptsächlichste Ursache des kläglichen Zusammenbrechens der französischen Nation in jüngster Zeit betrachten, so ist es der gänzliche Mangel an Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit, den man nicht bloß bei der Menge, sondern auch bei den Führern der Franzosen bemerkt hat. Das unverdächtige Zeugnis, das Baron Stoffel, Frankreichs Militärbevollmächtigter in Berlin, vor dem letzten Kriege abgelegt hat, ist in dieser Beziehung entscheidend. In den Tuilerieen hat man einen seiner geheimen Berichte an den Kaiser aufgefunden, der im August 1869, also ein Jahr vor dem Ausbruche jenes Krieges, geschrieben worden ist. In diesem Schreiben weist Baron Stoffel darauf hin, daß das

*) „Robertsons Leben und Briefe", II, 157.

hochgebildete und gutgeschulte deutsche Volk von einem glühenden Pflichtgefühl durchdrungen sei und es nicht für unter seiner Würde halte, das Edle und Erhabene aufrichtig zu verehren, wogegen Frankreich in jeder Beziehung einen traurigen Gegensatz bilde; hier habe das Volk, nachdem ihm alles und jedes längst zum Spott geworden war, die Fähigkeit verloren, noch irgendetwas zu achten, und Tugend, Familienleben, Vaterlandsliebe, Ehre und Religion würden einem frivolen Geschlecht bloß noch als Gegenstände des Gelächters dargestellt *). Wie schreck=

---

*) Wir wählen aus diesem merkwürdigen Berichte Stoffels die folgenden Stellen aus, da sie ein mehr als vorübergehendes Interesse darbieten:

„Wer hat hier (in Berlin) gelebt und wird leugnen wollen, daß die Preußen energisch, patriotisch sind und von jugendlicher Kraft überschäumen, daß sie sich nicht durch sinnliche Genüsse entnervt haben, sondern männlich sind, eine ernste Überzeugung in sich tragen und es nicht unter ihrer Würde halten, das Edle und Erhabene aufrichtig zu verehren? Welch einen traurigen Gegensatz bietet Frankreich in diesem allen dar! Nachdem es alles verhöhnt, hat es die Fähigkeit verloren, noch etwas zu verehren. Tugend, Familienleben, Vaterlandsliebe, Ehre und Religion werden einem frivolen Geschlecht als Gegenstände des Gelächters dargestellt. Die Theater sind Schulen der Schamlosigkeit und der Sittenlosigkeit geworden. Tropfen auf Tropfen ist das Gift einer entnervten Gesellschaft bis aufs Mark gedrungen, welche nicht mehr die Einsicht und die Kraft besitzt, ihre Einrichtungen zu verbessern, oder — und das wäre der richtigste Schritt, der gethan werden muß — besser unterrichtet und sittlicher zu werden. Die

lich ist Frankreich für seine Versündigungen gegen Wahrheit und Pflicht gezüchtigt worden.

---

schönen Eigenschaften der Nation sterben eine nach der andern ab. Wo ist unser Edelmut, unsere Treue, unser anmutiger Witz und unsere frühere Seelengröße? Wenn es so weiter geht, so kommt noch die Zeit, wo das edle französische Volk bloß wegen seiner Fehler genannt wird. Frankreich hat keine Ahnung davon, daß ernstere Völker, während es sinkt, ihm um einen Marsch zuvorkommen, es auf der Bahn des Fortschritts überholen und zu einer zweiten Stellung in der Welt herabdrücken wollen.

„Ich fürchte, daß diese Ansichten in Frankreich nicht gefallen werden. So richtig sie sind, weichen sie zu sehr von dem ab, was man in der Heimat sagen und behaupten hört. Ich wünschte, daß einige unterrichtete und unparteiische Franzosen nach Preußen kämen und dieses Land zu ihrem Studium machten. Sie würden bald entdecken, daß sie unter einem starken, ernsten und intelligenten Volke lebten, dem allerdings alle edlen und zarten Gefühle, wie alle bezaubernden Reize gänzlich fehlen, das aber mit jeder soliden Tugend ausgestattet ist und sich eben so sehr durch unermüdlichen Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit, wie durch Vaterlandsliebe, ein starkes Pflichtgefühl und ein Bewußtsein persönlicher Würde auszeichnet, welches mit Achtung vor der Obrigkeit und Gehorsam gegen das Gesetz glücklich gemischt ist. Sie würden ein Land sehen, das feste, gesunde und sittliche Einrichtungen besitzt und dessen höhere Klassen ihres Ranges würdig sind, da sie einen ungewöhnlichen Grad von Bildung haben, sich dem Staatsdienste widmen, ein Beispiel von Vaterlandsliebe geben und den ihnen von rechtswegen gebührenden Einfluß zu bewahren wissen. Sie würden einen Staat mit einer ausgezeichneten Verwaltung finden, in dem jedes an seiner richtigen Stelle steht und wo in jedem Zweige des gesellschaftlichen und politischen Systems die bewunderungswürdigste Ordnung herrscht. Preußen läßt sich einem

Es gab aber eine Zeit, in der Frankreich viele große, von Pflichtgefühl beseelte Männer besaß, die allerdings sämtlich einer ziemlich entfernten Ver-

---

massigen Gebäude mit großartigen Verhältnissen und staunenswerter Festigkeit vergleichen, das, wenn es auch nichts hat, was das Auge freut und zum Herzen spricht, uns durch seine tadellose Symmetrie imponiert, die sich in seinen breiten Grundlagen eben so bemerklich macht, wie in seinem starken und wetterfesten Dache.

„Und was ist Frankreich? Was ist die französische Gesellschaft vom heutigen Tage? Ein Durcheinander unordentlicher Elemente, die alle durcheinandergemischt und aufeinandergetürmt sind, ein Land, in dem jeder das Recht beansprucht, den höchsten Posten zu bekleiden, wo aber wenige daran denken, daß jeder, welcher in einer verantwortlichen Stellung Verwendung findet, einen wohlgeordneten Geist haben, streng sittlich sein, einige Kenntnis von der Welt und gewisse Geistesgaben besitzen muß, ein Land, wo die Inhaber der höchsten Stellen häufig unwissende und ungebildete Personen sind, die sich irgend eines besondern Talents rühmen oder keine anderen Ansprüche besitzen, als ihren Rang in der Gesellschaft und eine gewisse Geschmeidigkeit und Gewandtheit. Was für ein verderblicher und entwürdigender Zustand der Dinge ist das! Und wie natürlich ist es, daß Frankreich, so lange er dauert, mit Menschen ohne eine Stellung und einen Beruf erfüllt ist, die nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen, aber deshalb um so aufgelegter sind, jeden, welcher das weiß, zu beneiden und zu verlästern.

„Die Franzosen besitzen die Eigenschaften, welche nötig sind, um die allgemeine Dienstpflicht annehmbar und nützlich zu machen, in keinem besonders hohen Grade. Eingebildet und selbstsüchtig, wie sie sind, werden sie eine Neuerung zurückweisen, deren stärkende Wirkung sie nicht zu begreifen imstande sind, und die nicht ohne Tugenden durchgeführt werden kann, welche sie nicht besitzen,

gangenheit angehören. Das Geschlecht der Bayard, Duguesclin, Coligny, Duquesne, Turenne, Colbert und Sully scheint ausgestorben zu sein und keine Nachkommen hinterlassen zu haben. Gelegentlich ist in neueren Zeiten ein großer Franzose aufgetreten und hat das Feldgeschrei: „Pflicht!“ erhoben, aber es ist die Stimme des Predigers in der Wüste gewesen. Von diesem Schlage war Tocqueville, aber gleich allen Männern seiner Art wurde er gerichtet, eingekerkert und aus dem öffentlichen Leben vertrieben. An seinen Freund Kergorlay schrieb er einmal: „Gleich Ihnen werde ich immer mehr der Glückseligkeit bewußt, die in der Erfüllung der Pflicht liegt. Ich halte sie für die höchste und realste. In der Welt giebt es bloß Einen großen Gegenstand, der unserer Anstrengungen wert ist: das Wohl der Menschheit“ *).

---

nicht ohne Selbstverleugnung, gewissenhafte Befolgung der Pflicht und Bereitwilligkeit, die persönlichen Interessen den höheren Forderungen des Vaterlandes zu opfern. Wie der Charakter der einzelnen bloß durch Erfahrung gebessert wird, so bedürfen die meisten Nationen einer Züchtigung, ehe sie an die Neuordnung ihrer politischen Einrichtungen gehen. Preußen brauchte ein Jena, um zu dem starken und gesunden Lande zu werden, das es ist.“

*) Selbst durch Tocquevilles wohlwollende Natur zog sich übrigens ein Element der Ungeduld. In demselben Briefe, dem wir oben eine Stelle entnahmen, sagt er: „Einige suchen den Menschen zu nützen, obgleich sie sie verachten, andere, weil sie sie lieben. In den Diensten, welche die ersteren leisten, liegt immer etwas Unvollkommenes, Rauhes und Verächtliches, das weder

Obgleich Frankreich seit der Regierung Ludwigs XIV. unter den europäischen Nationen der Geist der Unruhe gewesen ist, hat es doch von Zeit zu Zeit ehrliche und treue Männer gegeben, welche ihre Stimme gegen den unbändigen kriegerischen Sinn der Nation erhoben und ein Evangelium des Friedens nicht bloß gepredigt, sondern auch einzuführen versucht haben. Der mutigste derselben war der Abbé de St. Pierre. Er hatte sogar die Kühnheit, die Kriege Ludwigs XIV. zu tadeln, ja diesem Monarchen jedes Recht auf den Beinamen des Großen abzusprechen, und wurde deshalb aus der Akademie ausgestoßen. Der Abbé war ein begeisterter Redner für den ewigen Frieden, wie es heute irgend ein Mitglied der Gesellschaft der Freunde nur sein kann. Wie Joseph Sturge nach Petersburg ging, um den Kaiser von Rußland zu seinen Ansichten zu bekehren, so ging der Abbé nach Utrecht, um den dort tagenden Kongreß für seinen Plan eines Schiedsgerichts zur Sicherung eines ewigen Friedens zu gewinnen. Natürlich erklärte man ihn für einen Schwärmer und der Kardinal

---

Vertrauen noch Dankbarkeit einflößt. Ich möchte gern zu der zweiten Klasse gehören, aber oft kann ich es nicht. Ich liebe die Menschen im allgemeinen, aber häufig stoße ich auf Individuen, deren Gemeinheit mich empört. Täglich kämpfe ich gegen eine allgemeine Verachtung meiner Mitmenschen". „Tocquevilles Denkwürdigkeiten und litterarischer Nachlaß", I, 313. Der Brief an Kergorlay ist vom 13. November 1833.

Dubois bezeichnete seinen Gedanken als den „Traum eines ehrlichen Mannes“. Der Abbé fand diesen Traum aber in der Bibel und wie hätte er den Geist des Herrn, dem er diente, besser bewähren können als durch Bemühungen, den Schrecken und Abscheulichkeiten des Krieges ein Ende zu machen? Der Kongreß war eine Versammlung von Männern, welche christliche Staaten vertraten, und der Abbé forderte sie einfach auf, nach den Lehren, zu denen sie sich bekannten, zu handeln. Es war unnütz; die Monarchen und ihre Gesandten hatten für ihn taube Ohren.

Der Abbé de St. Pierre lebte um einige Jahrhunderte zu früh. Er wollte seine Idee aber nicht verloren gehen lassen und veröffentlichte 1713 seinen „Plan eines ewigen Friedens“. Er beantragte die Bildung eines europäischen Reichstags oder Senats, aus Abgeordneten aller Nationen bestehend, dem die Fürsten, bevor sie zu den Waffen griffen, ihre Beschwerden vorlegen und um Abhülfe bitten müßten. Als Volney achtzig Jahre später über diesen Plan schrieb, fragte er: „Was ist ein Volk? Ein Einzelwesen einer allgemeinen Gesellschaft. Was ist ein Krieg? Ein Duell zwischen zwei solchen Einzelwesen. Wie soll sich eine Gesellschaft benehmen, wenn zwei ihrer Mitglieder fechten? Sie soll dazwischentreten und sie versöhnen oder aus einander reißen. In den Tagen des Abbé de St. Pierre wurde das als ein Traum behandelt, heute aber beginnt es sich zu verwirklichen“. Wie

schlecht prophezeiete Volney! Die nächsten zwanzig Jahre nach dem Tage, als Volney diese Worte schrieb, wurden von Frankreich durch die verheerendsten und wütendsten Kriege bezeichnet, welche die Welt jemals gesehen hatte.

Der Abbé war übrigens kein bloßer Träumer. Er war ein thätiger, praktischer Menschenfreund und gab den ersten Anstoß zu vielen gesellschaftlichen Verbesserungen, welche seitdem allgemeine Annahme gefunden haben. Er gründete die ersten Gewerbeschulen für arme Kinder, wo diesen nicht bloß ein guter Unterricht, sondern auch Unterweisung in irgend einer nützlichen Arbeit erteilt wurde, durch die sie später als Männer ihr ehrliches Brot verdienen konnten. Er sprach für die Durchsicht und Vereinfachung der ganzen Gesetzsammlung, also für eine Idee, welche Napoleon I. später ausgeführt hat. Er schrieb gegen das Duell, den Luxus, das Spiel, das Mönchswesen und erinnerte an Segrais' Ausspruch, „die Manie für ein Klosterleben sei die Pockenkrankheit der Seele". Er verwendete sein ganzes Einkommen auf gute Werke, gab aber kein Almosen, sondern half armen Kindern, Männern und Frauen so, daß sie sich selbst helfen konnten. Sein Zweck war stets, denjenigen, welche er unterstützte, eine dauernde Wohlthat zu verschaffen. Seiner Wahrheitsliebe und Freimütigkeit blieb er bis zum letzten Augenblicke treu. Im Alter von achtzig Jahren

sagte er: „Ist das Leben eine Lotterie des Glücks, so habe ich das große Los gezogen". Als er auf dem Totenbette lag und Voltaire ihn fragte, wie ihm sei, antwortete er: „Als ob ich eine Reise aufs Land antreten wollte". In dieser friedlichen Seelenstimmung starb er. Weil er sich über die Sittenverderbnis der hohen Beamten so stark ausgesprochen hatte, durfte ihm Maupertuis, sein Nachfolger in der Akademie, keine Lobrede halten, und erst dreißig Jahre nach seinem Tode ehrte d'Alembert sein Gedächtnis auf diese Weise. Man gab dem guten, die Wahrheit liebenden und sie sprechenden Abbé die wahre und rührende Grabschrift: „Er hat viel geliebt!"

Die Pflicht ist mit Wahrhaftigkeit des Charakters eng verbunden und der pflichteifrige Mann ist vor allen Dingen wahr in seinen Worten wie in seinen Handlungen. Er sagt und thut das Rechte auf die rechte Weise und zur rechten Zeit.

Es giebt unter den Aussprüchen Lord Chesterfields wahrscheinlich keinen, dem männlich gesinnte Männer einen größern Beifall schenken werden, als den, daß die Wahrheit den Erfolg des feinen Mannes ausmache. Clarendon sagt von Falkland, einem der edelsten und reinsten Edelleute seiner Zeit, „er sei ein so eifriger Verehrer der Wahrheit gewesen, daß er sich eine Verstellung eben so wenig erlaubt haben würde, wie einen Diebstahl".

Es war wohl das Schönste, was Frau Hutchinson von ihrem Gatten sagen konnte, daß er ein durchaus wahrhafter und zuverlässiger Mann sei. „Er erbot sich nie zu etwas“, sind ihre Worte, „was er nicht auszuführen beabsichtigte, versprach nie, was über seine Kräfte ging, und verfehlte nie zu thun, was er vollführen konnte.“

Wellington war ein aufrichtiger Bewunderer der Wahrheit. Wir wollen ein Beispiel vorführen. Als er von Taubheit geschlagen wurde, zog er einen berühmten Ohrenarzt zurate, der, nachdem er alle Heilmittel ohne Erfolg versucht hatte, den letzten Versuch machte, dem Kranken eine starke Auflösung eines Ätzstoffes in das Ohr zu spritzen. Dieser verursachte die stärksten Schmerzen, aber der Leidende ertrug sie mit gewohntem Gleichmut. Als der Hausarzt eines Tages gelegentlich vorsprach, hatte der Herzog rote Backen und mit Blut unterlaufene Augen und schwankte, als er aufstand, wie ein Betrunkener. Der Arzt bat um die Erlaubnis, ihm ins Ohr blicken zu dürfen, und fand eine schreckliche Entzündung, die, wenn man ihr nicht auf der Stelle Einhalt that, bald das Gehirn erreichen und den Tod herbeiführen mußte. Sogleich wurden starke Mittel angewendet und die Entzündung gemildert. Das Gehör wurde aber in diesem Ohr vollständig zerstört. Als der Ohrenarzt von der Gefahr hörte, der er den Kranken durch seinen Ätzstoff ausgesetzt

hatte, eilte er zu ihm, um seine Beschämung und seinen Kummer auszusprechen. Der Herzog sagte bloß: „Verlieren Sie kein Wort weiter, Sie haben ja nach bester Einsicht gehandelt“. Es wäre sein Untergang, fuhr jener fort, wenn die Welt erführe, daß er Sr. Durchlaucht so viel Schmerzen und Gefahr bereitet habe. „Es braucht ja niemand davon zu wissen; schweigen Sie nur selbst, und seien Sie überzeugt, daß ich gegen niemand ein Wort äußere.“ „Dann erlauben mir Ew. Durchlaucht wohl, daß ich meine Besuche fortsetze, damit die Welt sieht, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht entzogen haben?“ „Nein“, antwortete der Herzog freundlich, aber fest, „das kann ich nicht, denn das wäre eine Lüge.“ Er wollte eben so wenig unwahr handeln, wie unwahr sprechen*).

Ein zweites Beispiel von Pflichtgefühl und Wahrheit, hier in der Erfüllung eines Versprechens sich äußernd, wollen wir aus Blüchers Leben hinzufügen. Als er mit seinen Truppen auf schlechten Wegen herbeieilte, um Wellington am 18. Juni 1815 zuhülfe zu kommen, ermunterte er seine Leute durch Worte und Geberden: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ — „Es ist unmöglich, es geht nicht“, war die Antwort. Immer wieder trieb er sie an. „Kinder, wir müssen vorwärts; ihr sagt, es geht nicht, aber es muß gehen. Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen,

*) Gleigs „Leben Wellingtons“, S. 314 f.

hört ihr wohl, versprochen. Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich mein Wort breche?" Und es ging.

Die Wahrheit ist das eigentliche Band der Gesellschaft, ohne das sie zu existieren aufhört, sich in Anarchie und Chaos auflöst. Ein Haushalt kann nicht durch Lügen regiert werden und eben so wenig eine Nation. Sir Thomas Browne fragte einmal: „Lügen die Teufel?" — „Nein", war die Antwort, „denn dann wäre es selbst mit der Hölle vorbei." Durch keinerlei Rücksichten läßt sich die Aufopferung der Wahrheit, welche alle unsere Lebensbeziehungen beherrschen soll, rechtfertigen.

Von allen gemeinen Lastern ist das Lügen vielleicht das gemeinste. In einigen Fällen entsteht es durch Verkehrtheit und Sünde, in vielen anderen durch nackte sittliche Feigheit. Dennoch nehmen manche Personen das Lügen so leicht, daß sie ihre Diener anleiten, für sie zu lügen, und dürfen dann nicht staunen, wenn nach dieser unedlen Anweisung die Diener für sich selbst lügen.

Sir Harry Wottons Definition eines Gesandten als „eines ehrlichen Mannes, den man nach auswärts schicke, damit er zum Vorteil des Landes lüge", sollte ein Scherz sein, brachte ihn aber bei Jakob I., als sie bekannt wurde, in Ungnade, denn ein Feind gab sie für die Definition eines Glaubenssatzes des Königs aus. Daß dies nicht Wottons wirkliche Ansicht von der Pflicht eines ehrlichen Mannes war, ergiebt sich aus

den Zeilen von ihm, die wir diesem Kapitel vorangestellt haben, in denen er das Glück des Mannes preist:

> Der ehrlich denken, handeln kann
> Und ohne Furcht die Wahrheit spricht.

Das Lügen nimmt aber viele Formen an und erscheint als Klugheit, Ausflucht, teilweises Verschweigen und wird unter der einen oder der andern Verkleidung in allen Klassen der Gesellschaft angetroffen. Zuweilen nimmt es die Form der Zweideutigkeit oder des Ausweichens an und stellt und verknüpft die Dinge so, daß ein falscher Eindruck entsteht. Diese Art des Lügens hat ein Franzose einmal ‚einen Spaziergang rund um die Wahrheit herum' genannt.

Es giebt sogar Leute mit kleinen Seelen und unehrliche Naturen, welche sich ihres jesuitischen Geschicks in der Zweideutigkeit und ihres schlangenähnlichen Abstreifens der Wahrheit rühmen und stets eine moralische Hinterthür haben. Sie lieben es, ihre wirklichen Meinungen zu verstecken und entgehen gern den Folgen eines offenen Bekenntnisses derselben. Einrichtungen oder Systeme, die auf solche Hülfsmittel gebaut sind, müssen sich natürlich als falsch und hohl erweisen. „Kleide eine Lüge so schön, wie du kannst", sagt George Herbert, „sie wird immer überwunden." Ein handgreifliches Lügen ist frecher und lasterhafter, aber doch nicht so verächtlich als dieses Ausweichen und Zweideuteln.

Die Unwahrhaftigkeit nimmt noch viele andere Formen an, indem sie hier verkleinert und dort übertreibt, ein Verkleiden oder Verstecken spielt, fremden Meinungen scheinbar zustimmt, sich eine täuschende Übereinstimmung giebt, Versprechungen macht oder erraten läßt, die nie erfüllt werden sollen, oder auch mit der Wahrheit zurückhält, wo sie zu sprechen Pflicht ist. Es giebt auch Leute, die für alle Menschen alles Mögliche sind, das eine sagen, das andere thun, aber sich bloß selbst täuschen, wenn sie andere zu täuschen glauben, und die, weil sie durch und durch unehrlich sind, alles Vertrauen verlieren und zuletzt immer unglücklich, wenn nicht zu Verbrechern werden.

Andere sind in ihren Ansprüchen unwahr und legen sich Verdienste bei, welche sie nicht besitzen. Der wahrhafte Mann ist im Gegenteil bescheiden und treibt mit sich und seinen Thaten keinen Prunk. Als Pitt in seine letzte Krankheit verfiel, kam die Nachricht von Wellingtons Großthaten aus Indien nach England. „Je mehr ich von seinen Siegen höre“, sagte Pitt, „um so größer wird meine Bewunderung der Bescheidenheit, mit der er das wohlverdiente Lob empfängt. Ich habe nie einen Mann gekannt, der auf seine Thaten so wenig eitel gewesen wäre und doch mehr Grund dazu gehabt hätte.“

Von Faraday sagt Professor Tyndall, daß „Anmaßung jeder Art, sei es im Leben oder in Büchern, ihm verhaßt war“. Dr. Marshall Hall war ein

Mann gleichen Schlages, pflichteifrig, männlich und ein mutiger Bekenner der Wahrheit. Einer seiner vertrautesten Freunde hat von ihm gesagt, daß er stets seinen Unwillen aussprach, wenn er auf Unwahrheit oder häßliche Motive stieß, und zu sagen pflegte: „Zu einer Lüge will und kann ich meine Einwilligung nie geben". Hatte er die Frage „Recht oder Unrecht" einmal bei sich entschieden, so folgte er dem Recht, welche Verlegenheiten oder Opfer auch daraus entstehen mochten, und gewährte keiner Neigung oder Rücksicht Einfluß auf sich.

Es gab keine Tugend, welche Dr. Arnold jungen Leuten eifriger einzuflößen suchte, als die Liebe zur Wahrheit, die inderthat die männlichste aller Tugenden und die wahre Grundlage echter Männlichkeit ist. Er bezeichnete die Wahrhaftigkeit als sittliche Durchsichtigkeit und schätzte sie höher, als jede andere Eigenschaft. Wenn er eine Lüge entdeckte, so behandelte er sie als ein großes sittliches Vergehen, machte aber ein Zögling eine Behauptung, so schenkte er ihr Vertrauen. „Wenn Sie so sagen, so genügt das; es versteht sich, daß ich Ihren Worten glaube." Indem er ihnen vertraute und glaubte, erzog er die jungen Leute zur Wahrhaftigkeit und sie sagten zuletzt gegen einander: „Es ist eine Schande, Arnold etwas vorzulügen, er glaubt ja alles" *).

*) Leben Arnolds I, 94.

Eines der schönsten Beispiele von dem Charakter des pflichtgetreuen, wahrhaften und fleißigen Mannes bietet das Leben Georg Wilsons, Professor der Gewerbkunde an der Hochschule von Edinburg*). Obgleich wir dieses Beispiel hier mitteilen, könnten wir es eben so gut unter den Rubriken Mut, Freudigkeit, oder Fleiß bringen, denn alle diese Eigenschaften verraten sich in ihm.

Wilsons Leben war inderthat ein Wunder freudiger Arbeitsamkeit und bewies die Kraft der Seele, über den Körper zu triumphieren und ihn fast herauszufordern. Man könnte ihn als einen Beleg jenes Ausspruchs über die Beherrschung der Körperkraft durch die sittliche Kraft anführen, den Dr. Kane einmal von einem Walfischfänger hörte: „Wahrhaftig, die Seele wird den Körper eines Tages aus seinem Stiefel ziehen“.

Als Knabe gebrechlich, aber lebhaft und fröhlich, war er kaum in die Mannesjahre getreten, als sich Andeutungen von Krankheiten zu zeigen begannen. Schon in seinem siebzehnten Jahre klagte er über Trübsinn oder Schlaflosigkeit, die man der Galle zuschrieb. „Ich werde wohl nicht lange leben“, sagte er damals zu einem Freunde, „meine Seele muß und wird sich aber herausarbeiten und mein Körper

*) S. „Zum Gedächtnis Georg Wilsons von seiner Schwester“ (Edinburg, 1860).

wird ihr bald folgen.“ Er that aber für seine körperliche Gesundheit nicht viel. Sein Leben war lauter Gehirnarbeit, Studium und Wetteifer. Wenn er sich körperliche Bewegungen machte, so geschah es auf eine jähe Weise, die ihm mehr schadete, als nützte. Lange Wanderungen im Hochlande matteten ihn ab und er kehrte ohne Erholung und Erfrischung zu seiner geistigen Arbeit zurück.

Auf einem seiner Gewaltmärsche von sechs deutschen Meilen in der Nähe von Stirling verletzte er sich den Fuß und kehrte ernstlich krank zurück. Das Resultat war ein Absceß und eine Entzündung des Knöchelgelenks, die mit der Ablösung des rechten Fußes endete. Seine Arbeiten stellte er trotzdem nicht ein. Er hielt jetzt Vorlesungen über Chemie und schrieb über diese Wissenschaft. Zunächst befielen ihn Rheumatismen und eine heftige Augenentzündung und diese wurden mit Schröpfköpfen, Blasenpflastern und Colchicum behandelt. Da er nicht selbst schreiben konnte, so diktierte er seiner Schwester. Tag und Nacht hatte er Schmerzen und schlief nur, wenn er Morphium bekam. Während dieses Zustandes eines allgemeinen Ergriffenseins traten Symptome einer Lungenkrankheit hervor. Dennoch setzte er die wöchentlichen Vorlesungen nicht aus, die er in der Kunstschule zu halten hatte. Nicht eine einzige versäumte er, obgleich das Sprechen vor vielen Zuhörern ihn im höchsten Grad erschöpfte. „Da wurde wieder

ein Nagel in meinen Sarg geschlagen", bemerkte er, wenn er zuhause den Überzieher ablegte, und eine schlaflose Nacht war fast immer die Folge.

Mit siebenundzwanzig Jahren hielt Wilson zehn, elf oder noch mehr Vorlesungen wöchentlich, gewöhnlich mit einem Haarseil oder mit offenen Blasenwunden, die er seine Busenfreunde zu nennen pflegte. Er sah den Schatten des Todes auf sich liegen und arbeitete, als ob seine Tage gezählt seien. „Wundert Euch nicht", schrieb er an einen Freund, „wenn Ihr eines Morgens beim Frühstück hört, daß ich dahin bin." Während er diese Sprache führte, überließ er sich dem Gefühl einer schwächlichen Empfindlichkeit nicht im geringsten Grade. Er arbeitete so freudig und hoffnungsvoll, als ob er in der Blüte der Kraft stehe. „Keinem ist das Leben so süß", sagte er, „wie dem, welcher jede Todesfurcht verloren hat."

Zuweilen mußte er wegen zu großer Schwäche, die durch Blutung aus den Lungen entstand, seine Arbeiten unterbrechen, nach einer mehrwöchentlichen Luftänderung und Ruhe aber konnte er frisch ans Werk gehen und sagte dann: „Das Wasser steigt im Brunnen wieder". Trotz seiner kranken Lungen, die sich immer verschlimmerten, und trotz eines quälenden Hustens setzte er seine Vorlesungen fort. Um seine Leiden zu vermehren, griff er eines Tages, als er sich bei einem Stolpern, das durch seine

Lahmheit entstand, anhalten wollte, den Arm zu sehr an und brach ihn in der Nähe der Schulter. Alle diese Unfälle und Krankheiten überwand er auf die merkwürdigste Weise. Das Rohr bog sich, aber es brach nicht, und es stand wie früher aufrecht da, wenn der Sturm vorüber war.

Er kannte keine Unlust, keine Aufregung, blieb immer freudig, geduldig und beharrlich. Bei allen seinen Leiden bewahrte er sich eine vollkommene Ruhe und Heiterkeit. Er verrichtete seine tägliche Arbeit, als ob er ein gefeites Leben habe und die Kraft vieler Männer in sich trage. Dennoch wußte er stets, daß er dem Tode nahe sei, und hatte nur die eine Sorge, wie er seiner Familie seinen Zustand verheimlichen könne, für die es schrecklich gewesen wäre, wenn sie gewußt hätte, wie es wirklich um ihn stehe. „Unter Fremden bin ich heiter", sagte er, „und versuche als Sterbender von einem Tage zum andern zu leben."

Noch immer lehrte er und hielt in der Akademie für Architektur und in der Kunstschule seine Vorlesungen. Als er eines Tages aus der letztern zurückkehrte, schlief er etwas und wurde bald durch das Springen eines Blutgefäßes geweckt, bei dem er viel Blut verlor. Er wußte jetzt, daß der Todesbote gekommen sei und ihn erwarte. Am Abendessen der Familie nahm er wie gewöhnlich teil und hielt am nächsten Tage, seine Verbindlichkeiten treu

erfüllend, zwei Vorlesungen, aber der Anstrengung des Sprechens folgte ein zweiter Blutsturz. Jetzt erkrankte er schwer, und man bezweifelte, daß er die Nacht überleben würde. Er erholte sich aber und wurde während seiner Genesung zu einem wichtigen öffentlichen Amt berufen. Man ernannte ihn zum Direktor des schottischen Gewerbemuseums, und er mußte nun zu den Vorlesungen, die er als Professor der Gewerbkunde fortsetzte, noch große Arbeiten besorgen.

Von dieser Zeit an nahm sein teures Museum, wie er es nannte, seine meiste Energie in Anspruch. Während er für dasselbe Muster und Proben sammelte, füllte er jede Mußestunde mit Vorlesungen in Armenschulen und ärztlichen Missionsgesellschaften aus. Weder seinem Geist noch seinem Körper gönnte er Ruhe, und arbeitend zu sterben war das Los, das er sich wünschte. Seine Seele hielt aus, aber sein armer Körper gab nach, und neue heftige Blutungen zwangen ihn zur Einstellung seiner Arbeit. „Ich habe eine traurige Fastenzeit gehabt“, schrieb er, „und bin, bildlich gesprochen, bald im glücklichen Arabien, bald im unglücklichen Island gewesen. Ich war ein Kriegsgefangener und mußte, von einem Eiszapfen in der Lunge getroffen, fast den ganzen letzten Monat abwechselnd frieren und glühen und dabei Blut speien, bis ich vom Husten blaß wurde. Jetzt ist mir besser und ich halte morgen meine letzte

Vorlesung, so daß es mir trotz aller meiner Leiden gelingt, den ganzen Kursus zuende zu führen".

Wie lange sollte das noch dauern? Er begann sich selbst zu wundern, denn längst fühlte er, daß das Leben von ihm entweiche. Endlich wurde er matt und zur Arbeit unfähig. Selbst einen Brief zu schreiben wurde ihm herzlich sauer, und es war ihm zumute, als sei keine Arbeit weiter der Mühe wert, als sich hinzulegen und zu schlafen. Trotzdem schrieb er noch zum besten einer Sonntagsschule seine „Fünf Thore des Wissens", die er zuerst in der Form einer Vorlesung erscheinen ließ und dann zum Buch erweiterte. Er gewann auch wieder so viel Kraft, daß er seine Vorlesungen in den Instituten, denen er angehörte, fortsetzen und außerdem bei verschiedenen Gelegenheiten Arbeiten für andere übernehmen konnte. „Man hält mich fast für verrückt", schrieb er an seinen Bruder, „weil ich auf eine schnelle Benachrichtigung hin den Platz eines ausgebliebenen Vorlesers am Naturwissenschaftlichen Institut eingenommen und über die Polarisation des Lichts gesprochen habe. Ich liebe aber die Arbeit, es ist eine Familienschwäche."

Dann folgte eine chronische Krankheit mit schlaflosen Nächten, Tagen voll Schmerzen und noch mehr Blutspeien. „Meine einzigen schmerzensfreien Momente", sagte er, „sind die, wenn ich Vorlesungen halte." In diesem gebeugten und krankhaften Zustande ging

der unermüdliche Mann an ein „Leben Eduard Forbes'“ und schrieb es, wie alles, was er unternahm, mit bewunderungswürdigem Talent. Seine Vorlesungen setzte er wie gewöhnlich fort. In einem Lehrerverein hielt er einen Vortrag über den Nutzen der Gewerbswissenschaft für die Erziehung. Nachdem er gesprochen hatte, fragte er seine Zuhörer, ob er weiter fortfahren sollte, und sie baten ihn unter Hochrufen, ihnen noch eine halbe Stunde zu schenken. „Es ist ein eigenes Gefühl“, schrieb er, „eine Zuhörerschaft wie Thon in der Hand zu haben und sie ein halbes Jahr lang formen zu können. Das ist eine mit furchtbarer Verantwortlichkeit verbundene Gewalt ... Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß ich gegen die gute Meinung anderer gleichgültig bin, aber es liegt mir weit weniger daran, sie zu gewinnen, als daran, sie zu verdienen. Früher war das anders. Unverdientes Lob war nie mein Streben, aber vielleicht beschäftigte ich mich zu viel damit, den Leuten zu zeigen, daß ich Lob verdiene. Jetzt erscheint mir das Wort ‚Pflicht‘ als das größte in der Welt und es steht immer voran, wenn ich an ernste Dinge gehe.“

Er schrieb diese Zeilen etwa vier Monate vor seinem Tode. Etwas später schrieb er: „Ich spinne meinen Lebensfaden nicht von Jahr zu Jahr, sondern von Woche zu Woche fort“. Fortwährende Blutungen aus den Lungen verminderten die geringe Kraft, die

er noch besaß, machten ihn aber zu seinen Vorlesungen nicht ganz unfähig. Er lachte, als ein Freund den Vorschlag machte, ihm einen Vormund zu bestellen, der für seine Gesundheit sorge. Von der Arbeit wollte er nicht lassen, so lange noch ein Tropfen Kraft in ihm bleibe.

Im Herbst des Jahres 1859 kehrte er einmal aus einer seiner Vorlesungen an der Hochschule von Edinburg mit einem stechenden Schmerz in der Seite zurück. Er war kaum imstande, die Treppe hinauf zu kriechen. Man schickte nach dem Arzt, und es zeigte sich nun, daß er an Entzündung des Rippenfells und der Lungen leide. Einer so schweren Arbeit widerstand sein erschütterter Körper nicht und er fand nach einem Krankenlager von wenigen Tagen die Ruhe, nach der er sich so lange gesehnt hatte.

O weine nicht, daß er gestorben,
Ein schöner heller Himmelsmorgen
Beendet seine Lebenssorgen.

Georg Wilsons Leben, von seiner Schwester schön und rührend beschrieben, ist wahrscheinlich eine der wunderbarsten Erzählungen von langen Leiden und Schmerzen und von einer trotzdem unaufhörlichen, edlen und nützlichen Arbeit, die in der ganzen Litteraturgeschichte gefunden werden.

Achtes Kapitel.

Die Gemütsruhe.

Die Gemütsruhe ist neunzehntel der christlichen Gesinnung. Bischof Wilson.

Der Himmel ist kein Ort, sondern: Gemütsruhe. Dr. Chalmers.

Zeigt meine Jugend, wie so oft es geht,
Der Härte manchmal viel,
So ist zu glätten, was so rauh dasteht,
Doch jeden Tag mein Ziel,
Vielleicht wird endlich dann mein Lebenstraum
Still wie ein Blatt am heilgen Baum.
Southey.

Die Gewalt besitzt nicht halb so viel Macht, als die Milde. Leigh Hunt.

Man hat gesagt, daß der Mensch im Leben durch Gemütsruhe eben so viel erreiche, wie durch Talent. Wie es damit nun stehen mag, so viel ist gewiß, daß unser Lebensglück hauptsächlich von unserer gleichmäßigen Stimmung, unserer Geduld und Nachsicht, wie von unserer freundlichen Rücksicht auf unsere Umgebung abhängt. Es ist ein wahres Wort Platos,

daß wir, indem wir das Wohl anderer suchen, unser eigenes finden.

Gewisse Naturen sind so glücklich geartet, daß sie in allem etwas Gutes zu finden vermögen. Kein Unglück ist so groß, daß es nicht zu Beruhigung und Trost führen könnte, kein Himmel ist so dunkel, daß nicht aus irgend einer Stelle ein Sonnenstrahl hervordringen könnte, und ist die Sonne unseren Augen nicht sichtbar, so beschwichtigt uns doch der Gedanke, daß sie da ist, obgleich sie aus irgend einem guten und weisen Zwecke uns verschleiert wird.

Solche glückliche Naturen sind zu beneiden. In ihren Augen liegt ein Sonnenschein von Frohsinn, christlicher Liebe, Philosophie, wie man es nennen will. Sonnenschein haben sie im Herzen, und ihre Seele vergoldet alles, was ihr nahetritt, mit ihrem eigenen Glanze. Sie tragen ihre Bürden freudig, ohne Verdrossenheit und Ärger, ohne ihre Energie in unnützen Klagen zu verschwenden, sondern mannhaft kämpfend, und jede Blume pflückend, die an ihrem Wege blüht.

Man darf durchaus nicht denken, daß die Menschen, von denen wir sprechen, schwach und gedankenlos sind. Die reichsten und kräftigsten Naturen sind gewöhnlich auch die liebevollsten, freudigsten, hoffnungsreichsten und zuversichtlichsten. Der weise Mann mit weitem Blick entdeckt den moralischen Sonnenstrahl, der aus den dunkelsten Wolken schimmert, zuerst. In dem Übel der Gegenwart sieht er ein Glück der Zukunft;

im Schmerz erkennt er die Anstrengung der Natur, die Gesundheit wiederherzustellen; von der Prüfung weiß er, daß sie zur Läuterung und Zucht dient, und aus Sorgen und Leiden zieht er Mut, Wissen und die beste praktische Weisheit.

Als Jeremias Taylor alles verloren hatte, als sein Haus geplündert, seine Familie aus der Thür gestoßen und sein ganzer weltlicher Besitz mit Beschlag belegt worden war, konnte er noch schreiben: „Ich bin den Zöllnern und Gerichtsboten in die Hände gefallen, und sie haben mir alles genommen. Was nun? Ich will mich einmal umschauen. Sonne und Mond, ein liebendes Weib und viele mitleidige und einige helfende Freunde haben sie mir gelassen. Ich kann noch reden, und auch meine heitere Natur und meinen fröhlichen Geist und mein ruhiges Gewissen haben sie mir nicht genommen. Auch mein Vertrauen zu Gott und alle Verheißungen der Bibel, meinen Glauben, meine Hoffnung auf Seligkeit und meine Menschenliebe haben sie mir gelassen. Ich esse und trinke, schlafe und verdaue, lese und überlege noch. — Wer so viele und so große Ursachen zur Freude hat, der muß Kummer und Sorgen sehr lieben, wenn er sich auf seine kleine handvoll Dornen setzt"*).

Obgleich eine heitere Stimmung in hohem Grade Sache eines angeborenen Temperaments ist, läßt sie

*) Jeremias Taylors „Heiliges Leben".

sich doch gleich jeder andern Gewohnheit lernen und ausbilden. Wir können aus unserm Leben das Beste, aber auch das Schlimmste machen, und es hängt sehr von uns ab, ob wir aus ihm Freude oder Elend ziehen. Das Leben hat stets zwei Seiten, die wir nach unserer Wahl anblicken können, eine helle Seite und eine dunkle. Wir können die Kraft unseres Willens auf diese Wahl lenken und die Gewohnheiten annehmen, entweder glücklich oder das Gegenteil zu sein. Wir können die Stimmung in uns ausbilden, nicht die dunkelste, sondern die hellste Seite der Dinge anzusehen. Wenn wir eine Wolke erblicken, so dürfen wir unser Auge nicht gegen ihren Silbersaum verschließen.

Der Sonnenschein im Auge gießt über das Leben in allen Phasen desselben Helligkeit, Schönheit und Freude aus. Er fällt auf die Kälte und erwärmt sie, auf das Leiden und tröstet es, auf die Unwissenheit und erleuchtet sie, auf die Sorge und lindert sie. Der Sonnenschein im Auge verleiht der Intelligenz einen Schimmer und erhöht sogar den Glanz der Schönheit. Ohne ihn wird der Sonnenschein des Lebens unsichtbar, die Blumen blühen umsonst, die Wunder des Himmels und der Erde werden nicht gesehen oder nicht anerkannt und die Schöpfung ist bloß ein öder, leerer Fleck ohne Leben und ohne Seele.

Ist Heiterkeit der Stimmung eine reiche Quelle des Lebensglücks, so ist sie auch eine treue Wächterin

des Charakters. Ein frommer Schriftsteller unserer Zeit giebt auf die Frage: „Wie sollen wir die Versuchungen überwinden?“ die Antwort: „Erstens durch Heiterkeit, zweitens durch Heiterkeit, drittens durch Heiterkeit“. Sie liefert den besten Boden für das Wachstum der Güte und der Tugend. Sie macht das Herz leicht und den Geist elastisch. Sie ist die Gefährtin der Liebe, die Amme der Geduld, die Mutter der Weisheit. Sie ist auch unter den geistigen und sittlichen Stärkungsmitteln das beste. „Die beste Arznei ist Heiterkeit“ sagte Dr. Marshall Hall zu einem seiner Kranken. Und Salomo hat gesagt: „Ein gutes Herz thut so gut, wie eine Arznei“.

Als Luther einmal um ein Heilmittel gegen den Trübsinn befragt wurde, sagte er: „Gegen trübe Gedanken sind bei jungen und alten, kurz bei allen Menschen Heiterkeit und Mut, eine unschuldige Heiterkeit und ein vernünftiger und ehrenhafter Mut die besten Schutzmittel“ *). Nach der Musik, vielleicht noch vor ihr, liebte Luther Kinder und Blumen. Der große, starke Mann hatte ein Herz, so zärtlich wie das einer Frau.

Heiterkeit ist auch eine wesentlich erhaltende Eigenschaft. Man hat sie das gute Wetter des Herzens genannt. Sie bringt Harmonie in die Seele

*) Michelet, „Leben Luthers“, S. 411.

und ist ein beständiger Gesang ohne Worte. Sie ist gleichbedeutend mit Ruhe. Sie erlaubt der Natur, ihre Kräfte zu erneuern, während Kummer und Ärger, da beide eine beständige Abnutzung erzeugen, sie schwächen.

Wie kommt es, daß wir Männer wie Lord Palmerston im Joch alt werden und bis ans Ende kräftig arbeiten sehen? Der Grund liegt hauptsächlich in ihrer sich gleichbleibenden Stimmung und steten Heiterkeit. Sie haben sich gewöhnt, beharrlich, nicht so leicht reizbar zu sein, zu ertragen und zu schonen, harte und selbst ungerechte Worte anzuhören ohne Groll zu empfinden, und ärgerliche, kleinliche und selbstquälerische Sorgen zu vermeiden. Ein vertrauter Freund Lord Palmerstons, der ihn zwanzig Jahre lang genau beobachtete, sagte, daß er ihn nur ein einziges mal zornig werden sah, nämlich als das Ministerium, das für das Unglück in Afghanistan verantwortlich war und zu dem er gehörte, von seinen Gegnern ungerechterweise der Falschheit, des Meineids und der hinterlistigen Verstümmelung öffentlicher Urkunden angeklagt wurde.

So weit sich nach Biographieen urteilen läßt, sind die genialsten Männer meistenteils heitere, zufriedene Menschen gewesen und haben nicht nach Geld, Ruf oder Macht gestrebt, sondern das Leben mit der feinen Empfänglichkeit für seine Freuden, denen wir in ihren Werken begegnen, genossen.

Homer, Horaz, Virgil, Montaigne, Shakspeare und Cervantes sind solche Männer gewesen. In ihren großen Werken finden wir eine gesunde und reine Heiterkeit. Zu derselben Klasse heiter gesinnter Menschen sind Luther, More, Baco, Lionardo da Vinci, Raphael und Michel Angelo zu rechnen. Vielleicht waren sie deshalb glücklich, weil sie fortwährend beschäftigt waren, und zwar mit der angenehmsten aller Arbeiten, mit dem Schaffen aus der Fülle und dem Reichtum ihrer großen Seelen heraus.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, der unter Friedrich dem Großen die Aufgabe gelöst hat, mit einem kleinen Heere sieben Jahre lang das westliche Deutschland gegen zwei starke französische Truppenkörper siegreich zu schirmen, war wegen seines heitern Sinnes und seiner Menschenfreundlichkeit allgemein beliebt. Nach dem siebenjährigen Kriege war er in Braunschweig die Seele eines Vereins von Hofbeamten, Offizieren, Gelehrten und Kaufleuten, der die verschiedenen Stände zu einer fröhlichen Brüderschaft vereinigen wollte. Durch sein wohlthätiges Wirken erwarb er sich den schönen Namen eines Engels der Liebe und der Hülfe.

Auch Christian Garve, der deutsche Moralphilosoph, dessen Schriften in einem edlen und klaren Stil gehalten sind und einen Schatz psychologischer Wahrheiten in sich tragen, muß trotz seiner vielen Prüfungen und Leiden ein Mann mit einer großen

Heiterkeit und Sprungkraft der Natur gewesen sein. Von Jugend auf so kränklich, daß er kein öffentliches Amt annehmen konnte und in stillster Zurückgezogenheit leben mußte, verlor er doch den Mut und die Hoffnung nicht, sondern ging aufrechten Ganges immer geradeaus. In seinem Buche von den Pflichten ruft er aus: „Gesegnet sei selbst die Schwäche eines kränklichen Körpers! Sie hat mich gelehrt, daß die Anstrengung der Geisteskraft auch einen matten Körper unterstützen und beleben kann. Ich weiß, daß, wenn die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das tobende Blut wieder anfängt, sanfter zu fließen, und daß der Schmerz selbst, wenn er nicht zu heftig ist, der aushaltenden Geduld einer gegen ihn sich anstemmenden Seele weicht".

Fielding stand sein lebenlang unter dem Druck von Schulden und Widerwärtigkeiten und litt körperlich. Dennoch hat Lady Mary Wortley Montague von ihm gesagt, sie sei überzeugt, daß er „dank seiner heitern Stimmung mehr glückliche Augenblicke gehabt habe, als sonst ein Mensch auf Erden".

Sir Walter Scott war mit der Milch der Menschenfreundlichkeit gefüllt. Jedermann liebte ihn. Nicht fünf Minuten befand er sich in einem Zimmer und schon hatten die kleinen Lieblinge der Familie, mochten sie nun stumm sein oder die Gabe der Sprache besitzen, seine Teilnahme für sie gemerkt. Scott erzählte dem Hauptmann Basil Hall einen

Vorgang aus seiner Knabenzeit, der seine angeborene Zärtlichkeit beweist. Als eines Tages ein Hund auf ihn zukam, raffte er einen großen Stein auf, warf und traf. Das arme Tier, dem das Bein gebrochen war, besaß noch so viel Kraft, zu dem Knaben hinzukriechen und ihm die Füße zu lecken. „Wegen dieser Handlung“, sagte er, „habe er sich später die bittersten Vorwürfe gemacht.“ Er setzte aber hinzu: „Macht man in früher Jugend eine solche Erfahrung und denkt richtig über sie nach, so übt sie auf den Charakter durchs ganze Leben den besten Einfluß“.

„Gebt mir ein ehrliches Lachen“, pflegte Scott zu sagen und konnte so recht von Herzen lachen. Für jeden hatte er ein gutes Wort und seine Freundlichkeit wirkte auf seine ganze Umgebung, indem sie die Zurückhaltung und Scheu verbannte, die sein großer Name einflößte. „Zuweilen“, sagte der Aufseher der Ruinen der Abtei Melrose zu Washington Irving, „zuweilen kommt er mit vornehmem Volk hieher und das erste, was ich von ihm merke, ist, daß ich seine Stimme höre, die mich ruft: ‚Hans, Hans Bower‘. Wenn ich dann komme, so hat er gewiß einen Scherz oder ein gutes Wort für mich. Er kann da stehen und schwatzen und lachen, wie ein altes Weib, und das thut ein Mann, der eine so schreckliche Kenntnis von der Geschichte hat!“

Die großen Männer der Wissenschaft sind meistenteils geduldig, arbeitsam und heiter. So waren

Galilei, Descartes, Newton und Laplace. Der Mathematiker Euler, einer der größten Naturforscher, war ein merkwürdiges Beispiel. Gegen den Schluß seines Lebens wurde er vollständig blind, schrieb aber so freudig wie zuvor, indem er den Mangel des Augenlichts teils durch verschiedene sinnreiche mechanische Erfindungen, teils durch eine vermehrte Pflege seines Gedächtnisses, das ungewöhnlich treu wurde, ersetzte. Seine größte Freude fand er in der Gesellschaft seiner Enkel, denen er in den Zwischenräumen zwischen seinen ernsteren Studien die für ihr Alter passenden kleinen Kenntnisse beibrachte.

Eine der schwersten Prüfungen, welche die Stimmung und die Geduld der Menschen zu bestehen haben, war die, welche über den Naturforscher Abauzit während seines Aufenthalts in Genf kam. In mancher Beziehung glich sie einem Unglück, von dem Newton getroffen wurde und das dieser mit gleicher Ergebung trug. Neben anderen Gegenständen widmete Abauzit dem Barometer und dessen Veränderungen eine große Aufmerksamkeit, um aus diesen Erscheinungen die allgemeinen Gesetze des Luftdrucks zu erkennen. Siebenundzwanzig Jahre lang machte er tägliche Beobachtungen und schrieb sie auf Blätter Papier nieder. Als eines Tages eine neue Magd ins Haus kam, entwickelte sie sofort ihren Eifer, ‚alles in Ordnung zu bringen‘. Mit den anderen Räumen wurde auch Abauzits Studierzimmer gereinigt

und geordnet. Als er es betrat, fragte er die Magd: „Was hast du mit den Papierstücken gemacht, die am Barometer lagen?“ — „Die waren so schmutzig“, antwortete sie, „daß ich sie verbrannt und durch diese Blätter, die ganz neu sind, ersetzt habe.“ Abauzit kreuzte die Arme, kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst und sagte dann ruhig und gefaßt: „Du hast die Ergebnisse einer siebenundzwanzigjährigen Arbeit zerstört. Künftig berühre nichts, was in diesem Zimmer liegt“.

Das Studium der Naturgeschichte scheint mehr als jedes andere dahin zu führen, dem Menschen eine ungewöhnliche Heiterkeit und Gleichmäßigkeit der Stimmung einzuflößen. Das Resultat ist, daß die Naturforscher in der Regel älter als alle anderen Gelehrten werden. Ein Mitglied der Linnéschen Gesellschaft hat mir gesagt, daß von den vierzehn Angehörigen derselben, welche bis 1870 starben, zwei über neunzig, fünf über achtzig und zwei über siebenzig Jahre alt wurden. Das durchschnittliche Alter aller in jenem Zeitraum gestorbenen Mitglieder war fünfundsiebenzig Jahre.

Der französische Botaniker Adanson war etwa siebenzig Jahre alt, als die Revolution ausbrach und ihm mit einem Schlage alles nahm, sein Vermögen, seine Ämter und seine Gärten. Seine Geduld, sein Mut und seine Fassung verließen ihn trotzdem nicht. Er kam in die größte Not, sodaß es ihm selbst an Nahrung

und Kleidung fehlte, aber sein Forschungseifer blieb derselbe. Als ihn das Institut einmal als eines seiner ältesten Mitglieder einlud, einer Sitzung beizuwohnen, antwortete er, daß er zu seinem Bedauern nicht kommen könne, da er keine Schuhe habe. „Es war ein rührender Anblick“, sagt Cuvier, „den armen alten Mann zu sehen, wie er sich über die Asche eines erlöschenden Feuers beugte und mit schwacher Hand auf einem kleinen Stückchen Papier zu schreiben versuchte, indem er alle Lebensschmerzen über einer neuen naturwissenschaftlichen Idee vergaß, die ihn gleich einer gütigen Fee besuchte, um ihn in seiner Einsamkeit zu trösten.“ Das Direktorium gab ihm endlich einen kleinen Jahrgehalt, den Napoleon verdoppelte, und er wurde in seinem neunundsiebenzigsten Jahre durch einen sanften Tod erlöst. Die Bestimmung, die er in seinem letzten Willen über sein Begräbnis traf, zeigt den Charakter des Mannes. Er sprach den Wunsch aus, daß ein Blumengewinde, von den achtundfünfzig Familien geliefert, denen er zu einer Lebensstellung verholfen hatte, der einzige Schmuck seines Sarges sein möge. Ein kleines, aber rührendes Bild des dauerhaftern Denkmals, das er sich in seinen Werken selbst errichtet hat.

Diese wenigen Beispiele der heitern Arbeitsamkeit großer Männer ließen sich leicht ins Unendliche vervielfältigen. Alle großen und gesunden Naturen sind heiter und hoffnungsvoll. Ihr Beispiel steckt an und

verbreitet sich weithin, alle erfreuend und erhellend, die in den Bereich seines Einflusses kommen. Von Sir John Malcolm ist gesagt worden, daß er, wenn er in Indien in ein bedrängtes Lager trete, „wie ein Sonnenstrahl wirke und auf dem Gesicht jedes Soldaten ein Lächeln hervorzaubere“. Er war noch ein Jüngling. Es war unmöglich, dem Zauber seiner anmutenden Persönlichkeit zu widerstehen*).

Bei Edmund Burke nehmen wir dieselbe Fröhlichkeit der Natur wahr. Als bei einem Mittagsessen, das Sir Joshua Reynolds gab, von der Angemessenheit der Getränke für gewisse Temperamente gesprochen wurde, sagte Johnson: „Claret ist für Kinder, Portwein für Männer und Branntwein für Helden“. „Dann gebt mir Claret“, sagte Burke. „Ich bin gern ein Kind und möchte mir die sorglose Fröhlichkeit meiner Kinderjahre erhalten.“ So erklärt es sich, daß es alte Jünglinge und junge Greise giebt, sowohl Leute, die im hohen Alter noch so fröhlich und heiter wie Kinder sind, als Leute, die in der Jugend so finster und mürrisch sind, wie alte Männer.

Ein fröhlicher Greis äußerte einmal, fast sehe es so aus, als würden wir bald erleben, daß es bloß noch „alte Knaben“ gebe. Fröhlichkeit kann nie bei Gecken vorkommen, da sie edel, geistvoll

*) Sir John Kayes „Lebensbeschreibungen indischer Offiziere“.

und herzlich ist. Von geputzten Menschen pflegte Goethe zu sagen: „Wenn sie doch das Herz hätten, eine Dummheit zu begehen!“ Er meinte damit, daß ihnen Herzhaftigkeit und Natürlichkeit fehlten. „Hübsche Puppen!“ sagte er und wendete ihnen den Rücken.

Die richtige Grundlage der Heiterkeit besteht in Liebe, Hoffnung und Geduld. Liebe erweckt Liebe und zeugt Liebenswürdigkeit. Die Liebe freut sich an den edlen Gedanken anderer. Sie ist teilnehmend, freundlich und wahrhaft. Sie erkennt das Gute leicht. Sie wendet sich der hellsten Seite der Dinge zu und richtet die Blicke stets auf das Glück. Sie sieht „den Diamant des Taues auf dem Grase, den Sonnenschein auf der Blume“. Sie ermuntert zu glücklichen Gedanken und lebt in einer Atmosphäre von Fröhlichkeit. Sie kostet nichts und ist doch unschätzbar, denn sie ist ein Segen für ihren Besitzer und wächst im Busen anderer mit reichem Glück auf. Selbst ihre Sorgen sind mit Freuden verbunden und ihre Thränen süß.

Bentham stellt den Grundsatz auf, daß der Mensch in dem Verhältnis an Freuden reich werde, als er anderen solche bereite. Seine Freundlichkeit ruft Freundlichkeit hervor und sein Glück wird durch sein Wohlwollen vermehrt. „Freundliche Worte“, sagt er, „kosten nicht mehr als unfreundliche. Freundliche Worte erzeugen freundliche Handlungen, und

zwar nicht bloß auffseiten dessen, an den man sie richtet, sondern auch bei dem, welcher sie spricht, und nicht bloß gelegentlich, sondern regelmäßig, weil hier das Prinzip der Assoziation wirkt. Es kann sich ereignen, daß eine wohlwollende Handlung demjenigen, dessen Bestes man durch sie bezweckt, nicht nützt, aber ist sie weise erwogen, so muß sie demjenigen nützen, welcher sie begeht. Ein gutes und freundliches Benehmen kann auf eine unwürdige und undankbare Erwiderung stoßen, aber diese Undankbarkeit des Empfängers schadet der Selbstzufriedenheit nicht, die der Geber empfindet, und wir können den Samen der Höflichkeit und Freundlichkeit mit geringen Kosten rings um uns ausstreuen. Mancher fällt gewiß auf guten Boden und wächst in der Seele anderer als Wohlwollen auf, jeder aber wird in dem Busen, aus dem er stammt, Früchte des Glücks tragen. Einmal gesegnet sind alle Tugenden immer, zuweilen auch zweimal *)."

Der Dichter Rogers pflegte eine Geschichte von einem kleinen Mädchen zu erzählen, das zum Liebling eines jeden wurde, der sie kennen lernte. Einmal sagte jemand zu ihr: „Weshalb lieben dich alle nur so sehr?" — „Ich glaube, weil ich alle so sehr liebe", antwortete sie. Diese kleine Geschichte ist einer sehr weiten Anwendung fähig, denn unser rein mensch-

*) „Moralphilosophie", S. 130 f. und 144.

liches Glück wird im allgemeinen im Verhältnis zu der Zahl derjenigen stehen, welche wir lieben und von denen wir geliebt werden. Der größte weltliche Erfolg, so ehrlich er erworben sein mag, wird verhältnismäßig wenig zum Glück beitragen, wenn er nicht von einem lebhaften Wohlwollen für jedes menschliche Wesen begleitet wird.

Inderthat, die Freundlichkeit ist in der Welt die größte Macht. Leigh Hunt hat mit Recht gesagt: „Die Gewalt besitzt nicht halb so viel Macht, als die Milde“. Durch ihre Zuneigung werden die Menschen stets am besten regiert. Ein französisches Sprüchwort sagt: „Die Menschen fängt man mit Sanftmut“ und ein englisches sagt dasselbe mit den gröberen Worten: „Mit Honig fängt man mehr Wespen, als mit Essig“. „Jede freundliche Handlung“, lesen wir bei Bentham, „ist thatsächlich eine Ausübung von Macht und ein zurückgelegtes Freundschaftskapital. Weshalb sollte aber die Macht sich nicht lieber auf die Hervorrufung von Freuden, als auf die von Schmerzen richten?“

Nicht in Geschenken äußert sich die Freundlichkeit, sondern in Milde und Edelmut des Geistes. Man kann sein Geld, das aus der Tasche kommt, geben und seine Freundlichkeit, die aus dem Herzen kommt, vorenthalten. Die Freundlichkeit, die im Geldgeben besteht, bedeutet nicht viel und erzeugt häufig eben so viel Schlimmes wie Gutes, aber die Freundlichkeit

echter Teilnahme und wohlüberlegter Hülfe hat stets günstige Folgen.

Die gute Stimmung, die sich in Freundlichkeit verrät, darf nicht mit Weichheit verwechselt werden. In ihrer besten Form ist sie keine bloße passive, sondern eine aktive Äußerung des Wesens. Sie ist durchaus nicht gleichgültig, sondern in hohem Grade teilnehmend. Nicht die niedrigsten und verschwommensten Formen des menschlichen Lebens kennzeichnet sie, sondern die am höchsten organisierten. Wahre Freundlichkeit liebt und befördert alle vernünftigen Vorbedingungen des praktischen Wohlthuns in der Gegenwart und sieht, in die Zukunft blickend, denselben Geist an derselben Erhebung und Beglückung der Menschen arbeiten.

Die freundlich gesinnten Menschen sind die thätigen Menschen der Welt, während die Selbstsüchtigen und die Zweifler, die bloß sich selbst lieben, die Müßiggänger sind. Buffon pflegte zu sagen, daß er auf einen jungen Mann, der das Leben nicht mit irgend einer Begeisterung beginne, nichts gebe. Man müsse an irgend etwas Gutes, Erhabenes und Edles glauben, wenn es auch unerreichbar sei.

Selbstsucht und Zweifelsucht sind immer traurige Lebensgefährten und für die Jugend besonders unnatürlich. Der Selbstsüchtige lebt mit dem Fanatiker Thür an Thür. Beständig mit sich selbst beschäftigt,

hat er für andere keine Zeit übrig. Er bezieht alles auf sich und studiert sich, bis sein kleines Ich sein kleiner Gott wird. Die schlimmsten von allen sind die Schwarzseher und Ankläger des Glücks, für die alles schlecht ist und die doch nichts in Ordnung bringen wollen. Für sie ist von Dan bis Bersebah alles wüst. Diese Menschen erweisen sich in der Schule des Lebens stets als die unnützesten Helfer. Wie die schlechtesten Arbeiter bei den Arbeitseinstellungen voran zu stehen pflegen, so klagen die faulsten Mitglieder der Gesellschaft am ersten. Das schlechteste Rad ist das, welches kreischt. Es giebt eine Hinneigung zur Unzufriedenheit, welche zur Krankheit werden kann. Der Gelbsüchtige sieht alles gelb. Wer immer schlechter Stimmung ist, der erklärt alle Dinge für schief und die Welt aus den Fugen. Das kleine Mädchen im „Punch“, das seine Puppe mit Kleie ausgestopft fand und sofort alles für hohl erklärte und in ein Kloster gehen wollte, hat im wirklichen Leben sein Seitenstück. Viele ausgewachsene Leute sind eben so krankhaft unverständig. Man kann von ihnen sagen: sie erfreuen sich einer schlechten Gesundheit und betrachten sie als eine Art von Eigentum. Sie sagen: „mein Kopfweh, mein Rückenschmerz“ u. s. w., bis diese Leiden im Laufe der Zeit ihr liebster Besitz werden. Vielleicht sind dieselben für sie die Quelle heißbegehrter Teilnahme, ohne die sie in der Welt wenig bedeuten würden.

Wir sollen gegen kleine Schmerzen auf der Hut sein, weil sie zu großen werden, wenn wir sie hegen. Inderthat wird in der Welt weit weniger über wirkliche, als über eingebildete Übel, über kleine Ärgernisse und unbedeutende Leiden geklagt. Zeigt sich eine große Sorge, so verschwindet jede kleine Unruhe, aber in gewöhnlichen Zeiten sind wir nur zu geneigt, irgend ein geliebtes Elend an unsere Brust zu legen und zu hätscheln. Sehr häufig ist es das Geschöpf unserer Einbildung, und die vielen Mittel des Glücks, die in unserm Bereich liegen, nicht beachtend, pflegen wir unser verzogenes Kind, bis es unser Herr wird. Der Fröhlichkeit schließen wir die Thür und umgeben uns mit Düsterkeit. Die Gewohnheit giebt unserm Leben eine Färbung. Wir werden verstimmt, zänkisch und gleichgültig. Unsere Unterhaltung füllen wir mit Klagen. In unserm Urteil über andere werden wir hart. Wir sind ungesellig und halten auch andere dafür. Wir machen unsere Brust zum Stapelplatz eines Schmerzes, den wir uns selbst und anderen zufügen.

Diese Stimmung wird durch Selbstsucht ermuntert und ist inderthat größtenteils nichts als Selbstsucht ohne einen Zusatz von Teilnahme oder Rücksicht auf die Gefühle unserer Umgebung. Sie ist einfach Eigenwille in einer falschen Richtung; Eigenwille ist sie, weil wir sie vermeiden können. Die Fatalisten mögen sagen was sie wollen, Freiheit des Wollens und des

Handelns liegt im Bereiche jedes Mannes und jeder Frau. Zuweilen ist sie unser Ruhm und sehr häufig unsere Schande; alles hängt von der Art ab, wie wir sie gebrauchen. Es hängt von uns ab, auf die helle oder dunkle Seite der Dinge zu blicken. Wir können guten Gedanken folgen und böse vermeiden. Wir können querköpfig oder das Gegenteil sein, wie wir über uns selbst bestimmen. Für jeden von uns wird die Welt in hohem Grade das sein, wozu wir sie machen. Die Fröhlichen sind ihre wahren Besitzer, denn die Welt gehört denen, welche sich ihrer freuen.

Man muß übrigens zugeben, daß es Fälle giebt, die außer dem Wirkungskreise des Sittenlehrers liegen. Als ein Hypochonder einmal bei einem berühmten Arzt vorsprach und ihm seinen Fall erzählte, sagte der letztere: „Sie brauchen bloß recht herzlich zu lachen; gehen Sie ins Theater und sehen Sie Grimaldi". „Ach", sagte der unglückliche Kranke, „ich bin Grimaldi selbst." Als Smollet, von Krankheit niedergebeugt, durch Europa reiste, um Genesung zu finden, sah er alles gelb, weil seine Augen krank waren. „Das werde ich der Welt erzählen", sagte er. ‚Erzählen Sie es lieber Ihrem Arzte', antwortete Sterne.

Eine unruhige, ängstliche und unzufriedene Stimmung, die der Sorge auf halbem Wege entgegenläuft, ist für alles Glück und für den geistigen Frieden verhängnisvoll. Wie oft sehen wir Männer und Frauen, die von lauter steifen Borsten umgeben zu sein scheinen,

so daß man nicht an sie hinan zu treten wagt, weil man gestochen zu werden fürchtet. Durch den Mangel an einer kleinen gelegentlichen Herrschaft über die Stimmung wird in der Gesellschaft eine Masse von Elend hervorgerufen, die wahrhaft entsetzlich ist. Dadurch verkehrt sich Genuß in Bitterkeit und das Leben gleicht einem Gange mit bloßen Füßen über scharfe Steine und Dornen. „Obgleich kleine Übel", sagt Richard Sharp, „zuweilen gleich unsichtbaren Insekten große Schmerzen verursachen und ein einzelnes Haar eine große Maschine zum Stehen bringen kann, so liegt doch das Hauptgeheimnis der Zufriedenheit darin, daß wir uns nicht durch Kleinigkeiten stören lassen und klugerweise für ein Unterholz kleiner Freuden sorgen, da große nur in langen Zwischenräumen uns zuteil werden"*).

Franz von Sales betrachtet denselben Gegenstand vom christlichen Standpunkte aus. „Wie sorgfältig", sagt er „sollten wir die kleinen Tugenden pflegen, welche am Fuße des Kreuzes aufsprießen!" Als der Heilige gefragt wurde: „Welche Tugenden meinst du?", antwortete er: „Demut, Geduld, Milde, Wohlwollen, gegenseitiges Tragen von Lasten, Herablassung, Sanftmut des Herzens, Fröhlichkeit, Mitleid, Versöhnlichkeit, Einfachheit, Reinheit, kurz alle diese Arten kleiner Tugenden. Dem bescheidenen Veilchen gleich, lieben

*) „Briefe und Studien", S. 67.

sie den Schatten, werden vom Tau genährt und fallen nicht sehr ins Auge, verbreiten aber einen süßen Duft rings um sich her" *).

Ein anderes mal sagte er: „Willst du einem Extrem verfallen, so sei es auf der Seite der Milde. Der menschliche Geist ist so gebildet, daß er der Strenge widersteht und der Sanftmut nachgiebt. Ein mildes Wort löscht den Zorn, wie das Wasser das Feuer, und durch Wohlwollen kann jeder Boden fruchtbar gemacht werden. Eine höflich gesprochene Wahrheit sammelt feurige Kohlen auf das Haupt, oder wirft vielmehr Rosen ins Gesicht. Wie kann man einem Feinde widerstehen, dessen Waffen Perlen und Diamanten sind?" *).

Man überwindet die Übel nicht, wenn man ihnen zuvorzukommen sucht. Tragen wir unsere Bürde beständig mit uns umher, so drückt uns ihre Last bald zuboden. Kommt das Übel, so müssen wir ihm tapfer und zuversichtlich begegnen. Was Perthes an einen jungen Mann schrieb, der sich Kleinigkeiten und Sorgen mehr als recht zu Herzen nahm, war ein guter Rat: „Gehen Sie mit Hoffnung und Vertrauen vorwärts. Dies ist der Rat eines alten Mannes, der an der Bürde und an der Mittagsglut des Lebens seinen vollen Anteil gehabt hat. Komme auch was da wolle, wir müssen stets aufrecht bleiben

---

*) Schöne Aussprüche von Franz von Sales.

und uns zu diesem Zweck den verschiedenen Einflüssen des vielfarbigen Lebens heiter fügen. Nennen Sie das Leichtsinn, so haben Sie zumteil Recht, denn Blumen und Farben sind bloße Kleinigkeiten, leicht wie die Luft, aber ein solcher Leichtsinn ist ein wesentlicher Teil unserer menschlichen Natur, ohne den wir unter dem Gewichte der Zeit zusammenbrechen würden. So lange wir auf der Erde weilen, müssen wir mit ihr und mit dem, was auf ihrer Brust blüht und verwelkt, spielen. Unser Bewußtsein, daß unser Leben bloß der Weg zu einem höhern Ziele ist, darf uns nicht verhindern, heiter mit ihm zu spielen, denn thun wir das nicht, so verläßt uns unsere Kraft des Handelns vollständig" *).

Die Heiterkeit ist eine Begleiterin der Geduld, welche eine Hauptbedingung für Glück und Erfolg im Leben ist. „Wer gut bedient sein will", sagt George Herbert, „der muß geduldig sein." Von dem fröhlichen und geduldigen König Alfred sagte man, daß das Glück ihn gleich einer Gabe Gottes begleitet habe. Marlboroughs ruhige Geduld war groß und das Hauptgeheimnis seiner Erfolge als General. „Die Geduld überwindet alles", schrieb er 1702 an Godolphin. Als er in große Not geriet, weil seine

*) Perthes' Leben, II, 449.

Verbündeten ihn hinderten und anfeindeten, sagte er: „Nachdem ich alles gethan habe, was mir möglich gewesen ist, muß ich mich in Geduld fügen". Unser letzter und größter Segen ist die Hoffnung, das allgemeine Eigentum, denn der weise Thales hat sehr richtig gesagt: „Wer auch sonst nichts hat, der hat die Hoffnung". Sie ist der große Helfer des Armen und ist darum das Brot des armen Mannes genannt worden. Sie ist auch die Stütze großer Thaten und der Antrieb dazu. Von Alexander dem Großen erzählt man, daß er bei seiner Thronbesteigung den größten Teil der Ländereien, die sein Vater ihm hinterließ, unter seine Freunde verteilte. Als Perdikkas ihn fragte, was er denn für sich behalte, antwortete Alexander: „Das größte Besitztum von allen, die Hoffnung".

Die Freuden der Erinnerung, so groß sie sein mögen, sind im Vergleich mit denen der Hoffnung schwach. Die Hoffnung ist die Mutter aller Anstrengungen und Unternehmungen „und jede Gabe edlen Ursprungs wird uns durch den nie ruhenden Atem der Hoffnung eingehaucht". Man kann sie die sittliche Dampfmaschine nennen, welche die Welt bewegt und in Thätigkeit erhält. Am Ende von allem steht die „große Hoffnung", wie Robertson von Ellon sie genannt hat, vor uns. „Wenn die Hoffnung nicht wäre", sagte Byron, „wo würde dann die Zukunft sein? In der Hölle! Wo die

Gegenwart ist, brauche ich nicht zu sagen, denn die meisten von uns wissen es, und was die Vergangenheit betrifft, was herrscht in unserer Erinnerung vor? Getäuschte Hoffnungen. Folglich findet man in allen menschlichen Angelegenheiten Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung!*)"

*) Moores „Leben Byrons".

Neuntes Kapitel.

Manier und Kunst.

Weil wir jetzt feine Herren sind, müssen wir fein werden. Shakespeare.

Manieren sind nicht unnütz, nein, die Frucht
Von edlem Wesen und von hohem Geist.
Tennyson.

Ein schönes Benehmen ist besser als eine schöne Gestalt. Es verschafft einen höhern Genuß, als Gemälde oder Bildsäulen, und ist unter den schönen Künsten die schönste.
Emerson.

Die Manieren werden nur zu oft vernachlässigt, und doch sind sie für Männer wie für Frauen höchst wichtig. Das Leben ist zu kurz, als daß wir eine schlechte Manier los werden könnten, und überdies sind die Manieren die Schatten von Tugenden. Sydney Smith.

Die Manier ist eine der äußerlichen Hauptschönheiten des Charakters. Sie ist der Schmuck der Thätigkeit und macht oft die gewöhnlichsten Handlungen durch die Art, wie sie dieselben verrichtet, schön. Sie verleiht selbst den kleinsten Einzelheiten des

Lebens einen Reiz und trägt dazu bei, dieses selbst angenehm und gefällig zu machen.

Die Manier ist nicht so frivol oder unbedeutend, als mancher glauben mag, denn sie hat entschieden die Tendenz, die Geschäfte des Lebens zu erleichtern und den geselligen Verkehr zu versüßen. „Selbst die Tugend beleidigt", sagt Bischof Middleton, „wenn sie mit einer abstoßenden Manier verbunden ist."

Mit der Achtung, deren die Menschen bei der Welt genießen, hat die Manier viel zu thun und sie hilft uns, wenn wir andere zu lenken haben, häufig mehr, als Eigenschaften von viel größerem Gewicht. Eine zugleich anmutige und herzliche Manier gehört zu den nötigsten Vorbedingungen des Erfolgs, und mancher scheitert bloß deshalb, weil sie ihm fehlt*). Denn vom ersten Eindruck hängt sehr viel ab, und die Zuvorkommenheit und Höflichkeit des Menschen entscheidet gewöhnlich darüber, ob dieser Eindruck ein günstiger oder ungünstiger ist.

---

*) Locke hielt es für wichtiger, daß ein Erzieher der Jugend wohl erzogen und von freundlichem Charakter, als daß er ein tüchtiger Klassiker oder Gelehrter sei. In einem Briefe an Lord Peterborough, der sich auf die Erziehung des jungen Lords bezog, sagte er: „Sie wünschen sich einen bedeutenden Gelehrten zum Hofmeister, ich aber meine, daß es gar kein Gelehrter zu sein braucht. Wenn er das Lateinische gut versteht und einen allgemeinen Überblick über die Wissenschaften hat, so ist das genug. Ich wünschte, daß er wohl erzogen und von freundlichem Charakter sei".

Während Rauheit und Schroffheit Thüren und Herzen verschließt, wirkt ein schickliches und freundliches Benehmen, in dem die gute Manier besteht, allerorten als ein: „Öffne dich, Sesam!“ Die Thüren fliegen vor ihm auf, und es ist ein Freipaß zum Herzen von jedermann, von Jung und Alt.

Man kennt das Wort: „Die Manieren machen den Menschen“, doch ist es nicht so wahr, als das zweite: „Der Mensch macht die Manieren“. Jemand kann schroff, selbst rauh sein und doch ein gutes Herz und einen gediegenen Charakter haben; indessen würde er ohne Zweifel viel angenehmer und wahrscheinlich viel nützlicher sein, verriete er jenes angenehme Wesen und jene höfliche Manier, die dem wahrhaft gebildeten Mann immer den letzten Schliff geben.

Einer der schönsten Züge im Charakter Josephs des Zweiten von Österreich war der, daß er die geringste Person nie verachtete, dem Ärmsten mit liebevoller Höflichkeit begegnete und gemeinen Soldaten wie schlichten Arbeitern ein wohlwollendes Gehör schenkte. Den ganzen Vormittag war der „Controlleur-Gang“ vor seinem Zimmer mit Leuten jedes Alters, Standes und Geschlechts gefüllt, denen er ihre Bittschriften abnahm und von denen er diejenigen, welche mit ihm sprechen wollten, selbst auf sein Zimmer führte.

In der Manier eines Menschen spricht sich in einem gewissen Grade sein Charakter aus. Sie ist die

äußere Erscheinung seiner innern Natur. Sie verrät seinen Geschmack, seine Gefühle und seine Stimmung und eben so die Gesellschaft, an die er gewöhnt ist. Es giebt eine angelernte Manier, die von verhältnismäßig geringer Bedeutung ist, aber die natürliche Manier, das Hervortreten natürlicher, durch sorgfältige Selbstbildung verbesserter Gaben, hat sehr viel zu sagen.

Anmut der Manier ist eine Eingebung des Gefühls, das für einen gebildeten Geist eine Quelle großer Genüsse ist. In diesem Lichte betrachtet, ist das Gefühl von fast gleicher Bedeutung wie Talente und Fertigkeiten, während es auf die Richtung, die der Geschmack und der Charakter des Menschen nehmen, von noch größerem Einfluß ist. Teilnahme ist der goldene Schlüssel, der die Herzen anderer öffnet. Sie lehrt nicht bloß Höflichkeit und Zuvorkommenheit, sondern verleiht auch Einsicht, weckt Weisheit und kann fast als die höchste Zierde der Menschheit betrachtet werden.

Künstliche Höflichkeitsregel sind von sehr geringem Wert. Was unter dem Namen der Etiquette umläuft, ist häufig der Kern der Unhöflichkeit und Unwahrheit. Es besteht der Hauptsache nach in einem Figurmachen und ist leicht zu durchschauen. Im glücklichsten Falle ist die Etiquette bloß ein Ersatz für gute Manieren, häufiger jedoch eine bloße Nachäffung derselben.

Gute Manieren bestehen wesentlich in Höflichkeit und Freundlichkeit. Man hat die Höflichkeit als die Kunst bezeichnet, die innere Achtung, die wir für andere hegen, durch äußerliche Zeichen darzulegen. Man kann aber gegen einen dritten ausgesucht höflich sein, ohne ihn besonders zu achten. Gute Manieren sind nicht mehr und nicht weniger als ein schönes Benehmen. Mit Recht hat man gesagt: „Eine schöne Gestalt ist besser als ein schönes Gesicht, und ein schönes Benehmen besser als eine schöne Gestalt. Es verschafft einen höhern Genuß als Gemälde oder Bildsäulen und ist unter den schönen Künsten die schönste". Kürzer und schlichter ausgedrückt tritt uns dieselbe Wahrheit in dem deutschen Sprüchwort entgegen: „Höflichkeit geht vor Schönheit".

Die echteste Höflichkeit liegt in Aufrichtigkeit. Sie muß aus dem Herzen kommen, oder sie macht keinen dauernden Eindruck, denn die feinste Bildung enthebt uns der Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht. Der natürliche Charakter muß von seinen Unebenheiten und Ecken befreit hervortreten. Obgleich die Höflichkeit in ihrer besten Form, wie Franz von Sales sagt, dem Wasser gleichen muß, das dann am besten ist, wenn es klar, rein und geschmacklos ist, so deckt doch der Genius des Mannes viele Mängel der Manier zu und einer starken und originellen Persönlichkeit wird viel nachgesehen. Ohne Natürlichkeit und Individualität würde das menschliche Leben

an Interesse und Mannigfaltigkeit, wie an Männlichkeit und Stärke des Charakters viel verlieren.

Die wahre Höflichkeit ist human. Sie verrät sich in der Neigung, zum Glück anderer beizutragen und alles zu vermeiden, was sie verletzen kann. Sie ist aber eben so dankbar wie human und erkennt freundliche Dienste bereitwillig an. Merkwürdigerweise fand Hauptmann Speke, daß diese Charaktereigenschaft selbst von den Einwohnern Ugandas an den Küsten des Nyanzasees im Herzen von Afrika anerkannt wird, wo man jeden bestraft, der undankbar ist oder jemand für geleistete Dienste seinen Dank zu sagen unterläßt.

Wahre Höflichkeit verrät sich besonders in der Achtung der Persönlichkeit anderer. Wer selbst geachtet werden will, der muß die Individualität seiner Mitmenschen achten. Es wird auf fremde Ansichten und Meinungen, wenn sie auch von den seinigen abweichen, die gebührende Rücksicht nehmen. Der wohlerzogene Mann macht dem andern ein Kompliment und sichert sich sogar häufig dessen Achtung, wenn er ihm geduldig zuhört. Er ist duldsam und nachsichtig und enthält sich harter Urteile. Wer über andere hart urteilt, der ruft fast immer harte Urteile über sich selbst hervor.

Der unhöfliche und rücksichtslose Mensch wird häufig lieber seinen Freund als seinen Spaß aufgeben. Gewiß dürfen wir den als einen großen

Thoren bezeichnen, der sich um den Preis einer minutenlangen Befriedigung den Haß eines andern zuzieht. Der Ingenieur Brunel, einer der freundlichsten Männer der Welt, hat den Ausspruch gethan, daß Rücksichtslosigkeit und Groll zu dem kostspieligsten Luxus des Lebens gehören. Dr. Johnson sagte einmal: „Der Mensch hat kein größeres Recht, unhöflich zu sprechen, als unhöflich zu handeln, kein größeres Recht, einem andern ein rohes Wort zu sagen, als ihn niederzuschlagen“.

Wer verständig und höflich ist, der stellt sich nicht, als ob er besser, weiser oder reicher als sein Nachbar sei. Er rühmt sich nicht seines Ranges, seiner Geburt oder seines Vaterlandes, und blickt nicht auf andere herab, weil sie nicht durch ihre Geburt dieselben Vorrechte erlangt haben, welche er selbst besitzt. Er brüstet sich nicht mit seinen Vorzügen oder seinem Beruf und spricht nicht bloß „von seinen Hühnern und Gänsen“, sowie er den Mund öffnet. Er wird im Gegenteil in allem, was er sagt oder thut, bescheiden, anspruchslos und ohne Anmaßung sein, indem er seinen wahren Charakter lieber in Leistungen als in Prahlereien, lieber in Thaten als in Worten zeigt.

Mangel an Achtung für die Gefühle anderer entsteht gewöhnlich durch Selbstsucht und führt zu Härte und abstoßenden Manieren. Er hat vielleicht weniger in Bosheit, als in Mangel an Teilnahme

und Zartgefühl seinen Ursprung, in einem Mangel an jener Wahrnehmung und Beachtung von anscheinend kleinen und unbedeutenden Dingen, durch die anderen Freude oder Schmerz bereitet wird. Inderthat kann man sagen, daß der Unterschied der guten Erziehung von der schlechten hauptsächlich darin besteht, daß man sich im gewöhnlichen Verkehr des Lebens Opfer aufzuerlegen weiß.

Ein Mann, der sich in der Gesellschaft nicht in einem gewissen Grade beherrscht, kann fast unerträglich werden. Niemand findet ein Vergnügen daran, mit einer solchen Persönlichkeit, welche für ihre Umgebung eine beständige Qelle des Verdrusses ist, zu verkehren. Durch Mangel an Selbstbeherrschung werden viele Menschen ihr lebenlang in Kämpfe mit sellstgeschaffenen Schwierigkeiten verwickelt und machen sich manchen Erfolg durch ihre grobkörnige Unhöflichkeit unmöglich, während andere und vielleicht minder begabte durch einfache Geduld, Verträglichkeit und Selbstbeherrschung sich ihren Weg bahnen und Erfolge erringen.

Man hat gesagt, daß die Menschen durch ihr Temperament im Leben eben so viel erreichen, wie durch ihre Talente. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß ihr Glück hauptsächlich von ihrem Temperament, besonders von ihrer heitern Stimmung, ihrer freundlichen Manier und ihrer Bereitwilligkeit, anderen zu nützen, abhängt, also von

lauter Einzelheiten des Benehmens, welche die kleine Münze im Verkehr des Lebens bilden und immer gebraucht werden.

Man kann seine Nichtbeachtung anderer durch verschiedene Unhöflichkeiten an den Tag legen, z. B. durch Nachlässigkeit in der Kleidung, Unreinlichkeit und widerliche Gewohnheiten. Eine unreinliche Person macht sich unangenehm und verletzt dadurch den Geschmack und die Gefühle anderer, sodaß sie bloß unter einer andern Form unhöflich und roh wird.

David Ancillon, ein Hugenottenprediger von seltener Anziehungskraft, der seine Predigten mit der größten Sorgfalt studierte und ausarbeitete, pflegte zu sagen, „man zeige keine Achtung vor der Gemeinde, wenn man sich mit der Vorbereitung keine Mühe gebe, und begehe dadurch einen eben so großen Verstoß gegen die Höflichkeit, als wenn man bei einer Festfeier in Schlafrock und Nachtmütze erscheine“.

Die vollendete Manier tritt so natürlich auf, daß sie nicht auffällt und angeboren zu sein scheint. Künstlichkeit ist mit einem höflichen Freimut der Manier unverträglich. Rochefoucauld hat gesagt, „nichts hindere uns mehr, natürlich zu sein, als das Bestreben, so zu erscheinen“. So kommen wir also wieder auf Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zurück, welche in Anmut, Höflichkeit, Freundlichkeit und Berücksichtigung der Gefühle anderer ihren äußerlichen Ausdruck finden. Der freimütige und herzliche Mann macht alle, die

ihn umgeben, unbefangen. Er erwärmt und erhebt sie durch seine Anwesenheit und gewinnt alle Herzen. So wird die Manier in ihrer höchsten Form gleich dem Charakter zu einer wahren Bewegungskraft.

„Die Liebe und Bewunderung“, sagt der Domherr Kingsley, „welche der achtbare, mutige und liebevolle Sir Sydney Smith bei allen, Reichen und Armen, fand, mit denen er in Berührung kam, entstand wohl dadurch, daß er, vielleicht unbewußt, Reiche und Arme, seine Bedienten und die Edelleute an seiner gastlichen Tafel gleich behandelte, nämlich mit derselben Achtung, Heiterkeit und Zuneigung, sodaß er überall, wohin er kam, Segen zurückließ und Segen erntete.“

Von guten Manieren nimmt man gewöhnlich an, daß sie adelig geborenen und erzogenen Personen, wie solchen, welche sich mehr in den höheren als in den niederen Gesellschaftskreisen bewegen, vorzugsweise eigen seien. Zum größten Teile ist das ohne Zweifel wahr, denn solche Personen haben in ihrer Jugend eine günstige Umgebung gehabt. Es giebt aber keinen Grund, weshalb die ärmsten Klassen in ihrem gegenseitigen Verkehr nicht eben so gute Manieren annehmen sollten, wie die reichsten.

Handarbeiter können sich selbst und andere eben so achten, wie Kopfarbeiter, und dies durch ihr Benehmen gegen einander, oder mit anderen Worten durch ihre Manieren darlegen. Es giebt kaum einen Moment in ihrem Leben, dessen Genuß sie nicht durch eine der-

artige Freundlichkeit, sei es daheim, oder in der Werkstatt, oder auf der Straße, verschönern könnten. Der höfliche Arbeiter wird unter seinesgleichen mehr Einfluß bekommen und sie durch seine stetige Freundlichkeit und Höflichkeit zur Nachahmung hinleiten. So soll Benjamin Franklin als Arbeiter die Gewohnheiten einer ganzen Buchdruckerei reformiert haben.

Mit sehr wenig Geld in der Tasche kann man höflich und zuvorkommend sein. Höflichkeit führt weit und kostet doch nichts. Sie ist die wohlfeilste aller Hülfen, die bescheidenste aller schönen Künste und doch so nützlich und so freudebringend, daß man sie fast zu den klassischen Wissenschaften rechnen könnte.

Jede Nation hat von der andern etwas zu lernen, und giebt es eines, das die englischen Arbeiter von ihren Nachbarn auf dem Festlande mit besonderem Nutzen annehmen können, so ist es deren Höflichkeit. Die Franzosen und Deutschen selbst der niedrigsten Klassen sind in ihren Manieren angenehm, gefällig, herzlich und wohl erzogen. Der fremde Arbeiter nimmt beim Vorübergehen an seinem Genossen die Mütze ab und grüßt ihn mit Achtung. Darin liegt keine Unmännlichkeit, wohl aber Anmut und Würde. Selbst die tiefste Armut fremder Arbeiter wird nicht zum Elend, weil sie mit Heiterkeit ertragen wird. Obgleich diese Leute nicht halb so viel als unsere

arbeitenden Klassen verdienen, versinken sie nicht in Hülflosigkeit und ertränken ihren Kummer nicht im Branntwein, sondern suchen ihrem Leben die beste Seite abzugewinnen und erfreuen sich desselben trotz ihrer Armut.

Guter Geschmack ist ein richtiger Sparer. Man kann ihn mit geringen Mitteln bewähren und die Stunden der Arbeit wie die der Ruhe durch ihn versüßen. Den größten Genuß hat man von ihm, wenn er mit Fleiß und Pflichterfüllung verbunden ist. Selbst das Los der Armut wird durch Geschmack veredelt. Er bewährt sich durch Ersparungen im Haushalt. Er verleiht der demütigsten Wohnung Licht und Anmut. Er ruft Bildung hervor, erzeugt Wohlwollen und schafft eine Atmosphäre der Heiterkeit. Guter Geschmack kann daher, mit Freundlichkeit, Teilnahme und Intelligenz verbunden, selbst das niedrigste Los erheben und schmücken.

Die erste und beste Schule der Manieren wie des Charakters ist immer das Daheim, wo die Frau die Lehrerin ist. Die Manieren der großen Gesellschaft sind stets der Widerschein der Manieren des gesamten Daheims, nicht besser und nicht schlechter. Trotz aller Nachteile eines ungemütlichen Daheims kann der Mensch sich selber gefällige Manieren aneignen und durch gute Beispiele ein liebenswürdiges und angenehmes Benehmen gegen andere lernen. Die meisten Menschen sind rohe Edelsteine und müssen

durch die Berührung mit anderen und besseren Naturen geschliffen werden, um ihre volle Schönheit zu erlangen. Manche sind bloß auf einer Seite geschliffen, gerade genug um das feine Korn des Innern zu zeigen. Um die vollen Eigenschaften des Edelsteins zu entwickeln, bedarf es der Zucht durch Erfahrung und der Berührung mit den besten Charakterbeispielen im Verkehr des täglichen Lebens.

Eine glückliche Manier beruht größtenteils auf Takt und darum sind die Frauen, die meistens mehr Takt als die Männer haben, in diesem Punkte die besten Lehrerinnen. Sie sind zurückhaltender als die Männer und besitzen von Natur mehr Anmut und Schliff. Ihnen eignet ferner Lebhaftigkeit und Bereitschaft zum Handeln, ein schärferer Einblick in den Charakter und eine größere Unterscheidungskraft und Gewandtheit. In Gesellschaftdingen ist ihnen Findigkeit und Schicklichkeit wie angeboren und deshalb empfangen Männer mit guten Manieren in der Gesellschaft feiner und kluger Frauen gewöhnlich ihre beste Bildung.

Der Takt führt den Menschen besser durch Schwierigkeiten, als Talent oder Wissen. „Das Talent ist Macht“, sagt ein Schriftsteller, „der Takt ist Kunst. Das Talent ist Gewicht, der Takt ist Bewegung. Das Talent weiß, was zu thun ist, der Takt weiß, wie es zu thun ist. Das Talent macht den Menschen achtbar, der Takt macht ihn geachtet. Das Talent ist Vermögen, der Takt ist bare Münze.“

Der Unterschied zwischen einem Mann von feinem Takt und einem Mann mit gar keinem Takt zeigte sich in einer Unterredung, die Lord Palmerston mit dem Bildhauer Behnes hatte. Bei der letzten Sitzung, welche Palmerston ihm bewilligte, begann Behnes die Unterhaltung mit den Worten: „Nun, Mylord, was giebt es neues aus Frankreich? Wie stehen wir mit Louis Napoleon?“ Der Minister des Äußern zog im ersten Augenblicke die Augenbrauen in die Höhe und sagte dann ruhig: „Wahrhaftig, Herr Behnes, das weiß ich nicht, ich habe die Zeitung noch nicht gelesen“. Der arme Behnes, der viele treffliche Eigenschaften und wahres Talent besaß, gehörte zu den vielen Leuten, die aus Mangel an Takt ihren Lebensberuf verfehlen.

Die Manier übt in Verbindung mit Takt eine solche Gewalt, daß Wilkes, einer der häßlichsten Männer, zu sagen pflegte: gelte es die Gunst einer Dame zu gewinnen, so sei zwischen ihm und dem schönsten Manne in England bloß ein Unterschied von drei Tagen.

Dieses Wort von Wilkes erinnert uns daran, daß man auf die Manier kein zu großes Gewicht legen darf, da sie nicht immer den wahren Charakter merken läßt. Der wohlerzogene Mann spielt vielleicht wie Wilkes bloß eine Rolle, und zwar zu einem unsittlichen Zweck. Die Manier macht wie andere schöne Künste Vergnügen und läßt sich hübsch ansehen, aber sie kann

als Maske dienen, wie ja die Menschen sich oft den Schein einer Tugend geben, welche sie nicht besitzen. Sie ist nur ein äußeres Zeichen guten Betragens, sitzt aber vielleicht bloß in der Haut. Die feinstgeschliffene Person kann im Herzen durch und durch schlecht sein, und ihre hochfeinen Manieren bestehen vielleicht bloß in angenehmen Bewegungen und schönen Worten.

Auf der andern Seite muß man zugeben, daß einige der reichsten und edelsten Naturen die Anmut der Höflichkeit und Zuvorkommenheit nicht besessen haben. Wie die süßeste Frucht zuweilen eine rauhe Schale hat, so verbirgt sich oft eine freundliche und herzliche Natur unter einem rauhen Äußern. Der unbeholfene Mann kann in seiner Manier sogar roh erscheinen und doch im Herzen ehrlich, freundlich und sanft sein.

John Knox und Martin Luther zeichneten sich keineswegs durch Höflichkeit aus. Sie hatten eine Arbeit zu verrichten, welche mehr Stärke und Entschlossenheit als feine Manieren erforderte. Beide standen sogar in dem Rufe unnötiger Heftigkeit und Barschheit. „Wer bist denn du", sagte Maria Stuart zu Knox, „daß du dir herausnimmst, die Edlen und die Königin des Reichs zu meistern?" — „Gnädige Frau", antwortete Knox, „ein in diesem Reich geborener Unterthan." Man sagt, daß seine Kühnheit oder Schroffheit der Königin mehrmals Thränen ent-

lockte. Als der Regent Morton davon hörte, sagte er: „Es ist besser, daß Frauen weinen, als bärtige Männer“. Knox verließ einmal das Zimmer der Königin, als er einen der Kammerherren zu einem andern sagen hörte: „Er fürchtet sich nicht“. Er wandte sich um und sagte: „Weshalb sollte mich das hübsche Gesicht eines Edelmanns erschrecken? Ich habe zornigen Männern ins Gesicht geblickt und mich nicht gefürchtet“. Als der Reformator, durch ein Übermaß von Arbeiten und Sorgen verzehrt, zur Ruhe gebracht wurde, blickte der Regent in das offene Grab und sagte Worte, die ihrer Wahrheit wegen einen tiefen Eindruck machten. „Hier liegt ein Mann, der jedem furchtlos in die Augen geblickt hat“.

Auch von Luther glaubten manche, daß er aus nichts als Heftigkeit und Rauheit zusammengesetzt sei. Er lebte aber wie Knox in einer rohen und gewaltsamen Zeit und hatte eine Arbeit zu verrichten, die sich mit Milde und Sanftmut schwerlich ausführen ließ. Um Europa aus seinem tiefen Schlaf zu erwecken, mußte er kräftig und selbst heftig sprechen und schreiben. Luthers Heftigkeit lag jedoch bloß in seinen Worten; sein anscheinend rauhes Äußere bedeckte ein warmes Herz. Im Privatleben war er sanft, teilnehmend und liebevoll. Er war einfach und schlicht bis zur Gewöhnlichkeit. Ein Freund aller alltäglichen Freuden und Genüsse, war er nichts weniger als ein strenger Mann oder ein Frömmler,

sondern herzlich, heiter und selbst lustig. Luther war sein lebenlang der Held des gemeinen Mannes und ist es in Deutschland noch heute.

Ist eine zanksüchtige Manier und die Gewohnheit, immer zu streiten und zu widersprechen, unangenehm und abstoßend, so ist die entgegengesetzte Gewohnheit, immer zu nicken und jeder Behauptung oder Gemütsbewegung Beifall zu schenken, fast eben so widerlich. Sie ist unmännlich und ihre Unehrlichkeit wird durchschaut. „Es mag schwierig scheinen“, sagt Richard Sharp, „immer zwischen Schroffheit und einem freimütigen Benehmen, zwischen dem Aussprechen verdienten Lobes und dem Austeilen sinnloser Schmeichelei hindurch zu steuern, aber imgrunde ist es doch sehr leicht, da man den rechten Weg gewiß findet, wenn man nur gute Laune, ein freundliches Herz und vollständige Aufrichtigkeit besitzt*).“

Viele sind unhöflich, nicht weil sie es sein wollen, sondern weil sie unbeholfen sind und es vielleicht nicht besser verstehen. Als Gibbon den zweiten und dritten Teil seines Werks über den Niedergang des Römischen Reiches veröffentlicht hatte, begegnete ihm der Herzog von Cumberland einmal und redete ihn an: „Wie geht es Ihnen, Herr Gibbon? Ich sehe, Sie sind noch immer auf die alte Art dabei: schmieren, schmieren, schmieren“. Wahrscheinlich wollte der

*) „Briefe und Studien“, S. 59.

Herzog dem Schriftsteller ein Kompliment machen und verstand es nicht besser als auf diese seltsame und scheinbar rohe Weise zustande zu bringen.

Viele Personen gelten für steif, zurückhaltend und stolz, während sie bloß schüchtern sind. Schüchternheit kennzeichnet die meisten Völker des germanischen Stammes. Man hat sie die englische Manie genannt, aber man findet sie mehr oder weniger bei allen Völkern des Nordens. Der gewöhnliche Engländer führt auf Reisen seine Schüchternheit mit sich. Er ist steif, linkisch, unliebenswürdig und scheinbar teilnahmlos, und nimmt er ein schroffes Benehmen an, so bleibt er doch schüchtern und kann es nicht ganz verbergen. Der von Natur anmutige und wesentlich gesellige Franzose versteht einen solchen Charakter nicht und macht den Engländer zu seinem stehenden Witz und zum Gegenstande seiner lächerlichen Zerrbilder. George Sand schreibt die Steifheit der Söhne Albions einem Vorrat an britischen Fluidum zu, den sie immer bei sich tragen und der sie gegen alle Vorgänge so abstumpft, „und für die Luft der von ihnen bereisten Gegenden so undurchdringlich macht, wie eine Maus unter einer ausgepumpten Glasglocke ist“ *).

Der Franzose und der Irländer übertrifft den Engländer, Deutschen oder Amerikaner an Höflichkeit und Ungezwungenheit, weil es so in seiner Natur liegt.

---

*) „Briefe eines Reisenden.“

Beide sind nicht so selbstbewußt, wie Männer germanischen Ursprungs, geselliger, mitteilsamer, gesprächiger und im gegenseitigen Verkehr offener, während Männer deutschen Stammes gewöhnlich steif, zurückhaltend, schüchtern und unbeholfen sind. Ein Volk kann aber Ungezwungenheit, Fröhlichkeit und Munterkeit des Charakters besitzen und doch der tieferen Vorzüge entbehren, welche Ehrfurcht einflößen. Es besitzt vielleicht jede Anmut der Manier und ist doch herzlos, frivol und selbstsüchtig. Der Charakter kann bloß auf der Oberfläche liegen und sich nicht auf eine Grundlage solider Eigenschaften stützen.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, welche dieser beiden Arten von Völkern, ob die ungezwungene und anmutige, oder die steife und linkische, bei Begegnungen in Geschäften, in der Gesellschaft, oder im zufälligen Verkehr des Lebens am angenehmsten ist. Welche die standhaftesten Freunde, die treuesten Worthalter, die gewissenhaftesten Pflichterfüller liefert, ist eine andere Frage.

Der trockene, linkische Engländer — l'Anglais empêtré, wie die Franzosen ihn nennen — ist beim ersten Zusammentreffen mit ihm ohne Frage keine besonders angenehme Person. Er sieht aus, als ob er eine Feuerzange verschluckt hätte. Er ist selbst schüchtern und macht andere schüchtern. Er ist nicht aus Stolz, sondern aus Schüchternheit steif und kann das bei dem besten Willen nicht von sich abschütteln.

Es sollte uns indertat nicht wundern, wenn wir die Entdeckung machten, daß selbst der geistreiche Schriftsteller, der den englischen Philister in der ganzen Ungeheuerlichkeit seines unbeholfenen und jeder Anmut baren Wesens geschildert hat, seinerseits so scheu wie eine Fledermaus ist.

Wenn zwei schüchterne Menschen zusammentreffen, so sehen sie wie zwei Eiszapfen aus. In einem Zimmer schieben sie an einander vorbei und wenden sich den Rücken zu, auf der Reise kriechen sie jeder in einen Winkel des Eisenbahnwagens. Wenn schüchterne Engländer mit der Eisenbahn fahren, gehen sie am Zug entlang, um ein leeres Coupé zu entdecken, dem sie sich anvertrauen können, und haben sie sich dort verschanzt, so betrachten sie jeden, der nach ihnen einsteigt, mit innerlichem Haß. Betreten sie das Eßzimmer ihres Klubs, so sehen sich die schüchternen Menschen nach einem leeren Tische um und zuletzt sitzt an jedem Tische ein einzelner Gast. Diese ganze scheinbare Ungeselligkeit ist bloße Schüchternheit, das nationale Wahrzeichen des Engländers.

„Die Schüler des Confucius sagen", bemerkt Arthur Helps, „daß ihr Meister in Gegenwart des Kaisers stets eine ehrfurchtsvolle Schüchternheit verriet. Es würde schwer sein, das Benehmen der meisten Engländer in Gesellschaften besser zu bezeichnen." Auf dieses Gefühl vielleicht nimmt Sir Henry Taylor Rücksicht, wenn er in seinem „Staatsmann" dem

Minister empfiehlt, bei Unterredungen der Thür so nahe wie möglich zu bleiben, und, anstatt beim Abschiede den Besuch zum Zimmer hinaus zu komplimentieren, ihn in ein anstoßendes Gemach flüchten zu lassen. „Schüchterne und verlegene Menschen", sagt er, „sitzen wie an den Boden genagelt da, wenn sie wissen, daß sie beim Fortgehen die ganze Länge eines Zimmers zu durchschreiten haben. Unter allen Umständen findet eine Unterredung einen leichtern und angenehmern Schluß, wenn bei den letzten Worten die gesprochen werden, die Thür zurhand ist*)."

Der verstorbene Prinz Albert, einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen, war zugleich höchst zurückhaltend. Er kämpfte gegen seine Schüchternheit sehr, war aber nie imstande, sie zu besiegen oder zu verbergen. Sein Biograph sagt zur Erklärung der Ursachen derselben: „Es war die Scheu einer zartfühlenden Natur, die nicht sicher ist, ob sie gefallen wird, und der die Zuversicht und Eitelkeit fehlt, durch die oft ein Charakter gebildet wird, der äußerlich einen angenehmern Eindruck macht"**).

Der Prinz teilte diesen Fehler mit einigen der größten Engländer. Sir Isaak Newton war vielleicht der schüchternste Mann seiner Zeit. Eine zeitlang hielt

---

*) Sir Henry Taylors „Staatsmann", S. 59.

**) Einleitung zu den „Studien und Ansprachen des Prinzen-Gemahls", 1862.

er einige seiner größten Entdeckungen zurück, weil er die Berühmtheit fürchtete, die sie ihm bringen mußten. Seine Entdeckung der Fluxionslehre (Differentialrechnung), deren wichtigste Anwendungen er feststellte, und seine noch größere Entdeckung des Gesetzes der Schwere veröffentlichte er erst nach Jahren, und als er Collins seine Theorie des Umlaufs des Mondes um die Erde mitteilte, verbot er ihm, bei Besprechung derselben in den „Naturwissenschaftlichen Verhandlungen" seinen Namen zu nennen. „Vielleicht vermehrten sich meine Bekanntschaften", sagte er, „und gerade das will ich am sorgfältigsten vermeiden."

Aus allem, was wir von Shakespeare hören, müssen wir schließen, daß auch er in gewissem Grade schüchtern war. Über die Art, wie er seine Dramen in die Welt schickte, und über das Datum der Veröffentlichung jedes einzelnen lassen sich bloße Vermutungen aufstellen, denn daß er ein einziges selbst herausgegeben, oder die Erlaubnis dazu erteilt hätte, ist nicht bestimmt bekannt. Sein Auftreten in seinen eigenen Stücken in zweiten und selbst dritten Rollen, seine Gleichgültigkeit gegen den Ruf, der selbst zu einer Abneigung gegen den Beifall seiner Zeitgenossen gestiegen zu sein scheint, sein Verschwinden aus London, diesem Sitz und Mittelpunkt der englischen Schauspielkunst, sobald er sich ein mäßiges Einkommen gesichert hatte, und sein Rücktritt von der Bühne im Alter von noch nicht fünfzig Jahren, um bis ans

Ende seiner Tage in einem Landstädtchen einer der mittleren Grafschaften unbeachtet zu leben — dies alles scheint sich zu vereinigen, die verschlossene Natur und die unbesiegbare Schüchternheit des großen Mannes zu beweisen.

Es ist ferner wahrscheinlich, daß Shakespeare nicht bloß schüchtern war — wozu, wie bei Byron, sein Hinken viel beigetragen haben dürfte —, sondern auch, daß er die Gabe der Hoffnung nicht in einem hohen Grade besaß. Es ist ein bemerkenswerter Umstand, daß der große Dramatiker, der in seinen Schriften aller anderen Gaben, Affekte und Tugenden reichlich gedacht hat, nur an wenigen Stellen der Hoffnung erwähnt und dann gewöhnlich im Tone der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, zum Beispiel in den Worten:

> Wer elend ist, dem bleibt von den Arzneien
> Die Hoffnung ganz allein.

Viele seiner Sonette atmen den Geist der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Er beklagt seine Lahmheit, entschuldigt seinen Schauspielerberuf, spricht seine Furcht vor Selbstvertrauen und seine hoffnungslose, vielleicht auf einen falschen Gegenstand gerichtete Neigung aus, ahnt einen baldigen Tod und sehnt sich nach „Ruhe im Grabe".

Man sollte eigentlich denken, daß Shakespeares Schauspielerberuf und sein wiederholtes Auftreten auf der Bühne seine Schüchternheit habe besiegen müssen.

Angeborene Schüchternheit läßt sich aber, wenn sie stark ist, nicht so leicht überwinden*). Wer sollte glauben, daß der verstorbene Charles Mathews, der ausverkaufte Häuser einen Abend nach dem andern unterhielt, von Natur einer der schüchternsten Menschen war? Er machte sogar, obgleich er lahm war, in den Seitengäßchen Londons große Umwege, um nicht erkannt zu werden. Seine Frau sagte von ihm, daß er, wenn man ihn erkannte, verwirrt wurde und „wie ein Schaf aussah“, und daß er die Augen niederschlug und rot wurde, wenn er beim über die Straße Gehen seinen Namen flüstern hörte**).

Ebenso kann man von Lord Byron im ersten Augenblick kaum glauben, daß er den Fehler der Schüchternheit hatte, und doch war dieser ihm eigen. Sein Biograph erzählt, daß Byron während eines Besuchs bei Frau Pigot in Southwell, als er Fremde kommen sah, augenblicklich aus dem Fenster sprang und durch eine Hintergasse ihnen entlief.

Washington, seiner Abstammung nach ein Engländer, war es auch in seiner Schüchternheit. Josiah Quincy beschreibt ihn als „in seiner Person ein

---

*) Von Garrick erzählt man sich, daß er bei einer Zeugenaussage vor Gericht, obgleich er dreißig Jahre lang vor Tausenden mit der größten Ruhe aufgetreten war, so verwirrt wurde, daß der Richter ihn fortschicken mußte.

**) Frau Mathews' „Leben und Briefwechsel von Charles Mathews“, S. 232.

wenig steif, in seinen Manieren nicht wenig förmlich und in der Gegenwart von Fremden nicht besonders unbefangen. Er hatte das Wesen eines Landedelmannes, der an Gesellschaft nicht sehr gewöhnt und allerdings vollständig höflich, aber in der Unterhaltung nicht ungezwungen und in seinen Bewegungen nicht anmutig ist".

Obgleich wir uns die modernen Amerikaner nicht gut als schüchtern denken können, war der beste amerikanische Schriftsteller unserer Zeit wahrscheinlich der schüchternste aller Menschen. Nathaniel Hawthorne war bis zur Krankhaftigkeit scheu. Wir haben gesehen, daß er, als ein Fremder ins Zimmer trat, sich umkehrte, um eine Erkennung zu vermeiden. Brach aber das Eis der Schüchternheit, so konnte niemand freundlicher und herzlicher als Hawthorne sein.

Bisher haben wir die Schüchternheit als einen Fehler besprochen. Sie läßt sich aber auch anders auffassen, denn selbst die Schüchternheit hat ihre helle Seite und enthält ein Element des Guten. Schüchterne Menschen und schüchterne Völker sind ohne Anmut, weil sie in Gesellschaft verhältnismäßig ungesellig sind. Die elegante Manier, die durch einen ungezwungenen Verkehr gewonnen wird und welche die geselligen Völker auszeichnet, fehlt ihnen, weil sie die Gesellschaft mehr meiden als aufsuchen. Sie sind in der Gegenwart von Fremden und selbst in ihrer Familie schüchtern. Sie verbergen ihre Zuneigung

unter einem Mantel der Zurückhaltung, und wenn sie ihren Gefühlen Luft machen, so geschieht es bloß in einem ganz entlegenen Hinterzimmer. Sie haben aber Gefühle, und diese werden dadurch, daß sie anderen nicht zurschaudienen sollen, weder ungesund noch unecht.

Für die alten Deutschen ist es nicht wenig charakteristisch, daß die geselligeren und mehr auf den Eindruck bedachten Völker, von denen sie umgeben waren, sie als Niemec oder stumme Menschen bezeichneten. Denselben Namen könnte man den heutigen Engländern geben, wenn man sie mit ihren gewandteren, gesprächigeren und in jeder Beziehung geselligeren Nachbarn, den heutigen Franzosen und Irländern, vergleicht.

Ein Charakterzug kennzeichnet die Engländer, dem wir auch bei den Völkern begegnen, von denen wir hauptsächlich abstammen, und das ist ihre innige Liebe zum Daheim. Gieb dem Engländer ein Daheim, und die Gesellschaft ist ihm verhältnismäßig gleichgültig. Um ein Bauerngut sein eigen nennen zu können, segelt er über das Meer, pflanzt sich in die Prärie oder in den Urwald hin und schafft sich selbst ein Daheim. Die Einsamkeit der Wildnis hat keine Schrecken für ihn, die Gesellschaft seiner Frau und seiner Familie genügt ihm, und er kümmert sich um weiter nichts. Daher kommt es, daß die Völker deutschen Ursprungs, zu denen auch die Engländer

und Amerikaner gehören, die besten Ansiedler sind und sich als Auswanderer über alle Teile der bewohnbaren Erde rasch verbreiten.

Die Franzosen haben in der Kolonisierung hauptsächlich deshalb nie etwas geleistet, weil sie einen starken geselligen Instinkt haben, in dem das Geheimnis ihres liebenswürdigen Benehmens liegt, und weil sie nie vergessen können, daß sie Franzosen sind*). Es

*) In einer Reihe geistreicher Artikel der ‚Revue des deux Mondes‘ unter dem Titel: „Sechstausend Stunden fern vom Dampfer“, beschreibt Moritz Sand seine Reisen in Nordamerika und spricht auch über die Ungeselligkeit der Nordamerikaner im Vergleich mit den Franzosen. Die einen, sagt er, sind vom Geist der Individualität, die anderen vom Geist der Geselligkeit beseelt. In Amerika hebt das Individuum die Gesellschaft auf, in Frankreich hebt die Gesellschaft das Individuum auf. „Dieses angelsächsische Volk“, sagt er, „das eine wenn nicht unerschöpfliche, doch unerschöpfte Erde als Arbeitsinstrument vor sich fand, begann sie unter dem Antriebe der Selbstzucht auszubeuten, aber wir Franzosen haben aus ihr nichts zu machen gewußt, weil wir in der Isolierung nichts ausrichten können. Der Amerikaner erträgt die Einsamkeit mit einem bewunderungswürdigen, aber schrecklichen Gleichmut; er liebt sie nicht und denkt an weiter nichts, als sie zu vernichten. Der Franzose ist ganz anders. Er liebt seine Verwandten, seinen Freund, seine Genossen, ja selbst seinen Nachbar im Omnibus oder im Theater, wenn dessen Figur ihm gefällt. Weshalb? Weil er ihn ansieht und in seiner Seele sucht, weil er eben so mit seinen Nebenmenschen wie mit sich selbst lebt. Ist er lange allein, so magert er ab, und ist er immer allein, so stirbt er.“

gab einmal eine Zeit, da es in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit zu liegen schien, daß die Franzosen den größern Teil des nordamerikanischen Festlandes besitzen würden. Von Untercanada lief die Linie ihrer Forts den St. Lorenz hinauf und vom Fort du Lac am Obern See längs des Flusses St. Croix den ganzen Mississippi bis zu dessen Mündung bei Neuorleans hinunter. Aber die großen selbstbewußten und fleißigen „Stummen" drangen von einem besiedelten Saum an der Seeküste schweigend gen Westen, besiedelten überall und schlugen überall feste Wurzeln in den Boden. Von dem ganzen alten französischen Besitz in Amerika ist fast weiter nichts übrig geblieben, als die französische Niederlassung Akadien in Untercanada.

Selbst dort finden wir eins der auffallendsten Beispiele jener starken Geselligkeit der Franzosen, welche sie zusammenhält und zugleich hindert, sich auszubreiten und in einem neuen Lande festzusetzen, wie die Männer germanischen Ursprungs instinktmäßig thun. Während in Obercanada die Ansiedler

Das ist vollständig wahr und erklärt uns, weshalb die verhältnismäßig ungeselligen Deutschen, Engländer und Amerikaner sich über die Erde verbreiten, während die ungemein geselligen Franzosen, die des Lebens ohne Gesellschaft nicht froh werden können, daheim zu bleiben vorziehen, sodaß Frankreich sich nicht über Frankreich ausdehnen kann.

von englischer und schottischer Herkunft in den Wald und die Wildnis eindringen, wo jeder Ansiedler vielleicht meilenweit von seinem nächsten Nachbar entfernt lebt, bleiben die Franzosen Untercanadas bei einander, in Dörfern zusammengedrängt, die gewöhnlich zwei Häuserreihen an einer Straße sind, hinter denen lange Streifen Ackerlands, in kleine Parzellen geteilt, sich erstrecken. Willig unterwerfen sie sich allen Nachteilen dieses Betriebs der Landwirtschaft, um nur Gesellschaft zu haben und nicht in die Hinterwälder ziehen zu müssen, wohin die Engländer, Deutschen und Amerikaner so gern gehen. Inderthat wird der amerikanische Hinterwäldler an die Einsamkeit nicht bloß gewöhnt, sondern er giebt ihr sogar den Vorzug. Wenn ihm in den östlichen Staaten neue Ansiedler zu nahe kommen und das Land „übervölkert" zu werden droht, so zieht er sich vor der anrückenden Gesellschaft zurück, packt seine „Sachen" auf einen Wagen und bricht mit Weib und Kind fröhlich auf, um sich im fernen Westen eine neue Heimat zu gründen.

So wird der Germane eben wegen seiner Schüchternheit zum echten Besiedler. Die Engländer, Schotten, Deutschen und Amerikaner lassen sich die Einsamkeit gern gefallen, wenn sie ein Daheim errichten und eine Familie ernähren können. So hat ihre verhältnismäßige Gleichgültigkeit dazu beigetragen, daß sie sich über die Erde verbreitet, sie erobert und bebaut haben, während den Franzosen ihre entschieden

geselligen Instinkte, die aus einer weit größern Anmut der Manier hervorgehen, bei der Kolonisierung im Wege gestanden haben, so daß sie in den fremden Ländern, wie in Algier und anderswo, in denen sie sich festgesetzt haben, nicht viel mehr als Garnisonen vorstellen*).

Durch die verhältnismäßige Ungeselligkeit des Engländers entstehen auch noch andere Eigenschaften. Seine Schüchternheit weist ihn auf sich selbst an und macht ihn selbstbewußt und unabhängig. Da die Gesellschaft für sein Glück nicht wesentlich ist, so wendet er sich zu Büchern, Studien, Erfindungen, oder hat an einem Handwerk Vergnügen und wird der beste Arbeiter. Ohne Furcht vertraut er sich der Einsamkeit des Meeres an und wird ein Fischer, ein

*) Die Irländer haben in mancher Beziehung denselben starken geselligen Instinkt wie die Franzosen. In den Vereinigten Staaten drängen sie sich ihrer Natur nach in die Städte, wo sie, wie in England, ihre irischen Quartiere haben. Sie sind dort sogar noch irischer, als in der Heimat, und können eben so wenig vergessen, daß sie Irländer sind, wie die Franzosen vergessen können, daß sie Franzosen sind. „Ich behaupte nach reiflicher Überlegung", sagt Maguire in seinem neuen Werke über die Irländer in Amerika, „daß es nicht in der Macht der Sprache liegt, die üblen Folgen dieses unglücklichen Zusammenhockens der Irländer in den großen Städten Amerikas angemessen zu schildern oder wohl gar zu übertreiben." Diese starke Geselligkeit der Irländer ist auch die Ursache, daß sie in allen Staaten der Union von der Hand in den Mund leben.

Seemann, ein Entdecker. Seit die ersten Normannen die nordischen Meere durchfurcht, Amerika entdeckt und ihre Flotten an den Küsten Europas und ins Mittelmeer hinaufgeschickt haben, sind Männer germanischen Ursprungs in der Schiffahrt stets voran gewesen. Die Engländer sind aus demselben Grunde, der sie ungesellig macht, unkünstlerisch. Sie liefern gute Ansiedler, Matrosen und Handwerker, aber keine guten Sänger, Tänzer, Schauspieler, Künstler oder Modisten. Sie kleiden sich, führen sich, sprechen und schreiben nicht gut. Es fehlt ihnen an Stil und Eleganz. Was sie zu thun haben, führen sie in Einem Zuge, aber ohne Anmut aus. Auffallend zeigte sich das bei der Internationalen Viehausstellung, die vor einigen Jahren in Paris stattfand. Am Schlusse der Ausstellung zogen die Preisempfänger mit ihren gekrönten Tieren auf. Zuerst kam ein Spanier, ein stattlicher und schöngekleideter Mann und nahm einen Preis letzter Klasse mit einer Miene und Haltung in Empfang, die einem Granden erster Klasse wohl angestanden haben würde. Dann kamen Franzosen und Italiener, voller Höflichkeit, Anmut und Chic, die sich elegant gekleidet und die Hörner ihrer Tiere mit Blumen und farbigen Bändern in harmonischer Farbenabstufung geschmückt hatten. Ganz zuletzt kam der Aussteller, welcher den ersten Preis bekommen hatte, ein plumper, schlichtgekleideter Mann mit Pächtergamaschen und ohne

eine Blume im Knopfloche. „Wer ist der?“ fragten die Zuschauer. „Nun, das ist der Engländer“, war die Antwort. „Der Engländer! Der Vertreter eines großen Landes!“ war der allgemeine Ausruf. Er war aber Engländer vom Scheitel bis zur Fußzehe. Man hatte ihn nach Paris geschickt, nicht um sich selbst, sondern um das beste Stück Vieh auszustellen, und das that er und gewann den ersten Preis. Allerdings würde er durch eine Blume im Knopfloche nicht schlechter geworden sein.

Um diesem Mangel an Anmut und künstlerischem Geschmack im englischen Volk abzuhelfen, hat sich eine Schule behufs allgemeiner Verbreitung der schönen Künste gebildet. Das Schöne hat jetzt seine Lehrer und Prediger und wird von einigen fast im Licht einer Religion betrachtet. „Das Schöne ist das Gute, das Schöne ist das Wahre, das Schöne ist der Prediger des Wohlwollens“, das sind einige von den neuen Texten. Man glaubt, daß der Geschmack des Volks durch das Studium der Kunst gehoben, seine Natur durch die Betrachtung schöner Gegenstände gereinigt und sein Charakter, da man es auf diese Weise seinen sinnlichen Genüssen entzieht, verfeinert und geadelt werden kann.

In einem gewissen Grade wird eine solche Bildung erheben und reinigen, doch darf man nicht zu viel von ihr erwarten. Die Anmut versüßt und verschönert das Leben und ist deshalb der Pflege wert.

Die Musik, die Malerei, der Tanz und die schönen Künste überhaupt sind sämtlich Quellen von Genüssen, und wenn sie auch nicht sinnlich sein mögen, so reizen sie doch die Sinne und thun oft weiter nichts. Die Pflege eines Geschmacks für Schönheit der Form oder der Farbe, des Klangs oder der Stellung wirkt nicht notwendig auf die Bildung des Gemüts oder die Entwicklung des Charakters ein. Die Betrachtung schöner Kunstwerke wird den Geschmack ohne Zweifel verbessern und Bewunderung erwecken, aber eine einzige edle That, die unter den Augen der Menschen erfolgt, wird auf die Seele mehr einwirken und den Charakter mehr zur Nachahmung reizen, als der Anblick von Meilen von Bildsäulen oder von Kilometern von Gemälden. Denn die Seele, das Gemüt und das Herz, nicht der Geschmack oder die Kunst, machen die Menschen groß.

Es ist sogar zweifelhaft, ob die Pflege der Kunst, die gewöhnlich zum Luxus führt, für den menschlichen Fortschritt so viel gethan hat, wie man allgemein annimmt. Es ist selbst möglich, daß eine zu ausschließliche Kunstpflege den Charakter mehr verweichlicht als kräftigt, da sie ihn der Verlockung der Sinne mehr aussetzt. „Es liegt in der Natur eines empfänglichen und durch die Künste ausgebildeten Temperaments“, sagt Sir Henry Taylor, „den Mut zu untergraben und die Menschen, deren Charakterkraft dadurch sinkt, der Knechtschaft zugänglich zu

machen*)." Die Gabe des Künstlers weicht von der des Denkers bedeutend ab; sein höchstes Streben ist das, seinem Gegenstande, mag derselbe nun der Malerei, der Musik oder der Dichtkunst angehören, jene vollendete Anmut der Form zu verleihen, in welcher der Gedanke, der vielleicht nicht der tiefste ist, seine Gottwerdung und seine Unsterblichkeit findet.

Die Kunst hat gewöhnlich in Zeiten des Verfalls, wenn die Nationen sie um Gold als Dienerin des Luxus mieteten, am meisten geblüht. In Rom wie in Griechenland herrschten die höchste Kunst und die tiefste Sittenverderbnis zu gleicher Zeit. Phidias und Iktinos hatten das Parthenon kaum vollendet, als der Ruhm Athens verschwand, Phidias starb im Gefängnisse und die Spartaner errichteten in der Stadt die Denkzeichen ihres Sieges und der Niederlage der Athener. Eben so war es im alten Rom, wo die Kunst ihre höchste Höhe erreichte, als das Volk in den niedrigsten Zustand versank. Nero und Domitian, zwei der größten Ungeheuer der Kaiserzeit, waren Künstler. Wäre das Schöne zugleich das Gute, so müßte Commodus einer der besten Menschen gewesen sein. Nach der Geschichte war er aber einer der schlechtesten.

*) „Der Staatsmann", S. 35.

Im neueren Rom war die größte Kunstperiode diejenige, in der Papst Leo X. herrschte, von dessen Regierung man gesagt hat, „daß die Geistlichkeit und das Volk sich den Ausschweifungen und der Sittenlosigkeit hingaben, die seit Alexander VI. immer schrankenlos geherrscht hat“. Eben so war die Periode, welche die Kunst in den Niederlanden die höchste Stufe ersteigen sah, diejenige auf welche der Untergang der bürgerlichen und religiösen Freiheit und die Knechtung des Volks durch Spanien unmittelbar folgten. Vermöchte die Kunst eine Nation zu heben und die Betrachtung des Schönen die Menschen zum Guten zu führen, dann müßte Paris von den weisesten und besten Menschen bewohnt werden. Auch Rom ist eine große Kunststadt und doch ist hier die virtus oder Tapferkeit der alten Römer zur vertu oder zum Geschmack an Tand herabgesunken während die Stadt selbst nach neueren Berichten unaussprechlich schmutzig ist*).

---

*) Nathaniel Hawthorne spricht in seinen „Ersten Eindrücken in Frankreich und Italien“ über die Unreinlichkeit des modernen Roms in Worten, die er nicht stark genug wählen zu können glaubt. „Es ist eine Thatsache, daß man auf dem Forum auf allen Fahrwegen und Fahrstraßen immer vor die Füße blicken muß. Vielleicht liegt in der Seele der Bevölkerung dieser Länder etwas, das sie befähigt, Häßlichkeit im kleinen von Erhabenheit und Schönheit im großen zu trennen. Die Leute speien auf das herrliche Pflaster der Peterskirche und wohin es ihnen sonst beliebt, stellen

Zuweilen sieht es wirklich so aus, als stände die Kunst mit Schmutz in naher Verbindung. Von Ruskin erzählt man, daß er, während er in Venedig nach Kunstwerken suchte, bemerken mußte, wie sein Begleiter bei diesen Nachforschungen die Nase in die Luft hielt und, wenn es wo recht häßlich roch, erfreut sagte: „Nun kommen wir zu etwas ganz Altem und Schönem" *). Ein wenig Anleitung zu gewöhnlicher Reinlichkeit, wo dieselbe fehlt, dürfte bildender und gesünder sein, als die höchste Belehrung in den schönen Künsten. Manchetten sind sehr hübsch, aber das Hemd darf man um ihretwillen nicht vernachlässigen.

Sind Anmut der Manier, Höflichkeit des Benehmens, Eleganz des Auftretens und alle die Künste, welche dazu beitragen, das Leben angenehm und schön zu machen, der Pflege wert, so darf diese doch nicht auf Kosten der solideren und dauerhafteren Eigenschaften der Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit erfolgen. Die Quelle der Schönheit

dürftige, hölzerne Beichtstühle zwischen ihre erhabenen Bogen und schmücken sie mit wohlfeilen gemalten Bildern der Kreuzigung, hängen in Kapellen, die mit Edelsteinen und fast eben so kostbaren Marmorarten ausgelegt sind, zinnerne Herzen und ähnlichen Tand an die prachtvollen Schreine der Heiligen, stellen unter der Kuppel des Pantheons Gipsbilder von Märtyrern auf — kurz, lassen das Erhabene und Lächerliche dicht zusammenkommen und werden durch diese Nähe nicht im mindesten gestört."

*) Edwin Chadwicks Rede in der Versammlung des Britischen Vereins von 1862.

muß mehr im Herzen als im Auge liegen, und wirkt die Kunst nicht dahin, ein schönes Leben und eine edle Gewohnheit zu erzeugen, so hat sie keinen großen Nutzen. Höfliche Manieren sind nicht viel wert, wenn nicht höfliche Handlungen sie begleiten. Die Anmut kann bloß in der Haut sitzen, recht angenehm und anziehend und doch sehr herzlos sein. Die Kunst ist eine Quelle unschuldigen Genusses und eine wichtige Beihülfe für höhere Bildung, führt sie aber zu der letztern nicht hin, so ist sie wahrscheinlich bloß sinnlich. Ist die Kunst aber bloß das, so schwächt und entsittlicht sie mehr, als daß sie kräftigt und hebt. Ehrlicher Mut ist von größerm Wert, als die höchste Anmut, Reinheit ist besser als Eleganz, und Sauberkeit des Körpers, der Seele und des Herzens ziert mehr, als selbst der feinste Kunstgeschmack.

Mit Einem Worte, dürfen wir den Kultus der Grazien nicht vernachlässigen, so haben wir doch immer daran zu denken, daß wir nach etwas Edlerem und Höherem zu streben haben, das größer ist als der Genuß, als die Kunst, der Reichtum, die Macht, die Intelligenz, das Genie, d. h. nach Reinheit und Trefflichkeit des Charakters. Ohne eine solide und echte Grundlage individueller Tüchtigkeit reicht alle Anmut, Eleganz und Kunst der Welt nicht hin, ein Volk zu heben oder zu retten.

Zehntes Kapitel.

Die Gesellschaft von Büchern.

Ich lese alle Biographieen mit lebhafter Teilnahme. Selbst ein Mensch ohne Herz wie Cavendish wird für mich, wenn ich an ihn denke, von ihm lese, von ihm träume und mir ihn auf alle mögliche Weise ausmale, zu einem lebenden Wesen und ich stecke die Füße in seine Schuhe und werde für einige Zeit Cavendish, denke, wie er dachte, und handle, wie er handelte.

George Wilson.

Mein Geist weilt bei den Toten und
In längst vergangner Zeit;
Von Tugend, Laster spricht ihr Mund,
Lehrt mich Bescheidenheit,
Und alles, was er sagt und spricht,
Wird mir zu einem hellen Licht.

Southey.

Man lernt den Menschen nicht bloß aus seinem Umgang, sondern auch aus den Büchern kennen, welche er liest, denn auch die Bücher leisten gleich den Menschen uns Gesellschaft und man sollte stets in der besten Gesellschaft, gleichviel ob von Menschen oder Büchern, leben.

Ein gutes Buch muß unser bester Freund genannt werden. Es ist heute, was es stets war, und es wird sich nie ändern. Es ist der geduldigste und heiterste Gefährte. In Zeiten des Unglücks und des Kummers kehrt es uns nicht den Rücken. Es empfängt uns stets mit derselben Freundlichkeit, unterhält und belehrt uns in der Jugend und stärkt und tröstet uns im Alter.

Die Menschen werden ihrer Wahlverwandtschaft häufig an ihrer gemeinschaftlichen Liebe zu einem Buche gewahr, gerade wie zwei Personen sich zuweilen an ihrer Bewunderung für einen dritten als Freunde erkennen. Es giebt ein altes Sprüchwort: „Liebe mich, liebe meinen Hund“. Mehr Weisheit liegt in dem Wort: „Liebe mich, liebe mein Buch“. Das Buch ist ein echteres und höheres Freundschaftsband. Mittels ihres Lieblingsschriftstellers können die Menschen mit einander denken, fühlen und sympathisieren. In ihm leben sie zusammen und er lebt in ihnen.

„Bücher schlängeln sich ins Herz“, sagt Hazlitt, „und die Verse des Dichters ergießen sich in den Lebensstrom unseres Blutes. Wir lesen sie in der Jugend, wir erinnern uns ihrer im Alter. Wir lesen in ihnen, was anderen begegnet ist, und wir fühlen, daß es uns selbst begegnet. Überall können wir gute Bücher wohlfeil haben. Wir atmen nichts als die Luft von Büchern. Ihren Verfassern verdanken wir alles und wären ohne sie Barbaren.“

Häufig ist ein gutes Buch das Schatzkästlein eines Lebens und umschließt die besten Gedanken, deren jenes Leben fähig gewesen ist, denn die Welt des Menschen ist zum großen Teil nur die Welt seiner Gedanken. Die besten Bücher sind daher Schatzkammern guter Worte und goldener Gedanken die man im Gedächtnis hegt und liebt und die unsere immerwährenden Gefährten und Tröster sind. „Der ist nie allein", sagte Sir Philip Sidney, „der von edlen Gedanken begleitet wird." Der gute und wahre Gedanke kann in Augenblicken der Versuchung zu einem Schutzengel werden, der die Seele bewacht und rein erhält. Er umschließt auch die Keime des Handelns, denn gute Worte begeistern fast immer zu guten Werken.

So schätzte Sir Henry Lawrence von Wordsworths Werken keines höher, als das Buch: „Der Charakter des glücklichen Kriegers", das er in seinem eigenen Leben zu verkörpern suchte. Es schwebte ihm stets als Muster vor, beständig dachte er an dasselbe und empfahl es anderen häufig. Sein Biograph sagt: „Er strebte sein Leben ihm anzupassen, seinen Charakter nach ihm zu bilden, und es gelang ihm, wie alles gelingt, was man mit rechtem Ernst angreift"*).

Bücher tragen den Charakter der Unsterblichkeit an sich. Sie sind die weitaus dauerndsten Erzeugnisse

---

*) Kayes „Lebensbeschreibungen indischer Offiziere".

menschlicher Arbeit. Tempel fallen in Trümmer, Gemälde und Bildsäulen werden zu Staub, aber Bücher leben ewig. Bei großen Gedanken kommt die Zeit nicht in Betracht, denn sie sind heute noch so frisch wie an dem Tage, an dem sie vor Jahrhunderten ihrem Urheber durch die Seele zogen. Was damals gedacht und gesagt wurde, spricht aus den gedruckten Seiten so lebhaft wie je zu uns. Die einzige Wirkung der Zeit hat darin bestanden, die schlechten Erzeugnisse auszusieben und auszuworfeln, denn in der Litteratur lebt nichts lange, was nicht wahrhaft gut ist*).

Bücher führen uns in die beste Gesellschaft und machen uns mit den größten Geistern bekannt, die jemals gelebt haben. Wir hören, was sie sagten und thaten, wir sehen sie vor uns, als ob sie noch lebten, wir sind Teilnehmer ihrer Gedanken, sympathisieren mit ihnen, freuen und härmen uns mit ihnen; ihre Erfahrung wird die unsrige und es ist uns in einem gewissen Grade so, als ob wir mit

---

*) Emerson sagt in seinem Werk „Gesellschaft und Einsamkeit“: „Bei Zeitgenossen kann man zwischen Bekanntsein und Ruhm nicht leicht unterscheiden. Sei also gegen schlechte Bücher auf der Hut. „Verachte das Geschwätz der Stunde und die Lobhudelei der Presse. Befolge drei praktische Regeln: 1. Lies nie ein Buch, das nicht ein Jahr alt ist. 2. Lies bloß berühmte Bücher. 3. Lies nie ein Buch, das dir nicht gefällt“. Bulwers Grundsatz war: „Bei wissenschaftlichen Werken muß man nach den neuesten greifen, bei poetischen nach den ältesten“.

ihnen in den Scenen, welche sie beschreiben, handelnd aufträten. „Eine ausgewählte Büchersammlung“, sagt Karl Julius Weber in seinem Demokritos, „ist und bleibt der Brautschatz des Geistes und Gemüts.“

Die Großen und Guten sterben in dieser so vergänglichen Welt nicht. In Bücher eingebettet weilen ihre Seelen unter uns. Das Buch ist eine lebende Stimme. Sie ist eine Intelligenz, auf die man noch heute horcht. Darum bleiben wir stets unter dem Einflusse der großen Männer der Vorzeit:

> Der toten Herrscher, die mit ihren Sceptern
> Uns aus den Gräbern lenken.

Die höchsten Intelligenzen der Welt sind heute noch so lebendig wie vor Menschenaltern. Homer lebt noch, und wird seine persönliche Geschichte gleich von den Nebeln des Altertums verhüllt, so sind doch seine Dichtungen heute noch so frisch, als wären sie gestern geschrieben. Plato lehrt uns noch seine erhabene Philosophie, Horaz, Virgil und Dante singen noch, als wenn sie lebten, Shakespeare ist nicht gestorben. Sein Körper wurde 1616 begraben, seine Seele aber lebt in England noch so und sein Geist reicht noch so weit, wie in den Zeiten der Tudors.

Die Niedrigsten und Ärmsten können in die Gesellschaft dieser großen Geister treten, ohne als zudringlich zu erscheinen. Alle, welche lesen gelernt haben, sind dadurch in den Besitz der Eintrittskarte gekommen. Willst du lachen? Cervantes und

Rabelais werden mit dir lachen. Willst du weinen? Da ist Thomas a Kempis oder Jeremias Taylor, die mit dir weinen und dich trösten. Zu den Büchern und den in ihnen weilenden Geistern großer Männer wenden wir uns stets, wenn wir Unterhaltung, Belehrung und Trost suchen, in Freude und Sorge, in Glück und Unglück.

Von allen Dingen der Welt ist der Mensch für den Menschen das interessanteste. Was sich auf das menschliche Leben, seine Erfahrungen, Leiden, Freuden und Erfolge bezieht, übt eine Anziehungskraft, die jede andere übertrifft. Jeder Mensch ist an allen anderen Menschen gewissermaßen beteiligt, denn sie sind seine Mitgeschöpfe, Mitglieder der großen Menschenfamilie, und je größer unsere Bildung ist, um so weiter dehnen wir unsere Teilnahme auf alles aus, was die Wohlfahrt unseres Geschlechts betrifft.

Das Interesse der Menschen an einander als Einzelwesen spricht sich auf tausend Arten aus, in den Bildnissen, welche sie malen, in den Büsten, welche sie meißeln, und in den Geschichten, welche sie gegenseitig von sich erzählen. „Der Mensch“, sagt Emerson, „versteht bloß den Menschen zu malen, zu gestalten und zu denken.“ Am stärksten verrät sich dieses Interesse in dem Zauber, den Lebensgeschichten berühmter Persönlichkeiten ausüben. „Die gesellige Natur des Menschen“, sagt Carlyle, „zeigt sich trotz allem, was man gegen sie sagen mag,

augenfällig in einer Thatsache, die für sich allein Beweis genug ist, nämlich in dem unaussprechlichen Genusse, den er in Biographieen findet."

Inderthat ist das Interesse des Menschen für Biographieen groß. Die Romane, die solche Massen von Lesern finden, was sind sie anders als erdichtete Biographieen? Die Theaterstücke, zu denen die Menschen sich drängen, was sind sie anders als gespielte Biographieen? Wie seltsam ist es, daß das höchste Genie auf erdichtete Biographieen verwendet wird und die wirkliche Biographie vielfach der Mittelmäßigkeit anheimfällt!

Ein authentisches Bild von dem Leben und den Erfahrungen eines menschlichen Wesens sollte eigentlich ein weit größeres Interesse besitzen, als ein erdichtetes, da ihm der Reiz der Wirklichkeit innewohnt. Jeder kann aus der Erzählung eines fremden Lebenslaufes etwas lernen, und selbst alltägliche Handlungen und Worte können ein Interesse gewinnen, weil sie Lebensäußerungen von Wesen wie wir selbst sind.

Schilderungen des Lebens guter Menschen sind besonders nützlich. Sie bewegen uns das Herz, flößen uns Hoffnung ein und geben uns große Beispiele. Haben Menschen ihre Pflicht ihr lebenlang in einem großen Geist gethan, so wird ihr Einfluß nie ganz verschwinden. „Ein gutes Leben kommt nie aus der Mode", sagt George Herbert.

Goethe hat gesagt, kein Mensch sei so gewöhnlich, daß ein Weiser nicht etwas von ihm lernen könnte. Sir Walter Scott reiste nie in einer Postkutsche, ohne irgend eine Belehrung zu schöpfen oder in seinen Gefährten einen neuen Charakterzug zu entdecken*). Dr. Johnson äußerte einmal, auf der Straße gehe kein Mensch, dessen Biographie, Lebenserfahrungen, Prüfungen, Schwierigkeiten, Erfolge und Niederlagen er nicht kennen lernen möchte. Um wie viel wahrer läßt sich das von den Menschen sagen, welche in der Weltgeschichte ihre Spur hinterlassen und uns mit jener großen Erbschaft der Civilisation beschenkt haben, deren Eigentümer wir sind! Was sich auf solche Menschen, ihre Gewohnheiten, Manieren und Lebensweisen, auf ihre persönliche Geschichte, ihre Unterhaltung, ihre Grundsätze, ihre Tugenden, ihre

*) Ein Freund Walter Scotts, welcher dieselbe Gewohnheit hatte und sich der Macht seiner Rede rühmte, versuchte eines Tages einen Mitreisenden, der mit ihm auf einer Postkutsche saß, „auszuholen", hatte aber wenig Glück. Endlich schritt der gesprächige Mann zu Vorwürfen. „Guter Freund", sagte er, „ich habe mit Ihnen über alle möglichen Gegenstände, über Litteratur, Landwirtschaft, Handel, Jagd und Jagdgesetze, Pferderennen, Prozesse, Politik, Schwindelei und Philosophie gesprochen; giebt es denn gar nichts, über das Sie mir Ihre Meinung zu eröffnen so freundlich sein werden?" — „Mein Herr", antwortete der Fremde und verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, „können Sie vielleicht über Sohlenleder etwas Geistreiches sagen?" Wie sich erwarten ließ, schwieg der geschwätzige Mann von nun an.

Größe bezieht, ist stets voller Interesse, Belehrung und Ermutigung.

Die Biographie giebt die große Lehre, was der Mensch, der sein Höchstes erreicht, sein und thun kann. Ein edles Leben wirkt, auf die rechte Weise erzählt, auf andere gleich einer Eingebung. Es zeigt, was sich aus dem Leben machen läßt. Es erfrischt unsern Geist, ermutigt unsere Hoffnungen und verleiht uns neue Kraft, Mut und Glauben an uns wie an andere. Es reizt uns zu neuem Streben, ruft uns zum Handeln auf und lockt uns, Teilnehmer an der Arbeit der Besten zu werden. Mit solchen Männern in ihren Biographieen zu leben und von ihrem Beispiel erleuchtet zu werden heißt mit den edelsten Männern und in der besten Gesellschaft leben.

An der Spitze aller Biographieen steht die große Biographiee, das Buch der Bücher. Was ist aber die Bibel, das heiligste und gewaltigste aller Bücher, der Erzieher der Jugend, der Führer der Mannesjahre und der Tröster des Alters, anders als eine Reihe von Biographieen großer Helden und Patriarchen, Propheten, Könige und Richter, die in der größten Biographie von allen, in dem Leben gipfeln, das im Neuen Testament enthalten ist? Wie viel haben die großen Beispiele, die hier aufgestellt werden, für die Menschheit gethan! Wie viele haben aus ihnen ihre höchste Kraft, ihre reinste Weisheit, ihre beste Nahrung

und Ermahnung geschöpft! Sehr richtig beschreibt ein großer katholischer Schriftsteller die Bibel als ein Buch, „dessen Worte im Ohr mit einer Musik tönen, die nie vergessen werden kann, wie Kirchenglocken, von denen der Bekehrte kaum weiß, wie er ihrer entbehren kann. Ihre Glückseligkeiten scheinen oft eher Dinge als bloße Worte zu sein. Sie ist ein Teil der Nationalseele und der Anker des Nationalstrebens. Das Gedächtnis der Toten geht in sie über. Die mächtigen Erinnerungen der Kindheit sind an ihre Ferse gebunden. Die Macht und die Kümmernisse aller Prüfungen des Menschen sind hinter ihren Worten verborgen. Sie führt ihm seine besten Augenblicke vor, und alles, was an ihm Sanftes, Mildes, Reines, Erweckendes und Gutes gewesen ist, spricht aus seiner englischen Bibel zu ihm. Sie ist sein Heiligtum, das kein Zweifel je verdunkelt und kein Zank je beschmutzt hat. So lang und breit das Land ist, giebt es keinen Protestanten mit einem Funken von religiösem Gefühl in sich, dessen geistige Biographie nicht in seiner englischen Bibel läge“*).

*) Coleridge weist in seiner „Leienpredigt“ auf die historische Thatsache hin, ein wie großer Teil unserer gegenwärtigen Kenntnisse und Bildung mittelbar oder unmittelbar aus der Bibel stammt. Sie ist der Haupthebel gewesen, durch den der sittliche Charakter der europäischen Menschen und Völker zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgehoben ist. Coleridge hebt die große Verschiedenheit dieses Buchs von den Büchern, welche man gewöhnlich

Es würde inderthat schwierig sein, den Einfluß zu überschätzen, welchen die Lebensbeschreibung großer und guter Menschen auf die Veredlung des menschlichen Charakters geübt haben. „Die beste Biographie“, sagt Isaak Disraeli, „ist eine Wiedervereinigung mit dem menschlichen Dasein in dessen vortrefflichstem Zustand.“ Es ist wahrhaft unmöglich, daß man die Lebensbeschreibungen guter, oder wohl gar erleuchteter Männer lesen kann, ohne unbewußt zu ihnen emporgehoben zu werden und dem, was sie gesagt und gedacht haben, unmerklich näher zu kommen. Selbst die Lebensbeschreibungen von bescheidenen Personen, von Männern ehrlichen und treuen Geistes, die ihre Pflicht im Leben wacker erfüllt haben, übt auf diejenigen, welche nach ihnen geboren sind, einen erhebenden Einfluß.

---

als Führer und Autorität in der Moral, Politik und Geschichte anführt, in den Worten hervor: „In der Bibel erscheint und handelt jeder Agierende als ein sich selbst unterordnendes Individuum. Jeder hat sein eigenes Leben und doch stehen alle im Leben. Die Elemente der Notwendigkeit und des freien Willens versöhnen sich in der höhern Gewalt einer allgegenwärtigen Vorsehung, welche das Ganze in der sittlichen Freiheit der Bestandteile desselben vorherbestimmt. Die Bibel duldet nicht, daß wir dies je aus den Augen verlieren. Die Wurzel trennt sich nie vom Boden. Gott ist überall und alle Geschöpfe fügen sich seinem Befehl, die Gerechten durch Gehorsam gegen das Gesetz, die Ungehorsamen durch die Abbüßung ihrer Strafe“.

Selbst die Geschichte studiert man in Biographieen am besten. Die Geschichte ist inderthat Biographie und zeigt uns die gesamte Menschheit, wie sie von einzelnen geleitet und beherrscht wird. „Was ist die ganze Geschichte“, sagt Emerson, „als die Verwirklichung von Ideen, als ein Bericht der unvergleichlichen Energie, die dem Menschen von seinen unendlichen Bestrebungen eingeflößt wird?“ Auf ihren Seiten zeigen sich stets mehr Personen, als Grundsätze. Die geschichtlichen Ereignisse ziehen uns hauptsächlich deshalb an, weil sie mit den Gefühlen, Leiden und Interessen derjenigen, welche sie vollbracht haben, in Verbindung stehen. In der Geschichte sind wir von Menschen umgeben, die lange tot sind, deren Reden und Thaten aber noch leben. Wir hören fast den Klang ihrer Stimme und ihre Thaten machen die Geschichte interessant. Von Menschenmengen fühlen wir uns nie persönlich angezogen, wohl aber empfinden und sympathisieren wir mit den einzelnen handelnden Personen, deren Biographieen die schönsten und thatsächlichsten Züge aller großen geschichtlichen Dramen liefern.

Unter den großen Schriftstellern der Vergangenheit haben Plutarch und Montaigne wahrscheinlich am meisten dazu beigetragen, den Charakter großer Männer der That und großer Männer des Gedankens zu bilden, der eine, indem er heldenhafte Muster zur Nachahmung aufstellte, der andere, indem er immer

wiederkehrende Fragen prüfte, denen der menschliche Geist in allen Zeitaltern die höchste Teilnahme zugewendet hat. Die Werke beider sind größtenteils in eine biographische Form gegossen und sie suchen hauptsächlich durch Darlegungen des Charakters und Mitteilung durch Erfahrungen zu wirken.

Plutarchs Lebensbeschreibungen sind vor beinahe achtzehnhundert Jahren geschrieben worden und gelten doch heute noch wie Homers „Ilias“ für das größte Werk ihrer Art. Plutarch war Montaignes Lieblingsschriftsteller und hat für Engländer noch das besondere Interesse, daß er die Hauptquelle für Shakespeares große römische Dramen gewesen ist. Montaigne erklärte Plutarch für den größten Meister in der Biographie und sagte, kaum habe er einen Blick auf ihn geworfen, so sei ihm, „als sei ihm ein Bein oder ein Flügel gewachsen“.

Alfieri faßte bei den Biographieen des Plutarch die erste Leidenschaft für die Litteratur. „Mehr als sechs mal“, sagt er, „las ich das Leben des Timoleon, Cäsar, Brutus, Pelopidas mit Geschrei, mit Thränen und einer solchen Aufregung, daß ich fast verrückt wurde. So oft ich einen der edlen Züge dieser großen Männer las, geriet ich in eine solche Bewegung, daß ich nicht sitzen bleiben konnte.“ Plutarch war auch für Personen von so verschiedener Sinnesart wie Napoleon und Frau Roland, Schiller und Benjamin Franklin ein Liebling. Frau Roland war

von dem Buch so bezaubert, daß sie es wie ein Gebetbuch eingebunden in die Kirche mitnahm und während des Gottesdienstes heimlich las.

Dieses Buch ist auch die Nahrung heldenhafter Seelen, wie Heinrichs IV., Turennes und der Napier gewesen. Es gehörte zu Sir William Napiers Lieblingswerken, als er noch Knabe war. Seine Seele sog hier frühzeitig eine leidenschaftliche Bewunderung für die großen Helden des Altertums ein und sein Einfluß hat mit der Bildung seines Charakters wie mit der Richtung, welche sein Leben nahm, ohne Zweifel viel zu thun. Man erzählt von ihm, daß in seiner letzten Krankheit, als er schwach und erschöpft da lag, sein Geist zu Plutarchs Helden zurückwanderte und daß er mit seinem Schwiegersohn über die mächtigen Thaten Alexanders, Hannibals und Cäsars stundenlang sprach. Wenn es möglich wäre, die große Masse der Leser aller Zeiten, deren Seelen durch Bücher belehrt und gehoben worden sind, abstimmen zu lassen, so würden sie sich wahrscheinlich mit ungeheurer Mehrheit zugunsten Plutarchs aussprechen.

Wie kommt es nun, daß es Plutarch gelungen ist, ein Interesse zu wecken, welches die Aufmerksamkeit von Lesern aller Zeitalter und aller Klassen bis auf den heutigen Tag anzieht und fesselt? Zunächst daher, daß sein Werk von großen Männern handelt, welche in der Weltgeschichte einen hervorragenden Platz eingenommen haben, und daß er ein Auge und eine

Feder hatte, die wichtigen Ereignisse und Umstände ihres Lebens zu erkennen und zu beschreiben. Ferner besaß er die Kraft, den besondern Charakter seiner Helden zu zeichnen, denn das Prinzip der Individualität ist es, welches allen Biographieen Reiz und Interesse verleiht. Die Anziehungskraft großer Männer liegt nicht sowohl in dem, was sie thun, als in dem, was sie sind, und hängt weniger von ihrem Geiste, als von ihrer Liebenswürdigkeit ab. Es giebt daher Männer, deren Leben weit beredter ist, als ihre Sprache, und deren persönlicher Charakter weit größer ist, als ihre Thaten.

Man darf nicht außer acht lassen, daß die besten und sorgfältigst gezeichneten Bildnisse Plutarchs von Lebensgröße, manche aber auch bloße Bruststücke sind. Sie sind in richtigen Verhältnissen entworfen, aber auf einen so kleinen Umfang beschränkt, daß man die besten von ihnen, z. B. das Leben Cäsars und Alexanders, in einer halben Stunde lesen kann. Trotz dieses kleinen Umfangs machen sie einen weit größern Eindruck, als ein lebloser Koloß oder ein ungestalter Riese. Sie sind nicht mit Beschreibungen und Zergliederungen überladen, vielmehr entfalten sich die Charaktere naturgemäß von selbst. Montaigne klagte freilich über Plutarchs Kürze, fügte jedoch hinzu: „Für seinen Ruf ist das ohne Zweifel gut, für uns aber um so schlimmer. Plutarch wollte, daß wir sein Urteil loben, nicht aber sein Wissen anstaunen sollten, und entließ uns lieber mit dem Verlangen, mehr

zu lesen, als daß er uns mit Lesen übersättigte. Er wußte sehr wohl, daß man selbst über die besten Gegenstände zu viel sagen kann. Wer einen magern Körper hat, stopft sich mit Wolle aus, und eben so versucht derjenige, welchem es an Stoff fehlt, sich mit Worten zu helfen" *).

Plutarch besaß die Kunst, die feinen Züge der Seele und die kleinen Eigentümlichkeiten eben so gut zu zeichnen, wie die Schwächen und Mängel seiner Helden, und dieses alles ist bei einer treuen und genauen Charakterzeichnung nötig. „Man könnte eine Abhandlung darüber schreiben", sagt Montaigne, „wie fein er darin ist, eine kleine Handlung oder ein Wort, das keine Bedeutung zu haben scheint, aus dem Leben eines Mannes hervorzuheben. Er läßt sich sogar herab, uns von komischen Zügen zu unterhalten, z. B. daß Alexander den Kopf aus Ziererei auf eine Seite legte, daß Alcibiades ein Stutzer war und ein Lispeln angenommen hatte, das ihm gut stand und seiner Rede einen anmutigen und überzeugenden Charakter gab; daß Cato rotes Haar und graue Augen hatte, ein Wucherer und Geizhals war, der seine alten Sklaven verkaufte, wenn sie zur Arbeit untauglich wurden; daß Cäsar ein Kahlkopf und in helle Kleider vernarrt war, und daß Cicero an einem unwillkürlichen Zucken der Nase litt.

*) Montaignes Studie: „Über die Erziehung der Kinder".

Mancher glaubt vielleicht, daß solche Kleinigkeiten unter der Würde der Biographie sind, aber Plutarch hielt sie für nötig, um dem Bilde, das er aufstellen wollte, die rechte Vollendung zu geben, und inderthat sind es unbedeutende Einzelnheiten des Charakters, persönliche Züge, Gewohnheiten und Merkzeichen, die uns den Menschen so sehen lassen, wie er in der Wirklichkeit gewesen ist. Plutarchs großes Verdienst besteht in seiner Aufmerksamkeit auf diese kleinen Dinge, die er gleichwohl nicht ungebührlich vorwalten läßt, und über die er auch nicht das Wichtigere vergißt. Zuweilen läßt er einen persönlichen Zug in einer Anekdote hervortreten, die auf den Charakter mehr Licht wirft, als eine seitenlange wortreiche Beschreibung zu thun vermöchte. In manchen Fällen giebt er uns den Lieblingsspruch seines Helden und öffnet uns dadurch sein Herz.

Im Charakter der größten Männer entsteht durch ihre Schwächen eine gewisse Disharmonie. Jeder hat seinen Fehler, seine Eigenheit, seine Gebrechlichkeit, und in diesen Mängeln zeigen uns die großen Männer, daß sie Menschen sind wie wir; aus der Ferne bewundern wir sie als Halbgötter, kommen wir ihnen aber näher, so erkennen wir in ihnen schwache Menschen und unsere Brüder*).

---

*) „Nichts ist wahrer", sagt Voltaire, „als daß die Menschen die wegen ihrer Talente über den anderen stehen, sich ihnen durch

Das Vorführen der Schwächen großer Männer ist auch nicht ohne Nutzen, denn Dr. Johnson hat sehr Recht, wenn er sagt: „Zeigte man bloß die Lichtseiten der Charaktere, so würden wir entmutigt die Arme über einander schlagen und es für ganz unmöglich halten, sie in irgend einer Beziehung zu erreichen".

Plutarch rechtfertigt seine Methode der Zeichnung selbst, indem er erklärt, daß er nicht Geschichte schreiben, sondern Menschen schildern wolle. „Die glorreichsten Thaten", sagt er, „geben uns über die Tugenden und Laster der Menschen nicht immer die beste Aufklärung. Zuweilen unterrichten uns weit geringere Dinge, vielleicht ein Scherz oder ein Ausspruch, über ihre Charaktere und Neigungen besser, als Schlachten, in denen Zehntausende gefallen sind, oder die merkwürdigsten Märsche von Heeren und Belagerungen von Städten. Wie nun Porträtmaler in den Linien und Zügen des Gesichts und in dem Ausdruck der Augen, die den Charakter aussprechen, genauer sind, wenn sie sich um die übrigen Körperteile nicht kümmern, so muß man mir gestatten, den Zeichen und Andeutungen der Seelen der Menschen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Auf diese Weise gebe ich Bildnisse ihres Lebens und überlasse

---

ihre Schwächen fast immer nähern, und weshalb auch sollten uns die Talente unter die Menschheit stellen?" ‚Leben Molières.'

anderen die Beschreibung wichtiger Ereignisse und großer Schlachten."

Anscheinend unbedeutende Dinge sagen in der Biographie und in der Geschichte häufig viel, und kleine Umstände erzeugen große Folgen. Pascal hat bemerkt, daß, wenn Cleopatras Nase kürzer gewesen wäre, das ganze Gesicht der Welt wahrscheinlich ein anderes geworden sein würde. Ohne die Liebschaften Pipins des Fetten hätten sich die Saracenen über ganz Europa ergossen, denn sein unehelicher Sohn Karl Martell war es, der sie bei Tours besiegte und schließlich aus Frankreich vertrieb.

Daß Walter Scott als Kind einmal durchs Zimmer lief und sich dabei den Fuß verrenkte, mag als so unbedeutend erscheinen, daß es in einer Biographie nicht erwähnt zu werden verdient, und doch waren „Ivanhoe", „Quentin Durward", und die sämtlichen Waverley-Romane die Folge davon. Als sein Sohn den Wunsch aussprach, in die Armee einzutreten, schrieb Walter Scott an Southey: „Ich habe kein Recht, eine Wahl zu bekämpfen, die ich selbst getroffen haben würde, wenn meine Lahmheit mich nicht gehindert hätte". Wenn Walter Scott also nicht lahm gewesen wäre, so hätte er im ganzen Halbinselkrieg mitgefochten und sich die Brust voll Orden verschafft, aber wahrscheinlich besäßen wir dann keines der Werke, die seinen Namen berühmt gemacht und seinem Vaterlande so viel Ehre gebracht haben.

Auch Talleyrand wurde durch seine Lahmheit von der Armee, für die man ihn bestimmt hatte, ferngehalten, aber indem er seine Aufmerksamkeit nun auf das Studium von Büchern und später von Menschen lenkte, erwarb er sich einen Platz unter den größten Diplomaten seiner Zeit.

Byrons Klumpfuß hatte wahrscheinlich nicht wenig damit zu thun, daß er zum Dichter wurde. Wäre sein Gemüt durch seinen Körperfehler nicht in Verbitterung und in eine krankhafte Stimmung geraten, so hätte er vielleicht nie eine Zeile geschrieben und wäre der größte Geck geworden. Sein verunstalteter Fuß stachelte aber seine Seele, weckte seinen Eifer, verwies ihn auf seine eigenen Hülfsquellen — und das Resultat kennen wir.

Wegen seines schwächlichen Körpers wurde „der kleine Eugen“, von Ludwig XIV. das Äbtchen, vom Volksliede „Prinz Eugen, der edle Ritter“ genannt, zum geistlichen Stande bestimmt. Diesem Umstande verdankt Österreich wahrscheinlich die großen Siege von Hochstädt und Turin, Malplaquet und Peterwardein, denn in seiner Einsamkeit studierte Prinz Eugen von Savoyen mit Feuereifer, nicht Theologie, sondern Kriegswissenschaft. So durfte er mit Recht Ludwig XIV. um ein Regiment bitten, aber dieser wies den „Kleinen“ höhnisch ab, und Eugen trat nun in österreichische Dienste und trieb die Franzosen mit seinem Degen vor sich her.

Wie in der Malerei muß es auch in der Biographie Licht und Schatten geben. Der Porträtmaler giebt niemand eine solche Stellung, daß seine Mängel hervortreten, und so weist auch der Biograph den Charakterfehlern dessen, welchen er schildert, nicht die erste Stelle an. Nicht viele Menschen denken wie Cromwell, der, als Cooper sein Bild malte, sagte: „Stellen Sie mich so dar, wie ich bin, mit den Warzen und mit allem“. Allerdings können wir aber kein treues Bild von Gesichtern und Charakteren bekommen, wenn diese nicht so geschildert werden, wie sie sind. „Die Biographie“, sagte Walter Scott, „diese interessanteste aller Litteraturgattungen, verliert bei mir allen Wert, wenn die Lichter und Schatten der Hauptcharaktere nicht sorgfältig und treu gezeichnet werden. Mit einem bloßen Lobredner kann ich mich eben so wenig befreunden, wie mit einem hochtrabenden Bühnenhelden *).“

Als man Mason zum Vorwurf machte, Grays Privatbriefe veröffentlicht zu haben, antwortete er: „Wünschen Sie, daß ich meine Freunde stets im Sonntagskleide auftreten lasse?“ Johnson war der Ansicht, daß man jemand persönlich gekannt haben müsse, um sein Leben richtig schildern zu können. Diese Bedingung hat aber einigen Verfassern der besten Biographieen, die wir besitzen, gemangelt.

---

*) „Leben“, S. 102 der Oktav-Ausgabe.

Für Lord Campbell scheint seine persönliche Bekanntschaft mit den Lords Lyndhurst und Brougham sogar ein Nachteil gewesen zu sein, da sie ihn verführte, die Vorzüge ihrer Charaktere zu verkleinern und ihre Mängel zu vergrößern. Ein zweiter Ausspruch von Johnson lautet: „Wenn jemand ein Leben beschreiben will, so muß er es so darstellen, wie es gewesen ist. Die Eigentümlichkeit des Menschen und selbst seine Laster müssen erwähnt werden, weil sie den Charakter kennzeichnen“. Hier tritt aber immer eine Schwierigkeit ein. Kleine Einzelnheiten des Benehmens, günstige und andere, können von persönlichen Bekannten am besten gegeben, aber aus Rücksichten auf die Familie nicht immer veröffentlicht werden, und kommt die Zeit, wo man von ihnen sprechen darf, so sind sie vergessen. Johnson selbst erklärte seine Abneigung, alles zu sagen, was er von den zeitgenössischen Dichtern wußte. Es sei ihm, sagte er, als wandle er auf Asche, deren Glut noch nicht erloschen sei.

Das ist einer der Gründe, weshalb nahe Verwandte ausgezeichneter Männer selten ein nicht geschmeicheltes Bild liefern, und noch weniger können wir das von den Leuten selbst erwarten, so interessant Selbstbiographieen auch sind. Schreibt jemand seine Denkwürdigkeiten, so wird er nicht alles sagen, was er von sich weiß. Augustinus machte eine seltene Ausnahme, aber es wird wenige geben, die so, wie er in seinen „Bekenntnissen“ es gethan hat, ihre an-

geborene Lasterhaftigkeit, Falschheit und Selbstsucht offen darlegen. Im schottischen Hochlande hat man das Sprüchwort, daß der beste Mann, wenn ihm seine Fehler auf der Stirn geschrieben ständen, sich die Mütze bis in die Augen ziehen würde. „Es giebt keinen Menschen“, sagte Voltaire, „der nicht etwas Gehässiges an sich hätte, keinen, der nicht etwas vom wilden Tiere in sich trüge. Es giebt aber wenige, welche ehrlich erzählen werden, wie sie ihr wildes Tier bändigen.“ Rousseau behauptete, daß er sich in seinen „Bekenntnissen“ vollständig entschleiere, aber es ist erwiesen, daß er weit mehr zurückgehalten, als offenbart hat. Selbst Chamfort, der sich um das Urteil seiner Zeitgenossen so gut wie gar nicht kümmerte, bemerkte einmal: „Bei dem jetzigen Zustande der Gesellschaft scheint es mir unmöglich, daß irgend ein Mensch sein innerstes Herz enthüllt und seinem besten Freunde alle Einzelheiten seines Charakters und namentlich seine Schwächen und Laster eingesteht“.

In dem, was sie erzählt, kann eine Selbstbiographie wahr sein und trotzdem kann sie einen ganz falschen Eindruck hervorrufen, weil sie bloß einen Teil der Wahrheit sagt. Gewöhnlich täuscht sie dadurch, daß sie uns nicht sagt, was der Mensch war, sondern was er gewesen sein möchte. Ein Bildnis im Profil kann richtig sein, wer weiß aber, ob nicht irgend eine Narbe, oder ein schielendes Auge der nicht sichtbaren Gesichtsseite den

ganzen Ausdruck der Züge wesentlich verändert haben würde. Walter Scott, Moore und Southey haben Selbstbiographieen begonnen, aber die Arbeit liegen lassen, weil ihnen die Aufgabe zu schwer und zu delikat zu sein schien.

Die französische Litteratur ist an einer Klasse biographischer Denkwürdigkeiten, die in England selten vorkommt, besonders reich. Wir meinen hier jene Mémoires pour servir von Sully, Comines, Lauzun, De Retz, De Thou, Rochefoucauld u. a. m., in denen von vielen großen geschichtlichen Persönlichkeiten eine ungeheure Masse von Einzelheiten umständlich erzählt werden. Sie wimmeln von Anekdoten, die das Leben und den Charakter beleuchten, und von kleinen Zügen, die man frivol nennen müßte, wenn sie nicht auf die geselligen Gewohnheiten und die allgemeine Bildung der Periode, von der sie erzählen, eine Flut von Licht ergössen. Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von St. Simon sind etwas mehr, nämlich wunderbare Charakterzergliederungen und die merkwürdigste Sammlung anatomisch-biographischer Präparate, die es giebt.

St. Simon kann fast als ein nachgeborener Hofspion Ludwigs XIV. betrachtet werden. Er hatte eine Leidenschaft für das Lesen von Charakteren und das Entziffern von Beweggründen und Absichten in den Gesichtern und Zügen, in der Unterhaltung und in dem versteckten Spiel seiner Umgebung. „Ich

prüfe alle meine Personen genau und beobachte ihren Mund, ihre Augen und Ohren beständig." Was er sah und hörte, schrieb er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit nieder. Als scharfsichtiger Beobachter durchschaute er die Masken der Höflinge und erspähte ihre Geheimnisse. Der Eifer, mit dem er dieses Lieblingsstudium des Charakters betrieb, war unersättlich und selbst grausam. „Kein Anatom", sagt Sainte-Beuve, „kann bereitwilliger sein, das Messer in die noch zuckende Brust zu stoßen, um die Krankheit zu suchen, die ihm getrotzt hat."

La Bruyère besaß dieselbe Gabe einer genauen und durchdringenden Charakterbeobachtung. Er studierte jeden, der in seine Nähe kam, suchte seine Geheimnisse zu lesen und entwarf dann am Schreibtisch mit großer Überlegung sein Porträt, zu dem er von Zeit zu Zeit zurückkehrte, um irgend einen hervortretenden Zug zu verbessern, das er mit der Liebe betrachtete, die der Maler einer Lieblingsstudie widmet, und in das er eine Linie und einen Strich nach dem andern eintrug, bis es endlich fertig und die Ähnlichkeit vollkommen war.

Man kann sagen, daß das Interesse der Biographie, namentlich der vertraulichen Art derselben, viel von der Natur des Klatsches an sich hat. Daß die erwähnten französischen Denkwürdigkeiten zur Skandallitteratur gehören, unterliegt keinem Zweifel. Sowohl der Klatsch als der Skandal beweisen aber die Stärke

der Teilnahme, welche Männer wie Frauen für die fremde Persönlichkeit empfinden. Wird sie durch Biographieen befriedigt, so gewährt sie den höchsten Genuß und die beste Belehrung. Inderthat ist die Biographie, weil der menschliche Instinkt in ihr liegt, der Litteraturzweig, der sich fort und fort der zahlreichsten Klasse von Lesern empfiehlt, gleichviel, ob er die Form des Romans, oder der Anekdote, oder der Beschreibung des wirklichen Lebens annimmt.

Es besteht kein Zweifel, daß das überwiegende Interesse, welches die Dichtung in Versen oder in Prosa den meisten Gemütern einflößt, hauptsächlich aus ihrem biographischen Element erwächst. Homers „Ilias" verdankt ihre wunderbare Beliebtheit dem Genie, mit dem der Dichter den Heldencharakter zeichnet. Er entwirft weniger eine Beschreibung seiner Personen, als daß er sie durch Thaten sich selbst vorführen läßt. „Im Homer", sagte Dr. Johnson, „giebt es solche Heldencharaktere und eine solche Verbindung von Heldentugenden, daß die Menschen seitdem mit ihren vereinigten Kräften nichts haben schaffen können, was dort nicht bereits zu finden wäre."

Auch Shakespeare verriet sein Genie in der mächtigen Charakterzeichnung und in der dramatischen Entwickelung menschlicher Leidenschaften. Seine Personen stehen vor uns, als ob sie lebten und atmeten. Bei Cervantes ist Sancho Pansa, so gewöhnlich und prosaisch er dasteht, durch und durch

Mensch. Die Charaktere in Le Sages „Gil Blas", in Goldsmiths „Landprediger von Wakefield" und in Scotts großartiger Romanenreihe kommen uns fast wie Personen vor, die uns bekannt gewesen sind, und De Foes beste Werke sind bloße Biographieen, mit solcher Ausmalung der kleinsten Züge und so mit dem Stempel der Wahrheit auf jeder Seite ausgestattet, daß wir kaum glauben können, sein Robinson Crosoe und sein Oberst Jack seien erdichtete und keine wirklichen Personen.

Obgleich der reichste Roman von den Schranken des wirklichen Menschenlebens eingeschlossen wird, und obgleich die Biographie, weil sie Wesen beschreibt, welche die Freuden und Sorgen, die Niederlagen und Triumphe des wirklichen Lebens empfunden haben, viel anziehender gemacht werden kann, als die vollendetste Dichtung, so haben merkwürdigerweise nur wenige geniale Schriftsteller sich der letztern Litteraturgattung gewidmet. Große Dichtungen besitzen wir in Menge, die großen Biographieen lassen sich an den Fingern herzählen. Die deutsche Litteratur ist noch verhältnismäßig reich, denn sie besitzt in Luden, Varnhagen von Ense, Droysen, der ein klassisches Leben des Generals York geschrieben hat, und Freytag, dessen Lebensbeschreibung des badischen Ministers Mathy einen nicht minder hohen Rang einnimmt, vorzügliche Biographen. Der Grund der immer noch großen Seltenheit von Biographieen ist

vielleicht derselbe, der den großen Porträtmaler John Philip die Historienmalerei vorziehen ließ. „Das Porträtmalen macht sich nicht bezahlt", sagte er. Die biographische Bildnismalerei verlangt eine fleißige Erforschung und sorgfältige Sammlung von Thatsachen, ein kluges Sichten und geschicktes Zusammenfassen, wie auch die Kunst, den abgebildeten Charakter in der anziehendsten und lebenähnlichsten Form darzubieten, während bei Romanen die Phantasie des Dichters Charaktere frei schaffen und zeichnen kann, ohne durch Rücksichten gehemmt oder durch thatsächliche Einzelheiten des wirklichen Lebens beschränkt zu werden.

Ohne Frage läßt sich bei einem Porträtmalen in Worten eine eben so hohe Kunst entfalten, als wenn man Farben benutzt. Beides erfordert ein scharfes Auge und eine gewandte Feder oder Schere. Ein gewöhnlicher Künstler sieht bloß die Züge eines Gesichts und schreibt sie ab, aber der große Künstler sieht die lebendige Seele aus den Zügen blicken und bringt sie auf die Leinwand. Johnson wurde einmal gebeten, dem Kaplan eines verstorbenen Bischofs bei der Biographie Sr. Hochwürden zu helfen, aber als er um Nachrichten bat, wußte der Kaplan ihm so gut wie nichts zu erzählen. Johnson wurde dadurch auf die Bemerkung geführt: „Wenige Menschen, die mit jemand gelebt haben, wissen von ihm etwas zu sagen".

Bei Johnsons eigener Lebensbeschreibung war es das scharfe Auge Boswells, welches diesen befähigte,

jene kleinen Einzelheiten der Gewohnheiten und der Unterhaltung, auf denen das Interesse der Biographie hauptsächlich beruht, anzumerken und aufzuspeichern. Weil Boswell seinen Helden liebte und bewunderte, hatte er Erfolg, wo größere Männer wahrscheinlich gescheitert sein würden. Er ließ sich zu anscheinend unbedeutenden und doch höchst charakteristischen Zügen herab. Er entschuldigt sich z. B., wenn er dem Leser mitteilt, daß Johnson auf Reisen einen derben englischen Eichenstock zu tragen pflegte, und fügt hinzu: „Ich erinnere mich, daß Adam Smith in seinen Vorlesungen zu sagen pflegte, er freue sich zu wissen, daß Milton keine Schnallen, sondern Riemen an den Schuhen getragen habe". Boswell erzählt uns, wie Johnson aussah, wie er sich kleidete, wie er sprach und welche Vorurteile er hatte. Er malte ihn mit allen seinen Narben und entwarf ein wunderbares Bildnis, vielleicht das vollständigste, das von einem großen Manne jemals in Worten gezeichnet worden ist.

Ohne den vertrauten Umgang mit diesem schottischen Anwalt und ohne die innige Bewunderung desselben für ihn würde Johnson in der Litteratur wahrscheinlich nicht so hoch dastehen, wie es jetzt der Fall ist. In dessen Werke lebt Johnson wirklich, und ohne dasselbe würde von ihm nicht viel mehr übrig sein, als ein Name. Andere haben große Werke der Nachwelt überliefert, aber von ihrem Leben wissen wir fast nichts. Was würden wir nicht geben, wenn wir

über Shakespeare einen Boswellschen Bericht besäßen. Von Sokrates, Horaz, Cicero und Augustinus wissen wir unbedingt mehr, als von Shakespeare. Wir wissen nicht näher, zu welcher Religion er sich bekannte, wie er über Politik dachte, welche Erfahrungen er machte und in welchen Beziehungen er zu seinen Zeitgenossen stand. Die meisten Männer seiner eigenen Zeit scheinen seine Größe kaum erkannt zu haben, wenigstens stand der Hofprediger Ben Jonson, dessen schwunglose Verse Shakespeare manches mal auswendiglernte und auf der Bühne vortrug, in der Achtung des Volkes höher. Wir wissen als gewiß bloß, daß er als Theaterdirektor Glück hatte und sich in voller Manneskraft in seinen Geburtsort zurückzog, wo er starb und der Ehren eines Dorfbegräbnisses genoß. Das meiste, was man von seinem Leben erzählt, ist nicht durch zeitgenössische Beobachtungen und Berichte, sondern durch Vermutungen zustandegekommen. Die beste Schilderung seines geistigen Lebens findet man in seinen Sonetten.

Die Menschen nehmen ihren Zeitgenossen nicht immer richtig das Maß. Der Staatsmann, der General, der Monarch des Tages füllen alle Augen und Ohren, obgleich vielleicht das nächste Menschenalter schon sich so wenig um sie kümmert, als ob sie nie existiert hätten. „Wer ist denn heute König?“ konnte der Maler Greuze seine Tochter während der Geburtswehen der ersten französischen Revolution

fragen, als Männer, die der Zeit als groß erschienen, plötzlich auf die Oberfläche gehoben wurden und eben so plötzlich wieder verschwanden und nie wieder zum Vorschein kamen. „Wer ist denn heute König? Ich denke, daß Bürger Homer und Bürger Raphael länger leben, als unsere großen Mitbürger, deren Namen ich nie zuvor gehört habe.“ Von Homers Lebensgeschichte wissen wir trotzdem gar nichts und von der Rafaels sehr wenig. Selbst Plutarch, der das Leben anderer so schön beschrieb, hat keinen Biographen gefunden, ja von den ausgezeichneten römischen Schriftstellern, die seine Zeitgenossen waren, erwähnt keiner auch nur seinen Namen. Eben so existiert von Correggio, der die Züge anderer so gut wiedergegeben hat, nicht ein einziges als echt verbürgtes Bildnis.

Es hat Männer gegeben, die auf das Leben ihrer Zeit einen großen Einfluß nahmen, und die gleichwohl bei der Nachwelt in höherem Ruf stehen, als bei den Mitlebenden der Fall war. Von Wickliff, dem Patriarchen der Reformationszeit, wissen wir außerordentlich wenig. Er war nichts als die Stimme des Predigers in der Wüste. Wir wissen nicht genau, wer der Verfasser der „Nachfolge Christi“ ist, die eine ungeheure Verbreitung gefunden hat und in allen christlichen Ländern einen unermeßlichen religiösen Einfluß übt. Gewöhnlich wird Thomas a Kempis genannt, aber man hat gegründete

Ursache, ihn bloß für den Übersetzer zu halten, und das Buch, von dem man mit Bestimmtheit weiß, daß es von ihm herrührt*), steht in jeder Beziehung so tief, daß man kaum glauben kann, die „Nachfolge" sei aus derselben Feder geflossen. Man hält es für wahrscheinlicher, daß Johann Gerson, Kanzler der Hochschule von Paris, ein höchst gelehrter und frommer Mann, der 1429 starb, der wirkliche Verfasser ist.

Von mehreren der genialsten Männer besitzen wir nur ganz kurze Biographieen. Über die Persönlichkeit Platos, eines der größten Häupter der Philosophie, haben wir keinen Bericht. Hatte er Frau und Kinder, so hören wir wenigstens nichts von ihnen. Über das Leben des Aristoteles herrscht eine starke Meinungsverschiedenheit. Bald soll er ein Jude, bald bloß der Schüler eines Juden gewesen sein, bald soll er einen Apothekerladen gehalten, bald einen Arzt zum Vater gehabt, bald an keinen Gott, bald an die Dreieinigkeit geglaubt haben u. s. w. Von manchem Manne einer verhältnismäßig neuern Zeit wissen wir eben so wenig. Was wissen wir z. B. von Spenser, dem Dichter der „Feenkönigin", oder von Butler, dem Verfasser des „Hudibras", von dem uns bloß berichtet wird, daß er im Dunkel gelebt habe und in tiefster Armut gestorben sei?

---

*) Der „Dialogus Novitiorum de Contemptu Mundi".

Wie verhältnismäßig wenig wissen wir von Jeremias Taylor, dem Prediger mit dem goldenen Munde, über den wir doch so gern unterrichtet wären!

Der Verfasser von „Philipp van Artevelde“ hat gesagt: „Die Welt weiß von den größten Männern nichts“. Ohne Frage hat der Abgrund der Jahrhunderte manchen Mann verschlungen, der große Thaten verrichtet hat und nun vergessen ist. Augustinus bezeichnet den Romanianus als das größte Genie, das jemals gelebt hat, und er ist eben so vergessen wie der Erbauer der Pyramiden. Gordianis Grabschrift wurde in fünf Sprachen verfaßt und hat ihn doch gegen die Vergessenheit nicht geschützt.

Inderthat verdiente manches Leben eine Schilderung, die gleichwohl ungeschrieben geblieben ist. Die Männer, welche Bücher geschrieben haben, sind in dieser Beziehung am glücklichsten, weil sie auf Litteraten eine Anziehungskraft üben, von der bei Männern, deren Leben sich in Thaten verkörpert hat, keine Rede sein kann. Das Leben von Schriftstellern wie Goldsmith, Swift, Sterne und Steele ist wiederholt erzählt worden, während bedeutende Männer der That, der Wissenschaft, der Industrie keinen Biographen gefunden haben*).

---

*) Einem Franzosen, Amédée Pichot, wurde es überlassen, das Leben Sir Charles Bells, eines unserer größten Physiologen,

Wir haben gesagt, daß man den Menschen durch die Gesellschaft, die er sich in seinen Büchern giebt, kennen lernen kann. Einige Lieblinge der bekanntesten Männer wollen wir anführen. Plutarchs Bewunderer haben wir bereits genannt. Auch Montaigne ist der Gesellschafter der denkendsten Männer gewesen. Obgleich Shakespeare seinen Plutarch fleißig studiert haben muß, da er ihn stark, sogar wörtlich benutzt hat, ist doch Montaignes Buch merkwürdigerweise das einzige, von dem wir wissen, daß er es in seiner Bibliothek gehabt hat. Eines der von Shakespeare existierenden Autographen hat sich auf einem Abdruck von Florios Übersetzung der „Studien“ Montaignes gefunden, dessen Vorsetzblatt auch ein Autograph von Ben Jonson enthält.

Miltons Lieblingsbücher waren Homer, Ovid und Euripides. Dante hat Virgil, Schiller hat Shakespeare bewundert. Für Goethe war es bezeichnend, daß Spinozas „Sittenlehre“ sein Lieblingsbuch war und daß er hier einen Frieden und einen Trost fand, den ihm kein anderes Werk gewährte*).

---

zu schreiben, und obgleich Bells Briefe von seinem Bruder seitdem veröffentlicht worden sind, fehlt ihm ein englischer Biograph noch immer. Wir können hinzufügen, daß ein Engländer das beste Leben Goethes und ein Schotte das beste Leben Friedrichs des Großen geschrieben hat.

*) Es ist höchst merkwürdig, daß der fromme Schleiermacher mit Goethe hinsichtlich der Anerkennung Spinozas übereinstimmte, ob=

Friedrich der Große verriet seine starke Vorliebe für Frankreich in der Wahl seiner Bücher. Seine hauptsächlichen Lieblinge waren Bayle, Rousseau, Voltaire, Rollin, Fleury, Malebranche und ein englischer Schriftsteller — Locke. Besonders hoch stellte er Bayles Wörterbuch, das erste Werk, das in einer Seele Wurzeln schlug. Er schätzte es so, daß er einen Auszug daraus machte und in deutscher Sprache veröffentlichte. „In Büchern liegt kein geringer Teil wahren Glücks", war ein Ausspruch von ihm. In seinen alten Tagen sagte er: „Die Litteratur wird meine letzte Leidenschaft sein".

Es klingt seltsam, daß Klopstocks „Messias" das Lieblingsbuch des Marschalls Blücher war und daß Napoleon für Ossians Dichtungen und „Werthers Leiden" schwärmte. Napoleons Belesenheit war aber eine sehr ausgedehnte. Er kannte Homer, Virgil und

---

gleich der letztere von den Juden, zu denen er gehörte, ausgestoßen und von den Christen als ein Mensch bezeichnet wurde, der nicht viel besser als ein Gottesleugner sei. „Der große Weltgeist", sagt Schleiermacher in seinen Reden über die Religion, „durchdrang den heiligen, wennauch verketzerten Spinoza, das Unendliche war sein Anfang und sein Ende, das Weltall seine einzige und ewige Liebe. Er war von Religion und religiösem Gefühl erfüllt, und deshalb steht er allein und unnahbar da, ein Meister in seiner Kunst, aber hoch über der profanen Welt, ohne Anhänger und selbst ohne Bürgerrecht." Cousin sagt von Spinoza: „Der Schriftsteller, welcher diesem angeblichen Gottesleugner am meisten gleicht, ist der unbekannte Verfasser der ‚Nachfolge Christi'".

Tasso, Novellen aus allen Ländern, Geschichtswerke aus allen Zeiten, mathematische, staatsrechtliche und theologische Arbeiten. „Den Schwulst und Klingklang Voltaires“, wie er sich ausdrückte, verabscheute er. Das Lob Homers und Ossians zu verkünden wurde er nie müde. „Den Sänger des Achilles“, sagte er an Bord des ‚Bellerophon‘ zu einem Offizier, „müssen Sie immer wieder lesen und Ossian verschlingen. Das sind die Dichter, welche die Seele erheben und den Menschen Riesengröße verleihen*).“

Der Herzog von Wellington war ein fleißiger Leser und liebte besonders Clarendon, den Bischof

*) Auch Milton wurde von Napoleon fleißig gelesen. Sir Colin Campbell, der auf Elba bei Napoleon war, sagt, daß der Kaiser ihm erzählte, eine besondre Aufstellung seiner Geschütze, die ihm bei Austerlitz den Sieg verschafft habe, sei ihm durch eine Erinnerung an vier Zeilen Miltons in den Sinn gekommen. Diese Zeilen stehen im sechsten Gesange und schildern einen Kunstgriff Satans bei seinem Kampfe gegen den Himmel:

Im hohlen Würfel
Schleppt er sein höllisches Geschütz daher,
Verbirgt es hinter dichten Reiterscharen,
Und niemand merkt die List.

„Die unzweifelhafte Thatsache“, bemerkt Edwards in seinem Werke über Bibliotheken, „daß diese Zeilen mit einem wichtigen Manöver bei Austerlitz eine gewisse Ähnlichkeit haben, verleiht der Erzählung ein besonderes Interesse, doch würde man der Einbildung stark die Zügel schießen lassen, wenn man jenem Manöver den Sieg zuschreiben wollte. Was die ganze Glaubwürdigkeit der Geschichte betrifft, so trifft es sich unglücklicherweise so, daß Napoleon schon recht viel vom Kriege verstand, ehe er Milton kennen lernte.“

Butler, Smiths „Reichtum der Nationen", Hume, den Erzherzog Karl, Leslie und die Bibel. Auch die französischen und englischen Denkschriften interessierten ihn sehr, namentlich die Mémoires pour servir aller Art. Als er in Walmer war, erzählt Gleig, lagen die Bibel, das Gebetbuch, Taylors „Heiliges Leben und Sterben" und Cäsars „Commentarien" dem Herzog immer nahe und trugen solche Spuren des Gebrauchs, daß sie oft gelesen und zurategezogen sein mußten.

Sind Bücher die besten Gesellschafter des Alters, so gewähren sie der Jugend oft die beste Aneiferung. Das erste Buch, welches auf die Seele eines Jünglings einen tiefen Eindruck macht, ruft in seinem Leben häufig eine Wendung hervor. Es erwärmt das Herz, weckt die Begeisterung und gewinnt, indem es die Kräfte auf neue Bahnen hinweist, einen dauernden Einfluß auf den Charakter. Das neue Buch, das uns zu einem vertrauten Freunde wird, dessen Geist reifer und weiser als der unsrige ist, kann für die Entwicklung unseres Lebens zu einem wichtigen Ausgangspunkte werden. Zuweilen muß es fast im Licht einer Neugeburt betrachtet werden.

Von dem Tage, an dem James Edward Smith das erste botanische Lehrbuch zum Geschenk erhielt, wo Sir Joseph Banks Gerards „Kräuterbuch" in die Hände fiel, von der Zeit, in der Alfieri im Plutarch die erste Seite las, Schiller seine erste

Bekanntschaft mit Shakespeare machte und Gibbon den ersten Band der „Allgemeinen Weltgeschichte“ verschlang — datierte bei jedem eine so hohe Erleuchtung, daß es ihnen war, als habe ihr wirkliches Leben erst jetzt begonnen.

In seiner frühern Jugend machte sich La Fontaine durch seine Trägheit bemerklich, aber als er eine Ode Malesherbes vorlesen hörte, soll er gerufen haben: „Auch ich bin ein Dichter“ und er fühlte seinen Genius erwachen. Bossuets Geist soll auf das Studium gelenkt worden sein, als er in der Jugend Fontenelles Lobreden auf Männer der Wissenschaft las. Ein anderes Werk Fontenelles: „Über die Mehrheit der Welten“ bestimmte Lalande zur Wahl seines Berufs. „Mit Vergnügen“, sagt er in der Vorrede des Buchs, das er später herausgab, „erkenne ich meine Verpflichtung gegen Fontenelle an, denn bei dem Lesen seiner Arbeit im Alter von sechzehn Jahren stellte sich bei mir der glühende Thätigkeitsdrang ein, der mich seitdem nicht verlassen hat“.

In gleicher Weise wurde Lacépède dem Studium der Naturgeschichte durch Buffons Naturgeschichte zugeführt, die er in der Bibliothek seines Vaters fand und immer wieder las, bis er sie fast auswendig wußte. Auf Goethe machte Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“ gerade im kritischen Moment seiner geistigen Entwickelung einen mächtigen Eindruck, und

er schrieb jener Erzählung den besten Teil seiner Erziehung zu. Das Lesen des „Leben des Götz von Berlichingen“ reizte ihn später, diesen Charakter in einer poetischen Form zu zeichnen. „Die Figur eines rauhen und wohlmeinenden Mannes der Selbsthülfe in einer wilden und anarchischen Zeit“, sagte er, „erregte mein tiefstes Mitgefühl.“

Nicht genug, daß mancher durch das Lesen bestimmter Bücher zu einer litterarischen Thätigkeit angefeuert worden ist, haben andere dadurch den Anstoß zu einer gewissen Richtung ihrer Thätigkeit in den ernsten Geschäften des Lebens erhalten. So wurde Henry Martyn zu seinem kühnen Wirken als Glaubensbote durch das Lesen der Lebensbeschreibung von Henry Brainerd und Dr. Carey mächtig angeregt. Diese Bücher öffneten die Furchen, in die er seine Saat streute.

Cobbetts erstes Lieblingsbuch, das freilich auch sein einziges war und das er für zwei Groschen kaufte, war Swifts „Erzählung von einer Tonne“, deren wiederholtes Lesen auf die Entstehung seines schlichten, markigen und einschneidenden Stils ohne Zweifel Einfluß hatte. Das Entzücken, mit dem Pope als Schulknabe Ogilvys „Homer“ las, war höchst wahrscheinlich der Ursprung der englischen „Ilias“, wie die „Percy-Reliquien“ in Scotts jugendlicher Seele zündeten und ihn anregten, seine Sammlung der „Grenz-Balladen“ zu beginnen. Daß Keightley als Knabe das „Verlorene Paradies“ las,

führte dazu, daß er später das Leben des Dichters schrieb. „Die erste Bekanntschaft mit dieser Dichtung“, sagte er, „wird oder muß doch im Leben eines jeden, welcher Geschmack und poetisches Gefühl besitzt, einen Abschnitt bilden. Meiner Seele bleibt jene Zeit immer gegenwärtig. Seitdem haben Miltons Dichtungen mein beständiges Studium gebildet und sind im Glück meine Freude, im Unglück meine Kraft und mein Trost gewesen.“

Gute Bücher gehören also zu den besten Gesellschaften und wirken, indem sie unser Denken und Streben veredeln, als Schutzmittel gegen gemeinen Umgang. „Eine natürliche Neigung zum Lesen und zu geistiger Beschäftigung“, sagt Thomas Hood, „hat mich wahrscheinlich vor dem sittlichen Schiffbruch bewahrt, den diejenigen so leicht erleiden, welche schon früh der elterlichen Führung beraubt werden. Meine Bücher hielten mich vom Pferdestall, von der Schenke und vom Theater fern. Wer mit Pope und Addison vertraulich umgeht und an die edle, wennauch stille Unterhaltung Shakespeares und Miltons gewöhnt ist, der wird schlechte Gesellschaft schwerlich aufsuchen.“

Mit Recht hat man gesagt, die besten Bücher seien diejenigen, welche guten Thaten am ähnlichsten sähen. Sie wirken läuternd, erhebend und stärkend, erweitern und befreien die Seele, bewahren uns gegen gemeine Weltlichkeit, helfen hochherzige Fröhlichkeit und Gleichmut des Charakters erzeugen und erziehen

uns zur Humanität. Auf den schottischen Universitäten bezeichnet man die Klassen, in denen die Alten studiert werden, mit dem passenden Namen der Humanitätsklassen *).

Erasmus, der große Gelehrte, war sogar der Meinung, daß Bücher zu den Notwendigkeiten und Kleider zu den Überflüssigkeiten des Lebens gehören. Häufig verschob er den Kauf eines Rocks, bis er seinen Bücherbedarf befriedigt hatte. Ciceros Werke waren seine größten Lieblinge, und er fühlte sich immer besser, wenn er sie gelesen hatte. „Nie", sagte er, „lese ich Ciceros Schriften über das Alter und die Freundschaft oder seine tusculanischen Ge-

*) Obgleich man die klassischen Studien neuerdings als Zeitverschwendung bezeichnet hat, kann doch darüber kein Zweifel sein, daß sie der geistigen Bildung die höchste Vollendung erteilen. Die alten Klassiker enthalten die tadellosesten Muster der schriftstellerischen Kunst, und die größten Schriftsteller sind ihre fleißigsten Leser gewesen. Klassische Bildung war das Werkzeug, mit dem Erasmus und die Reformatoren Europa reinigten. Sie zeichnete die großen Patrioten des 17. Jahrhunderts aus und ist seitdem den größten englischen Staatsmännern eigen gewesen. „Ich weiß nicht, wie es kommt", sagt ein englischer Schriftsteller, „aber ein Umgang mit den Alten scheint mir bei denen, welche ihn fortwährend pflegen, das Urteil nicht bloß über litterarische Werke, sondern auch über Menschen und Ereignisse im allgemeinen auszubilden und zu schärfen. Sie gleichen Personen, welche eine gewichtige und eindringliche Erfahrung besitzen, halten sich mehr als andere an Thatsachen und bleiben von dem Geschwätz ihrer Umgebung unabhängig."

spräche, ohne sie leidenschaftlich an meine Lippen zu drücken und von Ehrfurcht für einen Geist durchdrungen zu werden, von dem man fast sagen könnte, daß Gott selbst ihn erleuchtet habe." Eine zufällige Bekanntschaft mit Ciceros „Hortensius" war es, welche den heiligen Augustinus, der bis dahin ein liederliches Leben geführt hatte, dieser Bahn entführte und ihn zu den Forschungen und Studien hinleitete, die ihn zum größten der älteren Kirchenväter machten. Sir William Jones machte es sich zur Gewohnheit, die Schriften Ciceros, dessen Leben er zum Muster des seinigen erhoben hatte, jährlich einmal zu lesen.

Von dem ungeheuren sittlichen Einfluß, den Bücher von der Bibel abwärts auf die allgemeine Bildung der Menschheit geübt haben, brauche ich nicht zu sprechen. In den Büchern liegt das Wissen des Menschengeschlechts aufgespeichert. Sie berichten uns von allen Arbeiten und Bemühungen, Versuchen, Erfolgen und Niederlagen in der Wissenschaft, Philosophie, Religion und Moral. Sie sind die größte Bewegungskraft aller Zeiten gewesen. „Von der Bibel bis zum Gesellschaftsvertrage", sagt De Bonald, „sind es Bücher gewesen, welche die Revolutionen gemacht haben." Inderthat ist ein großes Buch oft etwas Größeres, als eine große Schlacht. Selbst Dichtungen haben gelegentlich mit ungeheurer Macht auf die Gesellschaft gewirkt. Rabelais in Frankreich und Cervantes in Spanien

haben der Herrschaft des Mönchtums und des Rittertums zugleich ein Ende gemacht und keine anderen Waffen benutzt, als das Lächerliche, den natürlichen Gegensatz des Schrecklichen. Das Volk lachte und fühlte sich wieder sicher. „Telemach" erschien und führte die Menschen zu den Harmonien der Natur zurück.

„Dichter", sagt Hazlitt, „leben länger als Helden und atmen mehr Luft der Unsterblichkeit ein. Sie leben vollständiger als jene in ihren Gedanken und Handlungen fort. Von Virgil und Homer besitzen wir alle ihre Schöpfungen, als hätten wir mit ihnen in derselben Zeit gelebt. Wir können ihre Werke in die Hand nehmen, oder unter unser Kissen legen, oder zu unseren Lippen führen. Von dem, was die Helden ausführten, blieb kaum eine Spur auf der Erde zurück, welche gewöhnlichen Augen sichtbar wäre. Die toten Dichter sind lebendige Menschen und atmen und wandeln noch in ihren Schriften, die Eroberer der Welt sind nichts als Asche in einer Urne. Zwischen dem Gedanken und dem Gedanken besteht eine innigere und lebendigere Sympathie, als zwischen dem Gedanken und der Handlung. Der Gedanke verschmelzt sich mit dem Gedanken, wie die Flamme sich mit der Flamme vereinigt; den Manen der geschiedenen Helden bringen wir den Tribut der Bewunderung dar, wie wir Räucherwerk in einem Monument von Marmor opfern. Worte, Ideen und Gefühle verdichten sich mit der Zeit zu Stoffen;

Sachen, Körper und Handlungen vermodern oder lösen sich in einen Klang, in dünne Luft auf. Nicht bloß die Handlungen des Menschen vergehen und verschwinden mit ihm, auch seine Tugenden und edlen Handlungen sterben mit ihm. Bloß sein Geist ist unsterblich und wird unverletzt der Nachwelt überliefert. Worte sind die einzigen Dinge, welche ewig dauern *)."

---

*) Hazlitts „Tischgespräch über Denken und Handeln".

Elftes Kapitel.

Genossenschaft in der Ehe.

Die Liebenswürdigkeit, nicht glatte Wangen,
Will ich an Frauen lieben. Shakespeare.

Der Mann sei weise, die Frau sanft.
George Herbert.

Wenn Gott die Frau zur Herrin des Mannes bestimmt hätte, so würde er sie ihm aus dem Kopfe genommen haben, und wenn er sie zu seiner Sklavin bestimmt hätte, so würde er sie ihm aus den Füßen genommen haben, aber da er sie zu seiner Gefährtin und zu seines gleichen bestimmte, so nahm er sie aus der Seite.
St. Augustinus.

Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die kostspieligsten Perlen. Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er sitzt bei den Ältesten des Landes. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brot nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie.
Sprüche Salomos.

Der Charakter der Männer wie der Frauen wird durch ihren Umgang auf allen ihren Lebensstufen wesentlich bedingt. Von dem Einfluß der Mutter

auf die Bildung des Charakters ihrer Kinder haben wir bereits gesprochen. Sie schafft die sittliche Luft, in der sie leben, und von der ihre Geister und Seelen genährt werden, wie ihre Körper von der physischen Luft genährt werden, welche sie einatmen. Wie nun die Frau die natürliche Ernährerin des Säuglings und die Lehrerin des Kindes ist, so ist sie auch in ihren verschiedenen Beziehungen als Mutter, Schwester, Braut und Gattin die Führerin und Beraterin des Jünglings und die Vertraute und Gefährtin des Mannes. Kurz, der Einfluß der Frau berührt in bösem oder gutem Sinne mehr oder weniger das ganze Schicksal des Mannes.

Die verschiedenartigen gesellschaftlichen Verrichtungen und Pflichten sind von der Natur deutlich vorgezeichnet. Gott hat den Mann und die Frau geschaffen, auf daß jedes die ihm zukommende Arbeit verrichte, jedes seine richtige Stelle einnehme. Kein Geschlecht kann die Stelle des andern einnehmen oder dessen Arbeit thun. Der Beruf eines jeden ist vollkommen getrennt. Die Frau wie der Mann besteht für sich, aber beide haben zugleich die innigsten Beziehungen zu einander. Die Menschheit braucht beider zu ihren Zwecken, und bei jeder Erwägung eines gesellschaftlichen Fortschritts ist man an beide zu denken gezwungen.

Obgleich Gefährten mit demselben Recht, sind sie hinsichtlich des Maßes ihrer Kräfte doch ungleich.

Der Mann ist kräftiger, muskelstärker und von weniger erregbarem Gefühle; die Frau zarter, gefühlvoller und empfindlicher. Bei dem Mann liegt die Kraft im Gehirn, bei der Frau im Herzen, und wenn der Kopf auch regiert, so ist es doch das Herz, welches gewinnt. Beide Geschlechter sind für die verschiedenen Verrichtungen, die ihnen im Leben obliegen, gleich geeignet, und den Versuch zu machen, dem Manne eine Weiberarbeit aufzubürden, würde eben so einfältig sein, als wenn man der Frau eine Männerarbeit anweisen wollte. Es giebt weibische Männer und Mannweiber, aber beide sind bloße Ausnahmen, welche die Regel beweisen.

Obgleich die Eigenschaften des Mannes mehr dem Kopfe und die der Frau mehr dem Herzen angehören, so ist es doch notwendig, daß der Mann außer dem Kopfe auch das Herz und die Frau außer dem Herzen auch den Kopf ausbildet. Ein herzloser Mann ist in der gebildeten Gesellschaft eben so wenig am Platze, wie eine einfältige und unverständige Frau. Alle Teile der sittlichen und geistigen Natur müssen gepflegt werden, wenn bei dem Manne wie bei der Frau ein gesunder und gleichmäßiger Charakter ausgebildet werden soll. Ohne Teilnahme oder Achtung vor anderen wäre der Mann ein armseliges, verkümmertes, schmutziges und selbstsüchtiges Wesen, und ohne einen gebildeten Verstand wäre die schönste Frau nicht viel besser als eine gut angezogene Puppe.

Früher sagte man von den Frauen gern, daß ihr Hauptanspruch auf Bewunderung in ihrer Schwäche und Abhängigkeit von anderen liege. „Stellen wir ein Bild männlicher Würde auf", sagt Sir Richard Steele, „so müssen wir Weisheit und Tapferkeit, die dem Charakter der Mannheit wesentlich sind, in dasselbe hineinlegen. Malen wir aber das Bild echter Weiblichkeit im besten Sinne, so müssen wir ihm sanfte Milde, zarte Furcht und alle die Eigenschaften beilegen, welche die Frau vom andern Geschlecht unterscheiden, das sich ihr gewissermaßen unterordnet, obgleich sie in einer liebenswürdigen Weise den Männern nachsteht." Folglich muß ihre Schwäche mehr als ihre Stärke gepflegt werden, ihre Thorheit mehr als ihre Weisheit. Sie ist dazu bestimmt, ein schwaches, furchtsames, thränenreiches, charakterloses, untergeordnetes Geschöpf zu sein und nur so viel Verstand zu besitzen, um die gefälligen Nichtigkeiten, die das ‚höhere' Geschlecht an sie richtet, verstehen zu können. Sie ist so zu erziehen, daß sie mehr ein zierendes Anhängsel des Mannes, als ein unabhängiger Charakter, eine Gattin, Mutter, Gefährtin und Freundin wird.

Pope behauptet in seinen „Studien über Moral", daß die meisten Frauen gar keinen Charakter haben, und findet die Hälfte ihrer Reize, die durch Mängel schön und durch Schwäche zart werden, in ihrer Veränderlichkeit. Für diese letztere Satire ist es

höchst bezeichnend, daß sie in des Dichters „Epistel an Martha Blount“, seine tyrannische Haushälterin, steht. In demselben Gedicht stichelt er auch auf Lady Mary Wortley Montague, der er sein Herz auf den Knieen anbot, und von der er mit Verachtung zurückgewiesen ward. Pope war aber kein Frauenkenner und urteilte auch über Männer nicht besonders einsichtig und liebevoll.

Noch immer ist es zu sehr Sitte, mehr die Schwäche als die Stärke der Frau zu pflegen und sie lieber anziehend als selbständig zu machen. Man entwickelt ihre Gefühle auf Kosten ihres Körpers und ihrer Seele. In der Teilnahme anderer lebt und webt sie, und in dieser besteht ihr Dasein. Sie kleidet sich hübsch, um anzulocken, und wird mit Fertigkeiten belastet, damit sie einen Mann findet. Schwach, furchtsam und abhängig läuft sie Gefahr, eine lebendige Verkörperung des italienischen Sprüchwortes zu werden: „Manche Frau ist so gut, daß sie zu nichts gut ist“.

Auf der andern Seite wird bei der Erziehung junger Männer darin gefehlt, daß man die Selbstsucht zu stark entwickelt. Während man den Knaben lehrt, mannhaft seiner eigenen Kraft zu vertrauen, die ihm schon einen Weg durch die Welt bahnen wird, ermutigt man das Mädchen, sich so gut wie ganz auf andere zu verlassen. Er wird zu sehr auf sich selbst, sie zu viel auf ihn verwiesen. Er soll selbst-

bewußt und unabhängig werden, sie soll sich selbst mißtrauen, abhängig sein und sich in jeder Beziehung opfern. So bildet man bei ihm den Verstand auf Kosten des Gefühls und bei ihr das Gefühl auf Kosten des Verstandes aus.

Es ist unzweifelhaft, daß die höchsten Eigenschaften der Frau in ihren Beziehungen zu anderen und durch die Vermittelung ihrer Affekte zutagetreten. Sie ist die Wärterin, welche die Natur der Menschheit verliehen hat. Sie nimmt die Hülflosen in ihre Obhut und nährt und pflegt diejenigen, welche wir lieben. Sie ist der Genius des häuslichen Herdes, an dem sie eine Lebensluft von Heiterkeit und Zufriedenheit schafft, welche der Ernährung und dem Wachstum des Charakters vortrefflich zusagt. Durch ihre innerste Natur wird sie mitleidig, sanft, geduldig und selbstverleugnend. Voll Liebe, Hoffnung und Glauben strahlt sie nach allen Seiten Licht aus ihrem Auge. Dieses scheint auf Kälte und verwandelt sie in Wärme, auf Leiden und tröstet es, auf Sorge und erheitert sie.

Man hat die Frau den Engel des Unglücklichen genannt. Sie ist bereit, dem Schwachen zu helfen, den Gefallenen aufzuheben, den Dulder zu trösten. Es kennzeichnet die Frau, daß sie die Erste gewesen ist, welche ein Krankenhaus gebaut und dotiert hat. Man hat gesagt, wo immer ein menschliches Wesen leide, rufe es durch seine Seufzer eine Frau an seine Seite. Als Mungo Park einsam und ohne Hülfe

und fast verhungernd von den Männern aus einem afrikanischen Dorfe vertrieben worden war und sich anschickte, die Nacht unter einem Baume zu verbringen, wo er dem Regen und den dort sehr häufigen wilden Tieren preisgegeben gewesen sein würde, erbarmte eine Negerin, die von der Feldarbeit zurückkehrte, sich seiner, führte ihn in ihre Hütte und gab ihm dort Obdach, Nahrung und Schutz *).

Wenn aber die schönsten Eigenschaften der Frau sich in ihrer Teilnahme und Liebe offenbaren, so ist es doch um ihres eigenen Glücks als selbständiger Persönlich-

---

*) Mungo Park sagt, dieser Vorgang sei ihm rührender gewesen, als irgend ein anderer, den er im Laufe seiner Reisen erlebt habe. Als er sich auf die Matte, die den Fußboden der Hütte bedeckte, zum Schlaf niederlegte, forderte seine Wohlthäterin den weiblichen Teil der Familie auf, Baumwolle zu spinnen, und diese Arbeit wurde bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. „Sie begleiteten ihre Thätigkeit mit Liedern“, erzählt er, „von denen eines aus dem Stegreif gedichtet sein mußte, denn ich war der Gegenstand desselben. Eine der jungen Frauen sang es, und die übrigen fielen im Chor ein. Es hatte eine süße klagende Melodie und die Worte lauteten in wörtlicher Übersetzung: ‚Die Winde heulten und der Regen fiel. Der weiße Mann, schwach und matt, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn mahlt‘. Chor: ‚Laßt uns Mitleid mit dem weißen Manne haben, der keine Mutter hat‘. So unbedeutend dieses Lied sein mag, hatte es für mich in meiner Lage etwas ungemein Rührendes. Diese unerwartete Freundlichkeit griff mich so an, daß der Schlaf meine Augen floh“.

keit willen notwendig, ihren Charakter durch richtige Selbstbildung, Selbstvertrauen und Selbstherrschaft zu entwickeln und zu stärken. Selbst wenn es möglich wäre, würde es nicht wünschenswert sein, die schönen Thüren ihres Herzens zu schließen. Selbstvertrauen der besten Art schließt keine Beschränkung menschlichen Mitgefühls in sich. Bei der Frau wie bei dem Manne hängt aber das Glück in hohem Grade von der persönlichen Vollständigkeit des Charakters ab. Jene Selbständigkeit, welche aus einer richtigen Pflege der Geisteskräfte in Verbindung mit einer guten Zucht des Herzens und des Gewissens entsteht, wird die Frau in den Stand setzen, im Leben nicht bloß glücklicher, sondern auch nützlicher zu sein und verständig Segnungen auszuteilen und sich selbst zu verschaffen, namentlich diejenigen, welche aus gegenseitiger Abhängigkeit und gesellschaftlicher Teilnahme hervorgehen.

Soll in der Gesellschaft eine hohe Stufe der Sittlichkeit entstehen, so muß die Bildung beider Geschlechter eine harmonische sein und gleichen Schritt halten. Einer reinen Weiblichkeit muß eine reine Männlichkeit zurseite stehen. Dasselbe Sittengesetz ist auf beide Geschlechter anwendbar. Man würde die Grundsäulen der Tugend erschüttern, wenn man die Ansicht aufstellen wollte, daß, weil eine Verschiedenheit des Geschlechts existiert, der Mann die Freiheit habe, die Moral beiseite zu setzen und Dinge zu thun, die, wenn eine Frau sie sich zuschulden kommen

ließe, ihren Ruf auf Lebenszeit vernichten würden. Soll die Gesellschaft rein und tugendhaft bleiben, so muß der Mann eben so rein und tugendhaft sein wie die Frau, und beide müssen alles meiden, was das Herz, das Gewissen und den Ruf belastet, ja sie müssen solche Dinge als ein Gift betrachten, das einmal eingesogen nie ganz wieder entfernt werden kann, sondern das Glück des spätern Lebens in geistiger Beziehung mehr oder weniger beeinträchtigt.

Hier müssen wir nun einen zarten Gegenstand berühren. Obgleich ein großes und allgemeines Interesse der Menschheit dabei in Frage kommt, vermeidet der Moralist die Erörterung desselben, der Erzieher umgeht ihn und die Familie erklärt ihn in die Acht. Es gilt fast für unzart, von der Geschlechtsliebe zu sprechen, und den jungen Leuten wird es überlassen, sich nach den unmöglichen Liebesgeschichten, welche die Bücherschränke der Leihbibliotheken füllen, ihre eigenen Ansichten zu bilden. Dieses mächtige und überwältigende Gefühl, dieses Bedürfnis, zu lieben, das die Natur aus weisen Gründen bei der Frau so stark gemacht hat, daß es ihr ganzes Dasein färbt, während es im Leben des Mannes vielleicht bloß eine Episode bildet, wird gewöhnlich nur seinen eigenen Eingebungen überlassen und darf größtenteils ungezügelt, ohne irgend eine Führung und Leitung, aufwachsen.

Obgleich die Natur in Liebessachen alle förmlichen Regeln und Anleitungen zurückstößt, ist es doch unter allen Umständen möglich, jungen Seelen solche Ansichten vom Charakter einzuflößen, daß sie zwischen dem Wahren und Falschen unterscheiden können und sich die Achtung vor den Eigenschaften sittlicher Reinheit und Sauberkeit bewahren, ohne die das Leben nichts als ein Schauplatz der Thorheit und des Elends ist. Vielleicht ist es unmöglich, junge Leute zu belehren, weise zu lieben, aber durch elterlichen Rat können sie wenigstens vor den frivolen und verächtlichen Leidenschaften bewahrt werden, die sich so oft den Namen der Liebe beilegen. „In der gewöhnlichen Bedeutung des Worts“, hat man gesagt, „ist die Liebe eine Thorheit, aber die reine, erhabene, selbstlose Liebe ist nicht bloß eine Folge, sondern ein Beweis unserer sittlichen Vortrefflichkeit. Sittlicher Schönheit sich zu erfreuen und in der Bewunderung derselben seiner selbst zu vergessen — diese Wirkung der Liebe beweist, welchen hohen sittlichen Einfluß sie übt. Sie ist der Triumph der Selbstlosigkeit über die selbstsüchtige Seite unserer Natur.“

Durch diese göttliche Leidenschaft wird die Welt immer frisch und jung erhalten. Sie ist die beständige Melodie der Menschheit. Sie gießt einen hellen Glanz über die Jugend aus und verbreitet um das Alter einen Heiligenschein. Sie erhellt die Gegenwart durch das Licht, das sie nach rückwärts aus-

strömen läßt, und erhellt die Zukunft durch die Strahlen, die sie vorausschickt. Die Liebe, die ein Kind der Achtung und Bewunderung ist, übt auf den Charakter eine erhebende und reinigende Wirkung. Sie hat die Tendenz, den Menschen aus der Sklaverei der Selbstsucht zu erlösen. Sie ist vollkommen uneigennützig und kennt keinen Preis als sich selbst. Sie flößt Sanftmut, Teilnahme, gegenseitiges Vertrauen und Zuversicht ein. Wahre Liebe schärft auch in einem gewissen Grade den Verstand. „Jede Liebe erzeugt eine gewisse Weisheit", sagt der Dichter Browning, und die begabtesten Geister haben stets der Liebe am aufrichtigsten gehuldigt. Große Seelen haben bloß große Leidenschaften und adeln und heiligen alle wahren Freuden. Das Gefühl allein reicht hin, Eigenschaften ans Licht zu ziehen, die früher im Dunkel schlummerten. Eines der schönsten Komplimente, die eine Dame jemals gehört hat, machte Steele der Lady Elisabeth Hastings, als er ihr sagte, „sie geliebt zu haben, sei Erhebung auf eine höhere Stufe". In diesem Lichte betrachtet, wird die Frau zur Erzieherin im höchsten Sinne des Worts, weil sie vor allen anderen Lehrern mild und liebevoll erzieht.

Man hat gesagt, daß kein Mann und keine Frau eine vollendete Lebenserfahrung besitze, bevor beide durch Liebe zu einer Vereinigung mit der Welt hingeführt worden seien. Wie die Frau keine Frau

ist, bevor sie die Liebe kennen gelernt hat, so wird auch der Mann nicht früher zum Manne. Beide sind zu ihrer gegenseitigen Vervollständigung notwendig. Plato hatte die Idee, daß zwei Liebende jeder in dem andern sein Ebenbild aufsuche, und daß die Geliebte bloß die losgetrennte Hälfte des ursprünglichen Menschen sei, welche mit der andern Hälfte in Verbindung trete. Die Philosophie geht hier aber irre, denn die Zuneigung entsteht eben so häufig durch die Unähnlichkeit wie durch die Ähnlichkeit des geliebten Gegenstandes.

Die wahre Liebe muß eine Vereinigung der Seelen wie der Herzen sein und auf gegenseitiger Achtung wie auf gegenseitiger Zuneigung beruhen. „Keine wahre und dauernde Liebe", sagt Fichte, „kann ohne Achtung bestehen; jede andere zieht Reue nach sich und ist jeder edlen Menschenseele unwürdig." Das Schlechte kann man nicht wahrhaft lieben, sondern immer nur etwas, das man nicht bloß bewundert, sondern auch achtet. Kurz, eine wahre Vereinigung muß auf Charaktereigenschaften gestützt sein, die im öffentlichen wie im häuslichen Leben die Herrschaft führen.

In der Verbindung zwischen Mann und Frau liegt aber weit mehr, als bloße Achtung und Verehrung. Das Gefühl, auf dem sie beruht, ist weit tiefer und zärtlicher, wie es zwischen Männern und Frauen unter sich niemals vorkommen kann. „In Angelegenheiten der Neigung", sagt Nathaniel Haw-

thorne, „klafft zwischen dem Mann und dem Mann immer ein unüberschreitbarer Schlund. Ein Mann kann dem andern nie voll die Hand reichen und deshalb findet der Mann bei seinem Bruder nie eine vertraute Hülfe, eine herzliche Unterstützung, wohl aber bei der Frau, bei seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Gattin*)."

Durch das Thor der Liebe tritt der Mann in eine neue Welt der Freude, des Mitgefühls und menschlichen Interesses ein. Er tritt in ein neues Daheim, das er sich selbst geschaffen hat, das von dem Daheim seiner Kindheit verschieden ist und wo jeder Tag ihm eine Reihe neuer Freuden und Erfahrungen bringt. Vielleicht betritt er auch eine neue Welt von Prüfungen und Sorgen, in der er häufig seine beste Bildung und Zucht findet. „Das Familienleben", sagt Sainte-Beuve, „kann voll von Sorgen und Dornen sein, aber sie tragen Früchte, während alle anderen nichts als dürre Dornen sind." An einer andern Stelle sagt derselbe: „Wenn das Daheim eines Mannes in einer gewissen Lebensperiode keine Kinder umschließt, so wird es sich wahrscheinlich mit Thorheiten und selbst mit Lastern füllen"**).

Ein ausschließlich mit Geschäftssachen erfülltes Leben führt dahin, den Charakter zu verengern und zu

---

*) „Monte Beni, oder die Umgestaltung."

**) „Zeitgenössische Portraits", III, 519.

verhärten. Es beschäftigt sich vorzüglich mit sich selbst, lauert auf Vorteile und hält gegen Übervorteilung durch andere Wache. So neigt der Charakter unmerklich zum Argwohn und zum Mangel an Edelmut. Das beste Gegenmittel gegen solche Einflüsse ist stets die Häuslichkeit, denn sie entzieht der Seele Gedanken, die bloß auf Gewinn gerichtet sind, entreißt sie dem alltäglichen Geleis und führt sie zum Heiligtum des Daheims zurück, damit sie dort ausruhe und sich erfrische.

„Das Geschäft", sagt Sir Henry Taylor, „verwüstet bloß die Umgegend des Herzens, während die Heirat in die Festung eine Besatzung legt." Wie auch der Kopf mit ehrgeizigen Bestrebungen und Geschäften gefüllt sein mag, wird das Leben, wie glänzend es der Welt erscheine, nicht glücklich und sogar verfehlt sein, wenn das Herz nicht mit Liebe zu anderen und mit Sympathie für sie gefüllt ist*).

---

*) Arthur Helps macht in einer seiner Studien die richtige Bemerkung: „Du siehst einen Mann, der jeden Tag reicher wird, oder in seiner Stellung steigt, oder an gewerblichem Ruf gewinnt, und nennst ihn glücklich. Ist sein Daheim aber schlecht eingerichtet, verbindet kein Band der Liebe die Familie und blicken seine früheren Dienstboten (deren er mehr gehabt hat, als er sich erinnern kann) auf ihren Aufenthalt bei ihm als einen durch kein freundliches Wort und keine freundliche Handlung gesegneten zurück, so behaupte ich, daß der Mann nicht glücklich gewesen ist. Welchen Erfolg er in der Welt auch gehabt haben mag, so hat er doch eine wichtige Festung unerobert in seinem Rücken gelassen. Das Leben ist kein

Der wirkliche Charakter eines Mannes wird immer in seinem Hauswesen mehr hervortreten, als irgendwo sonst, und seine Lebensweisheit wird sich durch die Art, wie er dort auftritt, besser zeigen, als bei seinem Gebahren in größeren Geschäften oder im öffentlichen Leben. Dort entfalten sich seine wahren Eigenschaften unbedingt am offensten, dort zeigt er seine Wahrhaftigkeit, Liebe und Sympathie, seine Rücksicht auf andere, seine Aufrichtigkeit und Männlichkeit, kurz seinen Charakter. Wenn die Liebe nicht der herrschende Grundsatz des Hauses ist, so kann das Familienleben der unerträglichste Despotismus werden. Auch ohne Gerechtigkeit giebt es weder Liebe, noch Vertrauen, noch Achtung, auf denen doch das Wesen wahren Familienglücks beruht.

Erasmus nennt Sir Thomas Mores Daheim eine Schule und Werkstatt des christlichen Glaubens. „Da hörte man keinen Zank, kein ärgerliches Wort; niemand ging müßig, jeder erfüllte seine Pflicht mit Eifer und mit stiller Freudigkeit.“ Sir Thomas fand infolge seiner Güte einen Gehorsam, der von Herzen kam. Er herrschte so sanft und so weise, daß sein Daheim Liebe und Pflicht atmete. In den kleineren

---

schönes, das keinen häuslichen Mittelpunkt gefunden hat. Wenn es in verschiedenen Richtungen auch Strahlen ausschickte, so fehlte doch ein warmer Brennpunkt der Liebe, jenes trauliche Nest, das sich um das Herz eines guten Menschen ansetzt“. („Die Ansprüche der Arbeit.“)

Freundlichkeiten, die er den verschiedenen Mitgliedern seiner Familie erzeigte, war er so pünktlich, als käme es hierbei eben so genau auf Stunde und Minute an, wie bei den Geschäften seines öffentlichen Lebens, die anderen als viel ernster und wichtiger erschienen.

Der Mann, dessen Liebe durch ein häusliches Leben vermehrt wird, beschränkt seine Sympathieen nicht auf jenen verhältnismäßig engen Kreis. Seine Liebe erweitert sich in der Familie und strömt durch sie in die Welt aus. „Die Liebe“, sagt Emerson, „ist ein Feuer, das sich zuerst durch einen wandernden Funken, der aus einem andern Herzen kommt, im engen Raum der Brust entzündet, hier glüht und größer wird, bis es eine Menge von Männern und Frauen wärmt und erleuchtet und endlich die ganze Welt und Natur durch seine schöne Flamme beglückt.“

In der Schule häuslicher Zuneigung wird das Herz des Mannes am besten geregelt und geläutert. Das Daheim ist das Königreich der Frau, ihr Staat, ihre Welt, wo sie durch Liebe, Freundlichkeit und die Macht der Sanftmut herrscht. Das Ungestüm der männlichen Natur kann nicht besser besänftigt werden, als durch die Verbindung fürs Leben mit einer hochherzigen Frau. Hier findet der Mann Ruhe, Zufriedenheit, Glück und geistigen Frieden. In der Frau findet er häufig auch seine beste Beraterin, denn ihr angeborener Takt wird ihn auf das Rechte leiten, wenn sein hülfloser Verstand ihn auf das Falsche

hinweist. Die treue Frau ist ein Stab, auf den man sich in schweren Zeiten der Prüfung lehnt, und sie hat immer Teilnahme und Trost, wenn ein Leiden kommt, oder das Glück grollt. In der Zeit der Jugend ist sie für den Mann eine Freude und ein Schmuck, in reiferen Jahren, wenn wir nicht mehr in der Zukunft leben und das Heute uns ganz in Anspruch nimmt, bleibt sie eine getreue Gehülfin.

Wie glücklich muß Edmund Burke gewesen sein, daß er von seinem Daheim sagen konnte: „Jede Sorge verschwindet augenblicklich, sowie ich unter mein Dach trete". Luther, der Mann mit dem vollen, warmen Herzen, sagte von seiner Frau: „Armut mit ihr vertausche ich nicht gegen alle Reichtümer des Krösus ohne sie". Über die Ehe bemerkt er: „Der höchste Segen, den Gott einem Menschen zuteil werden lassen kann, ist ein gutes und treues Weib, mit dem er in Frieden und Ruhe leben und dem er alle seine Besitztümer, selbst sein Leben und seine Wohlfahrt anvertrauen kann". Von ihm ist auch das Wort: „Früh aufzustehen und jung zu heiraten hat noch niemand bereut".

Will ein Mann in der Ehe wahrer Ruhe und reinen Glücks genießen, so muß seine Frau eben so wohl seine Seelenfreundin, als seine Gehülfin sein. Daß sie ein bloßer Abklatsch von ihm wäre, ist nicht nötig. Der Mann will so wenig ein Mannweib besitzen, wie die Frau sich einen weibischen Mann

wünscht. Die besten Eigenschaften der Frau liegen nicht in ihrem Verstand, sondern in ihrem Gefühl. Sie erfrischt uns mehr durch ihre Teilnahme, als durch ihr Wissen. „Die Frau von Kopf", sagt Oliver Wendell Holmes, „zieht uns nie so an, wie die Frau von Herz, wie weiße Rosen uns weniger gefallen als rote*)." Die Männer werden ihrer selbst häufig so müde, daß sie in die Stimmung kommen, an anderen Eigenschaften und Neigungen zu bewundern, welche von den ihrigen verschieden sind. „Müßte ich einmal plötzlich", sagt Helps, „einen Beweis von der Güte Gottes gegen uns anführen, so würde ich sagen, daß diese sich am deutlichsten in dem schönen Unterschiede offenbart, der zwischen den Seelen von Männern und denen von Frauen besteht und durch welchen die Möglichkeit der reizendsten und herzlichsten Genossenschaft, die der Mensch sich denken kann, geschaffen wird**)." Obgleich aber kein Mann eine Frau ihres

*) „Das rote Herz schickt alle seine Gefühle zum weißen Gehirn hinauf, um dort geprüft, abgekühlt, gebleicht und in reine Vernunft verwandelt zu werden. Das ist gerade das, wobei wir die Frauen nicht brauchen. Die Strömung sollte die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Der ruhige und kalte Gedanke, der bei Frauen so rasch entsteht, daß sie ihn kaum als Gedanken erkennen, sollte den Weg zu den Lippen stets über das Herz nehmen. Bei den Frauen, welche wir alle lieben und bewundern, ist das der Fall." („Der Professor am Mittagstische", von Oliver Wendell Holmes.)

**) „Der Krieg und die allgemeine Bildung", 1871.

Verstandes wegen lieben wird, so soll sie ihn darum doch pflegen*). Im Charakter mag Verschiedenheit bestehen, Gemüt und Gefühl müssen harmonisch sein:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Wenige Männer haben so wahr über die Ehe geschrieben, wie Sir Henry Taylor. Was er über den Einfluß einer glücklichen Verbindung auf die Erfolge eines Staatsmanns sagt, paßt auf alle Lebenslagen. Die echte Ehefrau, bemerkt er, muß Eigenschaften haben, welche das Daheim zu einem Ruheplatz machen. Sie muß daher Verstand oder Würde genug besitzen, um die Sorgen des Haushalts von ihrem Mann so viel wie möglich fern zu halten und ihn ganz besonders nicht in Schulden zu verwickeln. „Sie muß seinen Augen und seinem Geschmack gefallen, denn der Geschmack tritt so tief in die Natur aller Menschen ein, daß die Liebe kaum von ihm zu trennen ist, und in einem Leben voll Sorge und Aufregung kann ein Daheim,

*) „Es ist gewiß, daß die Männer bei den Frauen auf eine schöne Seele mehr Gewicht legen, als auf alle möglichen Fertigkeiten, welche sie selten zu schätzen wissen. Daß die Litteratur die Frau zu den Tagesgeschäften untauglich mache, ist ein Irrtum. Bei den Männern ist dies ja auch nicht der Fall. Wir sehen, daß die gebildetsten ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit beständig den gewöhnlichsten Dingen widmen. Belesenheit verleiht den Frauen in der Gesellschaft ein wirkliches und eigentümliches Gewicht, mit dem sie freilich keinen Mißbrauch treiben dürfen.“ (Sydney Smith.)

welches nicht der Sitz der Liebe ist, auch nicht zu einem Ruheplatze werden, denn Ruhe für das Gehirn und Frieden für das Gemüt lassen sich nur durch die Besänftigung unserer Affekte erlangen. Er sollte bei der Wahl seiner Frau weniger auf Lustigkeit und glänzende Eigenschaften, als auf einen klaren Verstand und auf einen hellen Geist sehen und eine milde Zärtlichkeit der Stimmung einer leidenschaftlichen Natur vorziehen. Lebhafte Talente wirken im Hause eines ermüdeten Mannes zu aufregend und Leidenschaften stören geradezu."

Nicht wenige Menschen werden von der Ehe getäuscht, weil sie zu viel von ihr erwarten, aber eine noch weit größere Zahl deshalb, weil sie der Genossenschaft nicht den auf sie kommenden Anteil von Heiterkeit, Freundlichkeit, Nachsicht und gesunder Vernunft zubringen. Ihre Einbildung hat ihnen vielleicht einen Zustand vorgemalt, der unter dem Himmel nicht vorkommen kann, und erscheint nun das wirkliche Leben mit seinen Unruhen und Sorgen, so erwachen sie plötzlich wie aus einem Traume. Zuweilen erwarten sie auch von dem andern Teil eine gewisse Vollkommenheit und entdecken nun durch die Erfahrung, daß der schönste Charakter seine Schwächen hat. Oft ist es ja aber nicht die Vollkommenheit, sondern die Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur, welche auf die Nachsicht und Teilnahme der anderen die stärksten Ansprüche hat und zwischen guten und

gefühlvollen Menschen die innigsten Verbindungen hervorruft.

Die goldene Regel der Ehe ist: „Ertrage und schone“. Gleich der Regierung besteht die Ehe aus einer Reihe von Vergleichen. Man muß geben und nehmen, sich enthalten und zügeln, ertragen und geduldig sein. Man braucht gegen die Schwächen des andern nicht blind zu sein, aber man muß sie mit gutmütiger Nachsicht beurteilen. Ein gutes Temperament ist unter allen Eigenschaften diejenige, welche sich in der Ehe am besten bewährt. Mit Selbstbeherrschung verbunden verleiht es die Geduld, zu tragen und zu schonen, schweigend zuzuhören und sich so lange im Zaum zu halten, bis die ärgerliche Anwandlung vorüber ist. Wie wahr ist es in der Ehe, daß „die sanfte Antwort den Zorn verscheucht“.

Der Dichter Burns teilt die Eigenschaften einer Frau in zehn Teile. Vier rechnet er auf ein gutes Temperament, zwei auf einen richtigen Verstand, einen auf Witz, einen auf Schönheit, z. B. ein hübsches Gesicht, sprechende Augen, eine stattliche Figur, eine anmutige Haltung, und die beiden letzten verteilt er unter die anderen Eigenschaften, die einer Frau gehören oder sie begleiten können, z. B. höhere Bildung oder Geburt, Vermögen und Verbindungen, sagt dann aber: „Teile diese letzten Teile nach Deinem Gefallen, vergiß aber dabei nicht, daß diese geringeren Eigenschaften auch durch Brüche ausgedrückt

werden dürfen und keine einzige von ihnen einen Anspruch auf die Würde einer ganzen Zahl hat“. Man hat gesagt, Mädchen wären ganz vortrefflich dazu Netze zu stricken, aber es würde doch weit besser sein, wenn sie Käfige zu bauen verständen. Männer sind oft so leicht wie Vögel zu fangen, aber auch eben so schwer festzuhalten. Kann die Frau nicht ein helles und glückliches Daheim schaffen, sodaß es der reinlichste, angenehmste und heiterste Platz wird, den ihr Mann als Zuflucht und Ruheplatz nach den Arbeiten und Sorgen der Welt finden kann, dann helfe Gott dem armen Mann, denn er ist thatsächlich ohne Heimat.

Kein verständiger Mensch wird hauptsächlich nach Schönheit heiraten. Im ersten Augenblicke mag sie mächtig anziehen, später wird sie aber verhältnismäßig wenig Beachtung finden. Man soll Schönheit des Körpers darum nicht unterschätzen, denn wenn alles in Ordnung ist, haben hübsche Züge und Wohlgestalt der Figur als Zeichen von Gesundheit ihren Wert. Heiratet man aber nach einer stattlichen Figur ohne Charakter und nach schönen Zügen, die kein Gefühl und keine gute Natur adelt, so begeht man den beklagenswertesten Mißgriff. Wie selbst die schönste Landschaft, wenn man sie täglich sieht, eintönig wird, so geht es auch mit dem schönsten Gesicht, wenn nicht eine schöne Natur aus ihm hervorleuchtet. Was heute schön ist, wird morgen alltäglich, wogegen Herzensgüte,

die sich in den gewöhnlichsten Zügen ausspricht, für immer liebenswürdig bleibt. Überdies nimmt Schönheit dieser Art mit dem Alter zu und die Zeit zerstört sie nicht, sondern bringt sie zur Reife. Nach dem ersten Jahre achten verheiratete Leute gegenseitig selten mehr auf ihre Züge, mögen diese nun klassisch schön sein oder nicht. Auf ihr Temperament achten sie aber gegenseitig immer. „Wenn ich einen Mann sehe", sagt Addison, „der ein saures und faltiges Gesicht hat, so muß ich seine Frau bemitleiden, tritt mir aber ein offner und freier Ausdruck entgegen, so preise ich seine Freunde, seine Familie und seine Verwandten glücklich."

Wir haben die Ansichten des Dichters Burns von den Eigenschaften, die eine gute Frau haben muß, mitgeteilt. Wir wollen nun den Rat Lord Burleighs an seinen Sohn hinzufügen, in dem sich die Erfahrung eines weisen Staatsmannes und praktischen Weltmannes ausspricht. „Wenn es Gott gefällt", sagt er, „dich zu Mannesjahren kommen zu lassen, so übe bei der Wahl deiner Frau große Vorsicht und Umsicht, denn davon hängt dein ganzes künftiges Glück oder Unglück ab. Bei dieser Handlung seines Lebens kann der Mann nur einmal irren. Forsche fleißig nach ihrer Stimmung und nach den Neigungen, die ihre Eltern in der Jugend gehabt haben*), laß sie nicht

*) Der Kirchenhistoriker Fuller riet bei Wahl einer Frau: „Nimm die Tochter einer guten Mutter".

arm sein, wie hochgeboren sie auch sein möge, denn für einen Adelsbrief kann man auf dem Markte nichts kaufen. Wähle auch kein geringes und unziemliches Geschöpf bloß des Geldes wegen, denn sonst wirst du von anderen verachtet, und ziehst dir üble Nachrede zu. Nimm auch keine Zwergin und keine Närrin, denn mit der einen zeugst du ein Geschlecht von Däumlingen und die andere gereicht dir fortwährend zum Unmut und peinigt dich mit ihrem Geschwätz. Denn das wirst du zu deinem großen Kummer finden, daß es nichts Unangenehmeres als eine Närrin giebt."

Die Frau wirkt natürlich auf den sittlichen Charakter des Mannes mächtig ein. Eine niedrige Natur zieht ihn nieder, eine edle hebt ihn. Die erstere stumpft seine Sympathieen ab, schwächt seine Energie und verunstaltet sein Leben, während die letztere, indem sie seine Neigung befriedigt, seine sittliche Natur kräftigt, und seinen Geist, indem sie ihm Ruhe verschafft, erstarken läßt. Eine Frau mit hohen Grundsätzen wird sogar die Ziele und Zwecke ihres Mannes unmerklich erhöhen, wie eine mit gemeinen Grundsätzen sie erniedrigen wird. Tocqueville war von dieser Wahrheit tief durchdrungen. Er war der Überzeugung, daß der Mann keine bessere Stütze im Leben finden könne, als eine Frau von gutem Temperament und edlen Grundsätzen. Mehrmals, sagt er, habe er schwache Männer kennen gelernt, die im öffentlichen

Leben eine echte Tugend bewährten, weil sie eine brave Frau zurseite hatten, welche sie aufrechterhielt und ihnen richtige Ansichten von ihrer Pflicht einflößte, während er noch weit öfter Männer mit ursprünglich großer und edler Gesinnung gesehen habe, welche zu gemeinen Egoisten wurden, weil sie mit Frauen gewöhnlicher Art in Berührung kamen, die einer rohen Vergnügungslust fröhnten und deren Seelen von der schönen Triebfeder des Pflichtgefühls nichts wußten.

Tocqueville war selbst so glücklich, mit einer vortrefflichen Frau gesegnet zu sein*). In seinen Briefen an vertraute Freunde sprach er von dem Trost und der Unterstützung, die er ihrem aufrichtenden Mut, ihrer gleichmäßigen Stimmung und ihrem edlen Charakter verdanke, mit großer Dankbarkeit. Je mehr er von der Welt sah, um so stärker fühlte er, wie nötig häusliches Glück sei, wenn der Mann an Tugend und Herzensgüte zunehmen solle**). Insbesondere wußte er die unberechenbare Wichtigkeit zu schätzen, welche die Ehe für das wahre Glück jedes Mannes besitzt,

*) Sie war eine Engländerin, eine Motley. Wir wollen erwähnen, daß noch andere ausgezeichnete Franzosen, namentlich Sismondi, Alfred de Vigny und Lamartine, Engländerinnen geheiratet haben.

**) „Je weiter ich in der Welt umherkomme, um so mehr kommt mir der Gedanke, daß das häusliche Glück das Einzige ist, was etwas zu bedeuten hat." — „Werke und Briefwechsel."

und nannte seine Verheiratung die vernünftigste Handlung seines Lebens. „Manche äußere Glücksumstände sind mir zu teil geworden", sagt er, „aber am meisten danke ich dem Himmel dafür, daß er mir wahrhaftes häusliches Glück, den größten Segen des Menschen, geschenkt hat. Nun ich älter werde, gewinnt der Teil des Lebens, auf den ich in meiner Jugend herabzublicken pflegte, in meinen Augen eine immer größere Wichtigkeit und tröstet mich für den Verlust von allem übrigen." An seinen Busenfreund Kergorlay schrieb er: „Von allen Segnungen, die Gott mir beschieden hat, ist der Besitz meiner Marie die größte. Sie können sich nicht vorstellen, was sie mir in großen Prüfungen ist. Gewöhnlich so sanft, wird sie dann stark und energisch. Sie wacht über mich, ohne daß ich es weiß, und besänftigt, beruhigt und stärkt mich in Schwierigkeiten, die mich unruhig machen, ihr aber die Heiterkeit nicht rauben*)". In einem andern Briefe sagt er: „Ich kann Ihnen das Glück nicht beschreiben, das in der beständigen Gesellschaft einer Frau liegt, in deren Seele alles, was in Ihrer Seele gut ist, widerstrahlt und schöner wird. Wenn ich etwas sage oder thue, was mir als vollständig recht erscheint, lese ich in Mariens Zügen sofort einen Ausdruck stolzer Zufriedenheit, der mich erhebt. Wenn mir mein Gewissen Vorwürfe macht, umwölkt

*) De Tocquevilles „Leben und Nachlaß", I, 408.

sich ihr Gesicht auf der Stelle. Obgleich ich über ihre Seele eine große Gewalt ausübe, sehe ich mit Vergnügen, daß sie eine scheue Ehrfurcht vor mir hat, und so lange ich sie so wie jetzt liebe, werde ich mich gewiß nie zu einem Unrecht verleiten lassen".

In der Zurückgezogenheit, zu der Tocqueville als Litterat verurteilt war — denn vom politischen Leben wurde er durch die unbeugsame Unabhängigkeit seines Charakters ausgeschlossen —, litt seine Gesundheit und er wurde kränklich, reizbar und zänkisch. Als er an seinem letzten Werk: „Die alte Regierung und die Revolution" arbeitete, schrieb er: „Habe ich fünf bis sechs Stunden an meinem Studiertische gesessen, so kann ich nicht mehr schreiben; die Maschine versagt den Dienst. Ruhe, und zwar eine lange, fehlt mir sehr. Überlegen Sie alle die Schwierigkeiten, mit denen ein Schriftsteller am Schlusse seines Werks zu thun hat, so werden Sie mein Elend begreifen. Ich würde meine Aufgabe nicht vollenden können, wenn ich die erfrischende Ruhe von Mariens Gesellschaft nicht hätte. Es läßt sich keine Stimmung denken, die zu der meinigen in einem glücklicheren Gegensatze stände. Bei meiner beständigen körperlichen und geistigen Reizbarkeit ist sie mir eine von Gott geschickte Beruhigung, die mich nie im Stiche läßt*)".

---

*) De Tocquevilles „Leben und Nachlaß", II, 48.

Einen wahrhaft beglückenden Bund schloß Schiller mit Charlotte von Lengefeld. Sie schuf ihm ein behagliches Daheim und war ihm Trost und Hülfe. Wer ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen lernen wollte, der mußte ihn im Kreis der Sienigen sehen. Die sanfte Hand seiner „Lotte" glättete ihm die Stirn, wenn Sorgen sie in Falten gelegt hatten, und an ihrer Seite, von seinen Kindern umgeben, verlebte er die glücklichsten Stunden seines Lebens.

Auch Guizot wurde bei den vielen Täuschungen und Wechselfällen seines Lebens durch seine edle Frau gehalten und ermutigt. Wenn seine politischen Feinde ihn hart behandelten, so fand er in der zarten Liebe, die sein Haus mit Sonnenschein füllte, seinen Trost. So spannend und aufregend sein Leben war, fühlte er doch, daß es kalt und prosaisch war und weder die Seele füllte, noch den Charakter hob. „Der Mensch", sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „sehnt sich nach einem Glück, vollständiger und schöner, als alle Arbeiten und Siege des bedeutendsten politischen Lebens es zu gewähren vermögen. Was ich jetzt, am Ende meiner Lebenshetze, weiß, das habe ich bei ihrem Beginn und während ihrer ganzen Dauer gefühlt. Selbst während der größten Unternehmungen bilden häusliche Freuden die Basis des Lebens, und die glänzendste Laufbahn bietet bloß oberflächliche und unvollständige Genüsse, wenn die schönen Bande der Familie und der Freundschaft ihr fremd bleiben."

Die Umstände, die sich mit Guizots Werbung und Verheiratung verknüpfen, sind merkwürdig und interessant. Er lebte als junger Mann in Paris von der Feder, schrieb Bücher, Zeitungsartikel und übersetzte, als er zufällig Fräulein Pauline de Meulan, eine sehr talentvolle Dame und Herausgeberin des „Publizist", kennen lernte. Von einem schweren häuslichen Unglück betroffen, erkrankte sie und war eine zeitlang unfähig, die anstrengenden geistigen Arbeiten zu besorgen, die bei ihrer Zeitschrift vorkamen. Da bekam sie eines Tags einen Brief ohne Unterschrift, der eine Reihe von Artikeln anbot, von denen der Schreiber hoffte, daß sie des Rufes des „Publizist" würdig sein würden. Die Artikel wurden richtig eingeschickt, angenommen und abgedruckt und besprachen die verschiedensten Gegenstände. Als die Dame von ihrer Krankheit genesen war, nannte sich der Verfasser der Artikel, es war Guizot. Zwischen beiden entspann sich ein vertraulicher Umgang, der zu gegenseitiger Liebe und zur Heirat führte.

Von dieser Zeit an teilte Frau Guizot alle Sorgen und Freuden und nicht wenige Arbeiten ihres Mannes. Vor ihrer Vereinigung fragte er sie, ob sie nicht fürchte, durch die Wechselfälle seines Schicksals, dessen düstere Gestaltung er vor sich zu sehen glaubte, entmutigt zu werden. Sie antwortete, er könne versichert sein, daß sie über jeden seiner Siege freudig jubeln, aber bei keiner seiner Nieder-

lagen einen Seufzer ausstoßen werde. Als ihr Gatte Ludwig Philipps erster Minister wurde, schrieb sie an eine Freundin: „Ich sehe meinen Mann jetzt viel seltener, als ich wünsche, aber ich sehe ihn doch. Wenn uns Gott einander erhält, so werde ich in allen Prüfungen und schlimmen Lagen stets das glücklichste Geschöpf sein". Sechs Monate später wurde die treuergebene Frau ins Grab gelegt und ihr bekümmerter Gatte mußte auf dem Lebenspfade allein weiter wandern.

Burke war in seiner Ehe mit Fräulein Nugent, einer schönen, liebevollen und hochherzigen Frau, höchst glücklich. Die Aufregungen und Sorgen seines öffentlichen Lebens wurden durch sein häusliches Glück, das ein vollständiges gewesen zu sein scheint, mehr als aufgewogen. Er that den für seinen Charakter höchst bezeichnenden Ausspruch: „Liebe zu dem kleinen Kreise, dem wir in der Gesellschaft angehören, ist der Keim aller unserer öffentlichen Zuneigungen". Seine Beschreibung seiner Frau, wie sie in der Jugend war, ist wohl eines der schönsten Bildnisse, die jemals mit Worten gezeichnet worden sind:

„Sie ist hübsch, aber ihre Schönheit liegt nicht in den Zügen, oder in der Farbe und Gestalt. Sie besitzt diese drei Vorzüge in einem hohen Grade, aber nicht durch sie rührt sie das Herz. Ihre Schönheit liegt in dem herrlichsten Ausdruck von Sanftmut, Wohlwollen, Unschuld und Empfindsamkeit, den ein

Gesicht darzubieten vermag. Ihr Antlitz reicht gerade hin, auf den ersten Blick Aufmerksamkeit zu erregen; mit jedem Moment wächst es, und man wundert sich, daß man es zu Anfang nicht mehr beachtet hat.

„Ihre Augen haben ein mildes Licht, aber sie flößen dem, dessen Wohlgefallen sie erregt, Ehrfurcht ein und herrschen, wie ein guter Mann ohne Amt, nicht durch Autorität, sondern durch Tugend.

„Von Gestalt ist sie nicht groß und nicht dazu gemacht, von jedem bewundert zu werden, sondern einen glücklich zu machen.

„Sie besitzt eine große Festigkeit, durch die Zartgefühl nicht ausgeschlossen wird, und eine Sanftmut, die von Schwäche völlig frei ist.

„Ihre Stimme ist eine sanfte, süße Musik, nicht dazu geschaffen, in öffentlichen Versammlungen zu glänzen, wohl aber dazu, diejenigen zu entzücken, welche eine Gesellschaft von einem Menschenhaufen zu unterscheiden wissen. Diese Stimme besitzt den Vorzug, daß man ihr nahe treten muß, um sie zu hören.

„Schildere ich ihren Körper, so schildere ich ihre Seele, denn beide entsprechen sich völlig. Ihr Verstand zeigt sich nicht in der Menge der Gegenstände, auf die er sich richtet, sondern in der guten Wahl, die er trifft.

„Sie bewährt ihn nicht darin, daß sie Auffälliges sagt oder thut, sondern darin, daß sie vermeidet, was man nicht sagen oder thun soll.

„Keine Person in so jungen Jahren kann die Welt besser kennen, keine durch ihre Weltkenntnis weniger sittlichen Schaden gelitten haben.

„Ihre Höflichkeit entstammt mehr der natürlichen Neigung, gefällig zu sein, als einer Bekanntschaft mit den Regeln des feinen Umgangs, und überrascht daher sowohl die, welche sich auf eine gute Erziehung verstehen, als die, bei denen dies nicht der Fall ist.

„Sie hat eine starke und standhafte Seele, die vom weiblichen Charakter nicht mehr annimmt, als der Marmor davon annimmt, daß man ihn glättet und schleift. Sie befolgt die Tugenden, durch welche die wahrhaft Großen unseres Geschlechts unsere Achtung erwerben. Sie besitzt die ganze gewinnende Anmut, welche uns selbst die Fehler, die wir bei den schwachen und schönen Angehörigen ihres Geschlechts wahrnehmen, als liebenswürdig erscheinen läßt."

Als ein Seitenbild wollen wir die eben so schöne Schilderung eines Gatten mitteilen, welche die Witwe des Obersten Hutchinson von diesem Republikaner entwirft. Kurz vor seinem Tode ermahnte er sie, „nicht in der gewohnten Weise trauernder Frauen zu jammern". Dieser Weisung treu, beklagte sie seinen Verlust nicht und suchte darin Trost, daß sie ihren Mann malte, wie er im Leben gewesen war.

„Diejenigen, welche an vergänglichen Vorzügen hängen", sagt sie in der Einleitung ihrer Lebens-

beschreibung, „pflegen, wenn das unvermeidliche Schicksal aller zerbrechlichen Dinge ihnen ihren angebeteten Abgott entführt, dem Sturm der Leidenschaften zu gestatten, daß er Fluten von Kummer herbeiführt, die im Zurückebben das teure Gedächtnis desjenigen, welchen sie verloren haben, entführen. Wenn man solche Leidtragende trösten will, so bringt man ihnen alles aus den Augen, was ihren Schmerz erneuern kann. Mit der Zeit helfen diese Mittel, und der Vorhang der Vergessenheit zieht sich nach und nach vor das Gesicht des Toten. Später denkt man wohl an unliebenswürdigere Dinge, die man nie anders als im Verein mit den größten Vorzügen des Toten betrachten sollte. Ich aber, die ich dem Befehl zu gehorchen habe, nicht in der gewohnten Weise trauernder Frauen zu jammern*), und nun

*) Oberst Hutchinson war ein starrer Republikaner, ein durch und durch braver, hochherziger und frommer Mann. In der Restaurationszeit wurde er auf Lebenszeit vom Parlament und von allen Staatsämtern ausgeschlossen. Er zog sich auf seine Besitzung Owthorp bei Nottingham zurück, wurde aber kurz darauf verhaftet und in den Tower geworfen. Von dort brachte man ihn auf das Schloß Sandown in der Nähe von Deal, wo er nach elfmonatlicher Gefangenschaft am 11. September 1664 starb. Seine Gattin hatte ohne Erfolg um die Erlaubnis gebeten, sein Gefängnis teilen zu dürfen. Als er sich dem Tode nahe fühlte, ließ er seiner Frau, deren tiefen Schmerz er sich denken konnte, sagen, „da sie über anderen Frauen stehe, so möge sie sich bei dieser Gelegenheit als Christin und größer als die gewöhnlichen

überlege, wie ich mein Weh lindern und meine Liebe möglicherweise noch vermehren kann, finde für den Augenblick keinen passenderen Weg, meinen teuren Mann zu ehren und mich selbst zu trösten, als sein Leben zu erzählen, das ich nicht mit dem schmeichlerischen Lobe zu vergolden brauche, welches gemietete Leichenprediger dem wahren Edelmann und dem, der bloß so heißt, gleichmäßig zu erteilen pflegen. Eine nackte und ungeschminkte Erzählung, die nichts als die Wahrheit von ihm sagt, wird ihm mehr echten Ruhm verleihen, als die gewandteste Feder des Lobredners den Tugenden der besten Männer verschaffen kann."

Nun entwirft Frau Hutchinson von ihrem Gatten folgendes Bild: „Was seine Liebe zu seiner Frau betrifft, so war sie derart, daß jeder sie sich zum Muster nehmen kann, der in der Ehe die Gesetze der Ehre, des Wohlwollens und der Religion befolgen will. Kein Mann hat je seine Gattin heißer geliebt oder höher geachtet, und dabei war er kein Weiberknecht und ließ nie die gerechte Herrschaft fahren, der zu gehorchen sie sich zur Ehre machte, führte aber die Zügel der Regierung mit einer solchen Klugheit und Herzenswärme, daß eine Frau, die an einer so ehrenvollen und vorteilhaften Unterwerfung

---

Weiber benehmen". Daher ihre Anspielung auf den ‚Befehl' ihres Gatten.

unter ihren Mann nicht ihre Freude gehabt hätte, ein seelenloses Geschöpf gewesen sein müßte.

„Er herrschte durch Überredung, die er nur bei Dingen anwendete, die für sie ehrenvoll und nützlich waren. Er liebte ihre Seele und ihre Ehre mehr als ihr Äußeres und übte gegen ihre Person eine beständige Nachsicht, welche die gemeine vorübergehende Leidenschaft des weibertollsten Narren übertraf. Wenn er sie höher achtete, als sie verdiente, so war er selbst der Urheber der Tugend, die ihm an ihr gefiel, während sie bloß ein Spiegel seiner Vorzüge war. Alles, was sie war, gehörte ihm, und was sie jetzt ist, das ist nur sein blasser Schatten.

„So freigebig war er gegen sie und von so edler Gesinnung, daß er die bloße Erwähnung zweier Kassen haßte und ihr seine Besitzungen zur Verfügung stellte, auch nie eine Rechnung über ihre Ausgaben verlangte. So beständig war er in seiner Liebe, daß er am zärtlichsten gegen sie wurde, als sie nicht mehr jung und hübsch war. Er bewies ihr einen Edelmut und eine Freundlichkeit, die sich mit Worten nicht schildern läßt. Immer fand aber diese Liebe in einem höhern Gefühl ihre Schranken: Er liebte sie im Herrn als sein Mitgeschöpf, nicht als sein Götzenbild, jedoch auf eine Weise, welche bewies, daß eine auf das Gesetz der Pflicht gestützte Zuneigung alle unregelmäßigen Leidenschaften der Welt übertrifft. Er liebte Gott mehr als sie und als alle die teuren

Pfänder seines Herzens und entsagte ihnen zu Gottes Ehre freudig*)."

Lady Rachel Russell ist eine zweite der geschichtlichen Frauen, die sich durch eheliche Liebe und Treue ausgezeichnet haben. So lange es mit Ehren geschehen konnte, arbeitete sie für die Freilassung ihres Mannes; als sie aber sah, daß alles vergebens sei, nahm sie ihren Mut zusammen und suchte die Entschlossenheit ihres teuren Gatten durch ihr Beispiel zu heben. Als seine letzte Stunde herannahte und seine Frau und seine Kinder ihn noch einmal umarmten, blieb sie tapfer bis zum Ende, verbarg ihre Verzweiflung hinter einer künstlichen Fassung, um seine Schmerzen nicht zu vermehren, und verließ ihn nach einem zärtlichen Abschied schweigend. Als sie gegangen war, sagte Lord William: „Jetzt ist die Bitterkeit des Todes überstanden**)".

---

*) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Obersten Hutchinson."

**) Bei der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung kaufte der spätere Präsident John Adams ein Exemplar des Buches: „Leben und Briefe der Lady Russell" und schenkte es seiner Frau, damit sie es als Spiegel benutze. „In jener Zeit", sagte er, „hielt ich es bei der kühnen und gefährlichen Laufbahn, die mir bevorstand, für sehr wahrscheinlich, daß sie eines Tages in der Lage von Lady Russell sein und einen Mann ohne Kopf haben werde." Von seiner Frau sagte er: „Wie Lady Russell hat sie mich nie durch einen Blick oder ein Wort entmutigt, für die Freiheit meines Vaterlandes alles zu wagen. Gern war sie bereit, die schlimmen

Wir haben von dem Einfluß der Frau auf den Charakter des Mannes gesprochen. Wenige Männer sind stark genug, dem Einfluß eines niedrigen Charakters ihrer Frau zu widerstehen. Hält und erhebt sie nicht, was in seiner Natur Hohes liegt, so zieht sie ihn bald auf ihren Standpunkt herab. Eine Frau kann den besten Mann bilden und verbilden. Bunyans Leben bietet uns ein Beispiel dieser Macht. Der liederliche Kesselflicker hatte das Glück, noch in jungen Jahren eine würdige Frau von guter Familie zu finden. „Es war mein Segen", sagt er selbst, „eine Frau zu bekommen, die gottselige Eltern hatte. Wir waren beide so arm, daß ein Tisch und ein Löffel unsern ganzen Hausrat bildete, aber sie brachte mir ‚Des einfachen Mannes Pfad zum Himmel' und ‚Die Übung der Frömmigkeit' zu, welche ihr Vater ihr hinterlassen hatte." Indem Bunyan diese und andere gute Bücher las und dem heilsamen Einfluß seiner Frau folgte, wurde er seinen bösen Wegen allmählich entrissen und auf den rechten Pfad geführt.

Der edle Graf Zinzendorf war mit einer ebenso edlen Frau vereinigt, die ihn durch ihren hohen Geist aufrecht erhielt und ihn bei allen seinen Arbeiten mutig unterstützte. „Eine vierundzwanzigjährige Er=

Folgen, die leicht eintreten konnten, mit ihren Kindern auf sich zu nehmen".

fahrung", sagte er, „hat mir gezeigt, daß die Gehülfin, welche ich besitze, gerade die ist, deren ich bei meinem Berufe bedarf. Wer sonst hätte meine Familien-geschäfte so durchgeführt, wer so fleckenlos vor der Welt gelebt? Wer hätte mir bei meiner Verwerfung einer trockenen Sittenlehre so weise geholfen? Wer würde gleich ihr ohne Murren gesehen haben, daß ihr Gatte zu Land und zu Meer solche Gefahren bestehen mußte; wer hätte mit mir solche merkwürdige Pilger-fahrten unternommen und ausgehalten? Wer hätte unter solchen Schwierigkeiten den Kopf oben behalten und noch dazu mich unterstützt? Wer von allen menschlichen Wesen hätte endlich meine innere und äußere Natur so gut verstanden und anderen erklärt, als diese Frau, die so edel dachte, so scharf auffaßte und von den theologischen Bedenken, in die ich mich oft verwickelte, frei war?"

Eine der größten Prüfungen, die über den wackern Livingstone bei seinen Reisen in Südafrika kam, war der Tod seiner liebenden Gattin, die seine Gefahren geteilt und auf vielen Wanderungen ihn begleitet hatte. Als er die Nachricht, daß sie in Shupanga am Zambesi-Fluß gestorben sei, seinem Freunde Sir Roderick Murchison mitteilte, sagte er: „Ich muß gestehen, daß dieser schwere Schlag mir bald das Herz zerreißt. Was mir früher begegnet ist, hat mich immer bloß entschlossener gemacht, alle Schwierigkeiten zu überwinden, aber dieses schreckliche

Ereignis wirft mich zuboden und raubt mir die Kraft. Nach vierjähriger Trennung war ich bloß drei kurze Monate in ihrer Gesellschaft. Ich heiratete sie aus Liebe, und sie wurde mir immer teurer, je länger ich mit ihr lebte. Sie war eine gute Frau und eine brave, freundliche Mutter, die all das Lob verdiente, welches Sie ihr beim Abschiedsessen dafür erteilten, daß sie in Kolobeng ihre Kinder und die der Eingeborenen vortrefflich erzogen habe. Ich versuche, mich dem Schlage zu beugen, da er von dem himmlischen Vater kommt, der alles aufs beste für uns ordnet. Ich werde in meinen Pflichten fortfahren, aber unter einem verdüsterten Himmel breche ich wieder auf".

Edle Frauen haben das Andenken ihrer Männer treu bewahrt. In Wien befindet sich ein berühmtes Grabmal, zum Gedächtnis eines der besten Generale in der österreichischen Armee errichtet, auf dem eine Inschrift ist, welche seine großen Dienste im siebenjährigen Kriege aufzählt und mit den Worten schließt: „Nicht das Vaterland, nicht der Kaiser, die Gattin hat es gesetzt". Als Sir Albert Morton starb, war der Kummer seiner Frau so groß, daß sie ihm bald folgte und neben ihm begraben wurde. Wottons wenige Zeilen über ihren Tod wiegen einen ganzen Band auf:

Er starb zuerst, und sie versuchte dann
Allein zu leben, doch es ging nicht an.
Da starb sie auch.

Als Washingtons Frau die Nachricht erhielt, daß ihr Gatte seinen letzten Kampf gekämpft, seinen letzten Atemzug gethan habe, sagte sie: „Es ist gut, nun ist alles vorbei. Ich werde ihm bald folgen und habe durch keine Prüfung mehr zu gehen“.

Frauen sind nicht bloß die besten Gefährtinnen, Freundinnen und Trösterinnen gewesen, sondern sie haben auch in vielen Fällen ihren Männern bei deren besonderen Berufsarbeiten die wirksamsten Dienste geleistet. Galvani war mit seiner Frau außerordentlich glücklich. Sie war eine Tochter des Professors Galeazzi und soll durch ihre Wahrnehmung des Umstandes, daß ein Froschbein, das einer Elektrisiermaschine nahe gebracht wurde, bei der Berührung mit einem Messer zuckte, ihren Mann zu den ersten Forschungen in der Wissenschaft ermuntert haben, die sich mit seinem Namen unzertrennlich verbunden hat. Lavoisiers Frau war ebenfalls wissenschaftlich gebildet und nahm nicht bloß an den Arbeiten ihres Mannes teil, sondern stach auch die Platten, die seinen „Elementen“ beigegeben wurden.

Dr. Buckland hatte in seiner Frau ebenfalls eine treue Gehülfin, die ihn mit der Feder unterstützte, seine Versteinerungen ordnete und zu seinen Werken viele Zeichnungen und Bilder lieferte. „Trotz ihrer Teilnahme an den Geschäften ihres Mannes“, sagt ihr Sohn Frank Buckland in seiner Vorrede zu einem Werke seines Vaters, „vernachlässigte sie die Erziehung

ihrer Kinder nicht, sondern wohnte jeden Morgen dem Unterricht derselben in gesunden und nützlichen Kenntnissen bei. Wir wissen jetzt den hohen Wert ihrer Bemühungen wohl zu schätzen und danken Gott, daß er uns mit einer so guten Mutter gesegnet hat*)."

Ein noch merkwürdigeres Beispiel, wie hülfreich eine Frau sein kann, bietet uns der Fall des Genfer Naturforschers Huber. Von seinem siebzehnten Jahre an war er blind und fand doch Mittel, einen Zweig der Naturwissenschaft zu studieren und zu beherrschen, der die genaueste Beobachtung und das schärfste Auge verlangt. Mit den Augen seiner Frau arbeitete er, als wären es seine eigenen gewesen. Sie ermutigte die

---

*) Frank Buckland sagt: „Während der langen Periode, in der mein Vater an diesem Werk arbeitete, das ich jetzt herauszugeben die Ehre habe, saß meine Mutter Wochen und Monate hintereinander tief in die Nacht hinein und schrieb nach dem Diktat ihres Mannes. Dies geschah oft so lange, bis die ersten Sonnenstrahlen früh durch die Blenden drangen und den Mann aufforderten, sein Denken einzustellen, die Frau aber, der müden Hand Ruhe zu gönnen. Nicht bloß mit der Feder leistete sie wesentliche Hülfe, vielmehr machte ihr natürliches Talent im Gebrauch des Pinsels sie auch fähig, genaue Illustrationen und vorzügliche Zeichnungen zu liefern, von denen viele in den Werken ihres Mannes fortleben. Sie war auch besonders geschickt darin, zerbrochene Versteinerungen wieder herzustellen, und im Museum von Oxford befinden sich viele Proben, die jetzt ihre natürliche Form und Schönheit wieder besitzen und durch sie aus einer Masse zerbrochener und fast zerriebener Trümmer mit großer Beharrlichkeit hergestellt wurden".

Studien ihres Mannes, damit er seine Lage leichter ertrage. Mit der Zeit vergaß er sein Unglück und lebte so lange und so glücklich, wie es bei den meisten Naturforschern der Fall zu sein pflegt. Er ging sogar so weit, zu erklären, daß er sich unglücklich fühlen würde, wenn er sein Augenlicht wiederbekäme. „Ich wüßte dann nicht", sagte er, „in welchem Grade ein Blinder geliebt werden kann. Außerdem ist meine Frau für mich stets jung, frisch und hübsch, und das ist nichts Geringes." Hubers große Arbeit über die Bienen gilt noch heute für ein Meisterwerk und sie enthält eine Masse von sorgfältigen Beobachtungen der Gewohnheiten und der Natur der Bienen. Liest man seine Beschreibungen, so sollte man denken, daß das Buch von einem mit den schärfsten Augen begabten Manne herrühre, und von einem armen Blinden, der seit fünfundzwanzig Jahren nichts sah, gar nicht hätte geschrieben werden können.

Die Frau, die durch ihre Gegenwart unsere Sorgen beschwichtigt und durch ihre Sanftmut unsere Reizbarkeit abstumpft und besiegt, ist ebensowohl ein Trost als eine treue Hülfe. In diesem Sinne hat Niebuhr seine Gattin seine Mitarbeiterin genannt. Ohne den Frieden und Trost, den er in ihrer Gesellschaft fand, würde sich seine Natur verhältnismäßig nutzlos aufgerieben haben. „Ihre schöne Seele und ihre Liebe", sagte er, „erhoben mich über die Erde und trennten mich gewissermaßen von diesem Leben." Sie war

indessen noch auf andere Weise und mehr unmittelbar seine Gehülfin. Niebuhr war gewohnt, jede geschichtliche Entdeckung, jedes politische Ereignis, jede litterarische Neuigkeit mit seiner Frau zu besprechen, und in erster Linie war es ihre Freude und Billigung, die er im Auge hatte, während er arbeitete, um sich auf die Belehrung der Welt im allgemeinen vorzubereiten.

Eine zweite würdige Gehülfin ihres Mannes war die Gattin John Stuart Mills, dessen Studien manche dunkle Gegenstände betrafen. Wir erfahren dies aus der rührenden Widmung seiner Abhandlung über die Freiheit: „Dem teuren und schmerzlichen Andenken an sie, die geistige Urheberin und zumteil Verfasserin des Besten, das es in meinen Schriften giebt, der Freundin und Gattin, deren hoher Sinn für Wahrheit und Recht mein stärkster Antrieb, und deren Billigung meine schönste Belohnung war, widme ich dieses Werk". Eben so rührend ist das Zeugnis, das ein zweiter großer lebender Schriftsteller seiner Gattin erteilt. Wir lesen es auf dem Grabsteine von Frau Carlyle: „In ihrem langen Leben hatte sie mehr als gewöhnliche Sorgen, aber auch eine sanfte Liebenswürdigkeit, eine scharfe Urteilskraft und eine edle Treue des Herzens, die selten sind. Vierzig Jahre lang war sie die standhafte und liebende Gehülfin ihres Mannes und unterstützte ihn bei allem, was er Würdiges that oder versuchte, unablässig und mehr, als sonst irgend jemand gekonnt hätte".

Die Ehe Faradays war ungewöhnlich glücklich. Zugleich fand er in seiner Frau eine treue Gehülfin und Seelenfreundin. Sie unterstützte, erheiterte und stärkte ihn auf seinem Pfade durchs Leben und verlieh ihm „die fröhliche Zufriedenheit eines ruhigen Herzens“. In seinem Tagebuche nennt er seine Ehe „eine Quelle der Ehre und des Glücks, die alles übrige weit übertraf“. Nach einer achtundzwanzigjährigen Erfahrung bezeichnete er seine Heirat „als ein Ereignis, das zu seinem irdischen Wohlsein und seinem gesunden Gemütszustande mehr als jedes andere beigetragen habe“. „In unserer Ehe“, setzte er hinzu, „hat sich nichts geändert, nur daß die Innigkeit und Stärke unserer Liebe zugenommen hat.“ Die Ehe dauerte sechsundvierzig Jahre ohne Störung fort, und die Liebe des Greises blieb so frisch, warm und herzlich wie in den Tagen seiner ungestümen Jugend.

Nicht nur eine Gehülfin, auch eine Trösterin im schönsten Sinne des Worts ist die Frau. Ihre Teilnahme ist unermüdlich. Sie besänftigt, erheitert und labt. Von keiner Frau galt dies mehr als von der Gattin Tom Hoods, die ihm während eines Lebens, das nichts als eine lange Krankheit war, eine zärtliche Hingabe widmete, von der wir nicht ohne Rührung lesen können. Als höchst verständige Frau wußte sie das Genie ihres Mannes zu schätzen und ihn durch Ermutigung und Teilnahme für manche neue Anstrengung in den ermattenden Kämpfen des Lebens

zu stärken. Sie schuf eine Lebensluft der Hoffnung und Heiterkeit um ihn, und nie war der Sonnenschein ihrer Liebe heller, als wenn er auf das Krankenlager ihres leidenden Gatten fiel.

Viele andere Frauen mit treuem Herzen steigen vor unseren Augen auf, deren Lob zu verkünden mehr Raum erfordern würde, als uns übrig bleibt. Da ist Flaxmans Gattin, Anna Denham, die ihren Gatten bei der Ausübung seiner Kunst ihr lebenlang erheiterte und ermunterte, ihn nach Rom begleitete, seine Arbeiten und Sorgen, schließlich auch seine Siege teilte, und der Flaxman im vierzigsten Jahre ihrer Ehe zum Zeichen seiner tiefen und ungetrübten Neigung seine schönen Entwürfe: „Glaube, Liebe, Hoffnung" widmete. Da ist Katharina Boutcher, „das schwarzäugige Käthchen", die Gattin William Blakes, die ihren Mann für das erste Genie der Welt hielt, die Eindrücke auf seinen Platten abschliff und sie mit ihrer Hand schön bemalte, ihn auf allen seinen Irrwegen begleitete, fünfundvierzig Jahre lang seine Sorgen und Freuden mit ihm empfand und ihn bis zu seiner Sterbestunde pflegte, in der er, einundsiebenzig Jahre alt, seine letzte Skizze, ein Porträt von ihm selbst, entwarf und plötzlich innehielt, weil er seine Frau an seiner Seite weinen sah, um zu ihr zu sagen: „Halt, Käthchen, bleib genau so, wie du bist, ich will dein Porträt entwerfen, denn du bist immer mein Engel gewesen". Da ist Lady Franklin, die treue und edle

Frau, die in ihren Bemühungen, das Geheimnis des Polarmeeres zu durchdringen und ihren lange verstorbenen Gatten aufzusuchen, nicht ermüdete, durch keinen Fehlschlag sich entmutigen ließ und ihren Entschluß mit einer geradezu beispiellosen Liebe und Aufopferung durchführte. Da ist Zimmermanns Frau, die sich gegen seinen tiefen Trübsinn abmühte, mit ihm litt, auf ihn horchte, ihn zu verstehen suchte und sterbend die rührenden Worte an ihn richtete: „Mein armer Zimmermann, wer wird dich jetzt verstehen?“

Auch auf andere Weise haben Frauen ihren Männern thatkräftig geholfen. Bevor Weinsberg sich seinen Belagerern übergab, erbaten sich die Frauen der Stadt von den Siegern, daß sie ihr bestes Eigentum mitnehmen dürften. Die Erlaubnis wurde bewilligt und bald darauf sah man die Frauen aus dem Thor treten, ihre Männer auf den Schultern. Lord Nithsdale entkam aus dem Gefängnisse durch die Hülfe seiner Frau, welche die Kleider mit ihm wechselte, ihn an ihrer statt fortgehen ließ und im Kerker zurückblieb. Frau v. Lavalette ahmte dieses Beispiel glücklich nach.

Der merkwürdigste Fall der Befreiung eines Mannes durch den Beistand seiner Frau ist der des berühmten Grotius. Er war von der niederländischen Regierung zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden und lag fast zwanzig Monate in der starken Burg Lövestein in der Nähe von Gorkum. Seine Frau durfte seine Zelle mit ihm teilen und erleichterte ihm

die Einsamkeit sehr. Zweimal wöchentlich durfte sie in die Stadt gehen und ihm Bücher holen, deren er zur Fortsetzung seiner Studien vieler bedurfte. Endlich wurde eine Kiste zur Aufbewahrung derselben nötig. Zuerst untersuchten die Schildwachen diese sehr streng, aber als sie sahen, daß sie nichts als Bücher und Leinen enthielt, gaben sie die Untersuchung auf und ließen sie ohne Beachtung hinein- und herausschaffen. Dies gab der Gattin des Gelehrten einen Plan ein, ihn zu befreien, und eines Tages überredete sie ihn, anstatt der Bücher selber den Platz in der Kiste einzunehmen. Als die zwei zur Fortschaffung bestimmten Soldaten die Kiste aufhoben, kam sie dem einen schwerer als gewöhnlich vor und er sagte: „Heute steckt wohl der gelehrte Herr selber drin?“ Die Frau verlor aber die Geistesgegenwart nicht und antwortete: „Nein, bloß seine Gelehrsamkeit“. Die Kiste erreichte Gorkum ohne Unfall; der Gefangene wurde erlöst und entkam glücklich über die Grenze nach Brabant und später nach Frankreich, wo seine Gattin sich mit ihm vereinigte.

Prüfungen und Leiden sind die besten Probiersteine der Ehe. Sie bringen den wahren Charakter zum Vorschein und knüpfen oft das festeste Band. Selbst zur Quelle des reinsten Glücks können sie werden. Ununterbrochene Freuden und ununterbrochene Erfolge thun dem Mann und der Frau nicht gut. Als Heynes Frau starb, begann er über den Verlust

nachzudenken, den er erlitten hatte. Beide hatten die Armut kennen gelernt und sich Hand in Hand durch sie durchgekämpft. Jetzt war es sein größter Schmerz, daß sie ihm in dem Augenblicke genommen wurde, als ihm das Glück zu lächeln begann, und daß sie an seinem Wohlstande nicht mehr teilnehmen konnte. „Ach“, sagte er, „zu meinem Leiden muß ich auch ihre Liebe rechnen, die stärkste und wahrste, die jemals das Herz einer Frau füllte, mich zum glücklichsten der Sterblichen machte und für mich doch zu einer Quelle von tausend Kümmernissen, Unruhen und Sorgen wurde. Zu völliger Heiterkeit gelangte sie vielleicht nie, aber zu welcher unaussprechlichen Süßigkeit, zu welchen hohen und entzückenden Freuden wird die Liebe nicht durch Sorgen geführt! Unter wachsender Not, mit den Qualen der Angst im Herzen bin ich durch den Verlust selbst, der mir diese Angst und Not verursachte, unaussprechlich glücklich geworden. Wenn Thränen über unsere Wangen flossen, dann zog ein namenloses, selten empfundenes Entzücken durch meine Brust, in der Freude und Schmerz gleichzeitig wohnten.“

In der deutschen Liebe liegt ein Grad von Gefühl, der englischen Lesern fremdartig vorkommt. In den Lebensbeschreibungen von Novalis, Jung Stilling, Fichte, Jean Paul und anderen finden wir ihn geschildert. Die deutsche Verlobung ist eine Zeremonie von fast gleicher Bedeutung wie die

Trauung, und Verlobte dürfen ihren Gefühlen freien Spielraum lassen, während englische Verlobte so zurückhaltend und scheu sind, als ob sie sich ihrer Neigung schämten. Man nehme z. B. Herders Fall, den seine künftige Frau auf der Kanzel zum ersten male sah. „Ich hörte die Stimme eines Engels", sagt sie, „und Seelenworte, wie sie mein Ohr nie getroffen hatten. Am Nachmittag sah ich ihn und stammelte ihm meinen Dank, von dieser Zeit an wurden unsere Seelen zu einer." Lange waren sie verlobt, weil ihre Mittel eine Heirat nicht gestatteten, aber endlich konnten sie sich vereinigen. „Beim Rosenlicht eines schönen Abends wurden wir getraut", sagt Karoline Herder, „wir waren ein Herz und eine Seele." Herder sprach sich eben so schwärmerisch aus. „Ich habe eine Frau", schrieb er an Jacobi, „die der Baum, der Trost und das Glück meines Lebens ist. Selbst in den flüchtig vorüberziehenden Gedanken, die uns oft überraschen, sind wir eins."

Man erinnert sich ferner an Fichte, in dessen Lebensgeschichte seine Werbung und Heirat eine schöne Episode bilden. Er war ein armer deutscher Student und lebte als Hauslehrer in Zürich, als er Johanna Maria Rahn, eine Nichte Klopstocks, kennen lernt. Ihre Lebensstellung war höher als die seinige, aber trotzdem betrachtete sie ihn mit aufrichtiger Bewunderung. Als er, nachdem er sich mit ihr verlobt hatte, Zürich verlassen wollte, bot sie ihm vor seiner Ab-

reise, da sie seine große Armut kannte, ein Geldgeschenk an. Er fühlte sich davon unaussprechlich verletzt und zweifelte zuerst, ob sie ihn wirklich liebe, schrieb aber nach besserm Nachdenken an sie und dankte ihr innig, indem er ihr zugleich erklärte, daß er ein solches Geschenk unmöglich von ihr annehmen könne. Glücklich, obgleich von Mitteln entblößt, erreichte er seine Bestimmung. Nach einem langen und harten Kampfe mit der Welt, der sich über viele Jahre ausdehnte, verdient Fichte endlich so viel Geld, daß er heiraten konnte. In einem seiner reizenden Briefe an seine Braut sagt er: „Und so, meine Teuerste, weihe ich mich Dir feierlich und danke Dir, daß Du mich nicht unwürdig gefunden hast, auf dem Lebenspfade Dein Gefährte zu sein . . . Die Erde ist kein Land des Glücks, das weiß ich jetzt, sondern ein Land der Arbeit, wo jede Freude uns nur zu neuem Schaffen stärken soll. Hand in Hand wollen wir dieses Land durchschreiten und einander ermutigen und kräftigen, bis unsere Seelen — ach, möchte es doch gleichzeitig geschehen! — sich zum ewigen Born alles Friedens aufschwingen".

Fichtes Ehe war eine sehr glückliche. Seine Frau bewährte sich als treue und hochherzige Gehülfin. Während des Freiheitskriegs war sie in der Pflege der Verwundeten im Krankenhause unermüdlich und zog sich ein bösartiges Fieber zu, dem sie bald erlag. Fichte wurde von derselben Krankheit ergriffen und

starb in dem frühen Alter von zweiundfünfzig Jahren an den Folgen seines Pflichteifers.

Welch einen Kontrast bildet das Werben und Heiraten des plumpen und praktischen William Cobbett mit der ästhetischen und sentimentalen Liebe dieser feingebildeten Deutschen! Seine Weise war eben so ehrlich, eben so wahr, aber, wie mancher denken wird, verhältnismäßig rauh und gemein. Als er das Mädchen, welches seine Frau werden sollte, zum ersten mal sah, war sie dreizehn Jahr alt, er aber einundzwanzig, und er stand als Sergeantmajor zu St. Johns in Neubraunschweig bei einem Infanterieregiment. An einem Wintertage ging er vor dem elterlichen Hause des Mädchens vorbei und sah sie draußen im Thore ein Waschfaß scheuern. Sogleich sagte er zu sich selbst: „Das ist eine Frau für mich“. Er machte ihre Bekanntschaft und beschloß sie zu heiraten, sobald er sich von der Armee freimachen könne.

Als das Mädchen mit ihrem Vater, der Sergeantmajor in der Artillerie war, nach Woolwich zurückkehrte, übergab ihr Cobbett hundertundfünfzig Guineen, die er sich gespart hatte, damit sie bis zu seiner Ankunft in England leben könne, ohne schwere Arbeit zu verrichten zu brauchen. Sie nahm das Geld mit, und fünf Jahre später erhielt Cobbett seine Entlassung. Als er in London ankam, eilte er sogleich zu seiner Braut. „Ich fand mein kleines Mädchen“, sagt er,

„im Hause des Hauptmanns Brisac als Mädchen für alles mit fünf Pfund Jahreslohn. Ohne ein Wort über die Sache zu verlieren, gab sie mir meine hundertundfünfzig Guineen unangegriffen zurück.“ Zu seiner Liebe gesellte sich nun Bewunderung, und bald darauf heiratete er sie und bekam eine vortreffliche Frau. Nie wurde er ihres Lobes müde, und es war sein Stolz, ihr die ganze Gemütlichkeit und manchen Erfolg seines spätern Lebens zuzuschreiben.

Obgleich Cobbett, als er noch unter den Lebenden weilte, von vielen als ein rauher, harter und prosaischer Mann mit vielen Vorurteilen betrachtet wurde, lag im Grunde seiner Seele doch viel Poesie verborgen, und während er gegen das Gefühl eiferte, gab es doch wenige Menschen, die im besten Sinne gefühlvoller als er waren. Vor dem Charakter der Frau hatte er die größte Achtung. Er verehrte ihre Reinheit und ihre Tugenden und malte in seinem „Rat an junge Männer“ die echt weibliche Frau, die hülfreiche, heitere und liebende Frau mit einer Lebhaftigkeit und Farbenschönheit, zugleich auch mit einer solchen Kraft gesunden Urteils, daß er von keinem englischen Schriftsteller jemals übertroffen worden ist. Cobbett war nichts weniger als fein in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts. Aber er war in hohem Grade rein, mäßig, aufopfernd, fleißig, stark und energisch. Allerdings hatte er viele falsche Ansichten, aber sie waren seine wahre Überzeugung,

denn über alles dachte er selbständig. Obgleich wenige Männer an der Wirklichkeit fester hielten als er, hatten vielleicht noch weniger das Ideal beständiger im Auge als er. In Wortgemälden seiner geistigen Bewegung bleibt er unübertroffen. Inderthat kann Cobbett fast als der größte Dichter in Prosa betrachtet werden, den das wirkliche Leben Englands gefunden hat.

Zwölftes Kapitel.

Die Schule der Erfahrung.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Goethe.

Ich wollte, jeder wüchse so wie du,
Die nicht an bloßer Kraft wuchs und im Nu,
Nein, jeden Monat, jeden Tag im Jahr
Reiner und herrlicher als früher war.
Tennyson.

Der Tag sei noch so düster, noch so lang,
Es läutet doch noch zum Abendgesang.
Altes Lied.

Praktische Weisheit läßt sich bloß in der Schule der Erfahrung lernen. Lehren und Vorschriften sind nützlich, so weit sie reichen, aber ohne die Zucht des wirklichen Lebens behalten sie einen theoretischen Charakter. Man muß den harten Thatsachen des Tages ins Auge sehen, um dem Charakter jenen Zug von Wahrheit zu erteilen, der sich durch Bücher

oder Unterricht niemals erlangen läßt, sondern bloß durch Berührung mit den Instinkten gewöhnlicher Männer und Frauen entsteht.

Soll der Charakter etwas wert sein, so muß er in der Welt der täglichen Arbeiten, Versuchungen und Prüfungen fest auf den Füßen stehen und die Abnutzung des wirklichen Lebens vertragen können. Klostertugenden gelten nicht viel. Wer an der Einsamkeit seine Freude hat, der fröhnt vielleicht bloß seiner Selbstsucht. Eine Absonderung kann Verachtung gegen andere ausdrücken, obgleich sie häufiger auf Trägheit, Faulheit oder Selbstgefälligkeit hindeutet. Jedem menschlichen Wesen gebührt sein richtiger Anteil an Manneswerk und Menschenpflicht, dem sich kein einzelner entziehen kann, ohne sich selbst und der Gemeinschaft zu schaden, zu der er gehört. Bloß indem man sich in das tägliche Leben der Welt mengt und an ihren Geschäften teilnimmt, kann man praktische Kenntnisse erlangen und Weisheit lernen. Dort finden wir das Hauptgebiet unserer Pflicht, dort erhalten wir die Zucht der Arbeit, und dort gewöhnen wir uns an die Regsamkeit, Ausdauer und Geduld, welche den Charakter formen und festigen. Dort begegnen wir den Schwierigkeiten, Prüfungen und Versuchungen, die, jenachdem wir uns gegen sie verhalten, unserm ganzen spätern Leben seine Farbe geben, und dort kommen wir auch in die große Schule der Leiden, in der wir

weit mehr lernen, als in der sichern Klause unseres Studierzimmers oder im Kloster.

Berührung mit anderen ist auch nötig, um uns zur Selbsterkenntnis zu führen. Bloß wenn wir frei mit der Welt verkehren, können wir unsere Fähigkeiten richtig beurteilen lernen. Ohne eine solche Erfahrung wird man leicht anmaßend und aufgeblasen und bleibt unter allen Umständen mit sich selbst unbekannt, obgleich man keine andere Gesellschaft gehabt hat als sich selbst.

Swift hat einmal gesagt: „Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß nie jemand eine schlechte Figur gespielt hat, der seine Talente erkannt hat, und nie jemand eine gute, der sie verkannt hat“. Viele Personen sind übrigens viel bereitwilliger, anderen das Maß zu nehmen, als sich selbst. Ein gewisser Dr. Tronchin aus Genf sagte einmal von Rousseau: „Bringt ihn zu mir, damit ich sehe, was in ihm steckt“. Wahrscheinlich würde Rousseau, der sich besser kannte, dem guten Tronchin leichter das Maß genommen haben, als Tronchin ihm.

Mithin ist allen denen, welche in der Welt etwas sein oder etwas thun wollen, ein gehöriger Grad von Selbsterkenntnis nötig. Die letztere ist auch die erste Vorbedingung einer selbständigen persönlichen Überzeugung. Friedrich Perthes sagte einmal einem jungen Freunde: „Was Sie thun können, wissen Sie nur zu gut, aber bevor Sie lernen, was Sie

nicht können, werden Sie weder etwas Bedeutendes ausrichten, noch innern Friedens genießen".

Wer von der Erfahrung Nutzen gezogen hat, der wird sich nie so erhaben vorkommen, daß er nicht um Hülfe bitten dürfte. Wer sich für zu weise hält, um von anderen lernen zu können, dem wird nie etwas großes oder gutes gelingen. Wir müssen uns Seele und Herz offen erhalten und dürfen uns nie schämen, durch die Beihülfe von Leuten, welche weiser und erfahrener sind als wir, etwas zu lernen.

Wer durch Erfahrungen gewitzigt worden ist, der sucht die Dinge, die sich seiner Beobachtung darbieten und die Beschäftigung seines täglichen Lebens bilden, richtig zu beurteilen. Was wir als gesunden Menschenverstand bezeichnen, das ist meistenteils nur das Resultat gewöhnlicher, aber klug benutzter Erfahrungen. Um sie zu erlangen, braucht man nicht sowohl ein großes Talent, als Geduld, Pünktlichkeit und Wachsamkeit. Hazlitt erklärte, daß die verständigsten Leute, die man treffen könne, die Geschäfts- und Weltmänner seien, die nach dem, was sie sehen und wissen, urteilen, und nicht aus den Dingen, wie sie sein sollten, Unterschiede so fein wie Spinngewebe herleiten.

Aus demselben Grunde verraten Frauen oft mehr gesunden Verstand als Männer, da sie weniger Ansprüche machen und die Dinge naturgemäß nach dem unwillkürlichen Eindruck, den der Geist von ihnen

empfängt, beurteilen. Sie besitzen ein feineres Anschauungsvermögen, fassen schärfer auf, nehmen lebhaften Anteil und passen ihr Benehmen den besonderen Zwecken mehr an. Daher schreibt sich der größere Takt, den sie in der Behandlung dritter besitzen. Frauen von scheinbar geringer Geisteskraft gelingt es häufig, das Benehmen von Männern, die zu den unlenkbarsten gehören, zu zügeln und zu regeln. Pope machte der Königin Marie, Wilhelms III. Gemahlin, ein großes Kompliment, als er sagte, sie zeichne sich nicht durch Wissen aus, wohl aber durch Klugheit, die so viel wie alles andere zusammen wert sei.

Das ganze Leben kann als eine Schule der Erfahrung bezeichnet werden, deren Zöglinge die Männer und Frauen sind. Wie in jeder Schule, muß man manches, was gelehrt wird, in gutem Glauben annehmen. Wir verstehen manche Lehre nicht und es dünkt uns hart, sie lernen zu sollen, namentlich wenn Prüfungen, Sorgen, Versuchungen und Schwierigkeiten die Lehrer sind, und doch müssen wir ihre Lehren nicht bloß annehmen, sondern auch göttliche Schickungen in ihnen erblicken.

In welchem Grade haben die Zöglinge die in der Schule des Lebens gewonnenen Erfahrungen befolgt? Wie haben sie die Gelegenheit, etwas zu lernen, benutzt? Wie viel haben sie an Zucht des Herzens und der Seele, wie viel an Wachstum der Weisheit,

des Muts und der Selbstbeherrschung gewonnen? Haben sie im Glück sich ihre Reinheit bewahrt und das Leben bescheiden und mäßig genossen? Oder ist ihnen das Leben zu einer bloßen Befriedigung ihrer Selbstsucht, ohne Rücksicht auf andere, geworden? Was haben sie durch Prüfung und Unglück gewonnen? Haben sie Geduld, Unterwürfigkeit und Gottvertrauen oder bloß Ungeduld, Klagsucht und Unzufriedenheit gelernt?

Die Resultate der Erfahrung lassen sich natürlich nur nach und nach gewinnen, und der erfahrene Mann wird daher in der Zeit seine Gehülfin erblicken. „Ich und die Zeit nehmen es mit jedem andern Paar auf", war ein Wahlspruch des Kardinals Mazarin. Man hat gesagt, die Zeit tröste und verschönere, aber sie lehrt auch. Sie ist die Nahrung der Erfahrung, der Boden der Weisheit. Sie kann die Freundin und die Feindin der Jugend sein und neben dem Alter als Trösterin oder als Quälerin sitzen, jenachdem sie gebraucht oder mißbraucht und das frühere Leben wohl oder übel angewendet worden ist.

„Die Zeit", sagt George Herbert, „ist der Reiter, welcher die Jugend bändigt." Wie hell erscheint dem jungen Menschen die Welt, wie neu, wie voll von Freuden und Genüssen. Wenn aber die Jahre vorübergehen, dann finden wir die Welt eben so mit Schmerz wie mit Lust gefüllt. Gehen wir durchs

Leben weiter, so öffnen sich manche dunkle Aussichten vor uns und zeigen uns Mühen, Leiden, Schwierigkeiten, vielleicht Unglück und Untergang. Diejenigen sind glücklich zu preisen, welche mit starker Seele und reinem Herzen durch solche Prüfungen gehen, jeder Schwierigkeit heiter entgegentreten und unter der schwersten Bürde aufrecht stehen bleiben.

Ein wenig jugendliche Glut ist im Leben eine große Hülfe und als energische Triebkraft von Nutzen. Durch die Zeit wird sie allmählich abgekühlt, wie feurig sie gewesen sein mag, und durch die Erfahrung geschult und unterworfen. Sie ist aber eine zuverlässige und erfreuliche Andeutung des Charakters, die man auf die rechte Weise ermutigen, nicht aber niederzanken und unterdrücken soll. Sie ist das Zeichen einer kräftigen und selbstlosen Natur, wie die Selbstsucht eine kleine Seele andeutet. Das Leben mit Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit zu beginnen, ist für die Weite und die Kraft des Charakters wahrhaft verhängnisvoll. Das Leben gleicht dann einem Jahr, das keinen Frühling gekannt hat. Ohne eine edle Aussaat giebt es einen Sommer ohne Blumen und einen Herbst ohne Ernte. Die Jugend ist aber der Frühling des Lebens, in dem ohne einen richtigen Zusatz von Begeisterung wenig versucht und noch weniger gethan werden wird. Dieser Zusatz hilft auch unserer Arbeitskraft wesentlich, indem er uns Hoffnung und Vertrauen einflößt

und uns heiter und freudig durch die trockenen Einzelheiten des Geschäfts und der Pflicht hindurchgehen läßt.

„Eine richtige Mischung von Romantik und Realismus", sagte Sir Henry Lawrence, „führt den Menschen am besten durchs Leben. Die Romantik oder Begeisterung ist darum so schätzbar, weil sie der menschlichen Seele die Kraft einflößt, ihre schönsten Anstrengungen zu machen und fortzusetzen." Sir Henry ermahnte junge Leute stets, ihre Begeisterung nicht zu unterdrücken und dieses Gefühl vielmehr beständig zu pflegen und zu leiten, da es ihnen aus weisen und hohen Absichten eingeflößt sei. „Wenn die beiden Eigenschaften der Romantik und der Realität in richtiger Mischung vorhanden sind", sagte er, „so schlägt die Realität den geraden, rauhen Pfad zu einem wünschenswerten und praktischen Resultat ein, während die Romantik über die Mühen der Wanderung hinweghilft, indem sie die tiefe Überzeugung einflößt, daß es selbst in diesem dunkeln und prosaischen Dasein eine Freude gebe, die nur der Eingeweihte kennen lerne, und daß ein Licht dämmere, das sich noch zum vollen Tag entwickeln werde *)."

Für Joseph Lancaster war es bezeichnend, daß er als Knabe von nicht mehr als vierzehn Jahren,

---

*) S. den Artikel „Romantik und Realismus in Indien" im Calcutta-Review.

nachdem er Clarksons Buch über den Sklavenhandel gelesen hatte, den Entschluß faßte, seine Heimat zu verlassen und nach Westindien zu gehen, um die armen Schwarzen im Bibellesen zu unterrichten. Inderthat machte er sich mit einer Bibel und Bunyans „Pilgerreise“ in seinem Bündel und mit einigen Schillingen in der Börse auf den Weg. Es gelang ihm sogar Westindien zu erreichen, wo er sich ohne Zweifel in großer Verlegenheit befand, wie er an die Ausführung seiner Arbeit gehen solle, als seine bekümmerten Eltern, die nun erfahren hatten, wohin er gegangen sei, ihn schleunigst zurückholen ließen. Seine Begeisterung hatte sich nicht abgekühlt, und von dieser Zeit an widmete er sich unablässig dem menschenfreundlichen Werk, die verlassenen Armen zu erziehen *).

Der ganzen Kraft, welche die Begeisterung zu erteilen vermag, bedarf es, um einen Mann in den

*) Joseph Lancaster war erst zwanzig Jahre alt, als er 1798 in einem unbenutzten Zimmer seines väterlichen Hauses seine erste Schule eröffnete, die sich bald mit verwahrlosten Kindern aus der Nachbarschaft füllte. Bald wurde der Raum für die Menge, welche um Zulassung bat, zu klein, und ein Platz nach dem andern wurde gemietet, bis Lancaster endlich ein eigenes Haus baute, das tausend Zöglinge faßte. Draußen war folgende Benachrichtigung zu lesen: „Wer will, kann seine Kinder hierher schicken und unentgeltlich unterrichten lassen. Wer keinen Unterricht umsonst haben will, der kann ihn bezahlen, wenn es ihm so gefällt“. So wurde Joseph Lancaster zum Vorläufer des heutigen englischen Unterrichtssystems.

Stand zu setzen, ein großes Unternehmen durchzuführen. Ohne diese würde er durch die Schwierigkeiten und Hindernisse, denen er auf allen Seiten begegnet, entmutigt werden, aber mit Mut und Ausdauer, von Begeisterung beseelt, fühlt er sich stark genug, jeder Gefahr zu trotzen und mit jedem Hemmnisse zu kämpfen. Welche Begeisterung glühte in Columbus, der, weil er an die Existenz einer neuen Welt glaubte, die Schrecken unbekannter Meere verachtete und, als seine Matrosen verzweifelten, gegen ihn aufstanden und ihn über Bord werfen wollten, mutig an seiner Hoffnung festhielt, bis die große neue Welt endlich am Horizont aufstieg!

Der rechte Mann läßt sich nicht entmutigen, sondern setzt immer wieder an, bis er siegt. Auf den ersten Schlag fällt kein Baum, sondern erst nach wiederholten Schlägen und nach großer Mühe. Wir sehen den greifbaren Erfolg, zu dem ein Mann gelangt ist, aber wir vergessen der Arbeiten, Leiden und Gefahren, die ihn zum Ziel geführt haben. Als ein Freund des Marschalls Lefevre ihm zu seinem Vermögen und seinen Besitzungen Glück wünschte, sagte der alte Soldat: „Beneiden Sie mich wirklich? Nun, Sie sollen diese Dinge wohlfeiler haben, als sie mir geworden sind. Kommen Sie in den Hof, ich will auf dreißig Schritt mit einer Flinte zwanzigmal auf Sie schießen, und wenn ich Sie nicht töte, soll Ihnen alles gehören. Wie, Sie wollen

nicht? Gut; hören Sie denn, daß man mehr als tausendmal und aus größerer Nähe auf mich geschossen hat, ehe ich in die Lage gekommen bin, in der Sie mich finden".

Die Lehrlingszeit der Hindernisse ist den größten Männern nicht erspart worden. Gewöhnlich ist sie der beste Stachel und Lehrmeister des Charakters. Oft ruft sie eine Thatkraft hervor, die ohne sie geschlummert haben würde. Wie bei Sonnenfinsternissen zuweilen Kometen zum Vorschein kommen, so offenbaren sich bei plötzlichen Unglücksfällen Helden. Es sieht so aus, als ob das Genie in gewissen Fällen, dem Feuerstein gleich, den man mit dem Stahl schlägt, des scharfen und plötzlichen Schlags des Unglücks bedürfe, um den göttlichen Funken hervorsprühen zu lassen. Es giebt Naturen, welche mitten unter Prüfungen blühen und reifen, in einem Luftkreise von Ruhe und Behagen aber bloß verwelken und absterben würden.

Es ist daher für die Menschen gut, durch Schwierigkeiten zum Handeln aufgestachelt und im Selbstvertrauen gestärkt zu werden, statt ihr Leben in nutzloser Gleichgültigkeit und Trägheit zu verschlummern. Der Kampf ist die Vorbedingung des Sieges. Gäbe es keine Hindernisse, so wären auch keine Anstrengungen nötig; gäbe es keine Versuchungen, so übten wir uns nicht in Selbstbeherrschung und unsere Tugend hätte keinen Wert; gäbe es keine

Leiden und Prüfungen, so würden wir nicht zur Geduld und Ergebung erzogen. Mithin sind Schwierigkeiten, Unfälle und Leiden nicht bloß Übel, sondern oft die beste Quelle der Kraft, Zucht und Tugend.

Aus demselben Grunde ist es für einen Mann häufig ein Glück, mit der Armut kämpfen und sie besiegen zu müssen. „Wer im Feuer gestanden hat", sagt Carlyle, „sei es auch bloß gegen Armut und harte Arbeit, der wird stärker und erfahrener werden als derjenige, welcher während der Schlacht zurückbleibt und vielleicht zwischen den Proviantwagen steckt."

Manche Gelehrte haben lieber Armut ertragen, als sich der geistigen Nahrung beraubt. Der Reichtum lastet schwerer auf der Seele. „Ich kann zur Armut bloß sagen", lesen wir bei Richter, „sei willkommen, stelle dich aber im Leben nicht zu spät ein." Die Armut, sagt Horaz, trieb ihn zur Dichtkunst und führte ihn bei Varus, Virgil und Mäcenas ein. „Hindernisse", sagt Michelet, „sind starke Antriebe. Ich habe ganze Jahre von einem Virgil gelebt und mich dabei wohlbefunden. Ein einzelner Band von Racine, zufällig bei einem Antiquar vorgefunden, hat den Dichter von Toulon geschaffen."

Von den Spaniern sagt man sogar, daß sie sich über die Armut des Cervantes durchschnittlich freuten, denn ohne sie würde er seine großen Werke wahrscheinlich gar nicht geschrieben haben. Als der Erz-

bischof von Toledo den französischen Gesandten in Madrid besuchte, sprachen die Herren im Gefolge des letztern ihre hohe Bewunderung der Schriften des Verfassers von „Don Quixote“ aus und deuteten an, daß sie den Mann, der ihnen einen solchen Genuß verschafft habe, kennen zu lernen wünschten. Darauf wurde ihnen die Antwort gegeben, daß Cervantes seinem Vaterlande im Heer gedient habe und jetzt alt und arm sei. „Wie“, rief einer der Franzosen, „lebt Señor Cervantes nicht in guten Umständen? Weshalb unterstützt man ihn da nicht aus dem Staatsschatze?“ — ‚Verhüte Gott‘, lautete die Entgegnung, ‚daß man seine Not jemals lindere, denn sie treibt ihn zum Schreiben und seine Armut macht die Welt reich.‘

Nicht so sehr das Glück wie das Unglück, nicht so sehr der Reichtum wie die Dürftigkeit erweckt die Beharrlichkeit starker und gesunder Naturen, entwickelt ihren Charakter und stachelt ihre Energie an. Burke sagte von sich selbst: „Zum Gesetzgeber bin ich nicht gewickelt, gewiegt und gehätschelt worden. ‚Kämpfe gegen die Widerwärtigkeiten an‘ muß der Wahlspruch eines Mannes wie Sie sein“. Vielen Menschen braucht man bloß ein großes Hindernis in den Weg zu werfen, um die Kraft ihres Charakters und Genies hervorzulocken, und ist diese Schwierigkeit einmal überwunden, so wird sie zum mächtigsten Antrieb fernerer Fortschritte.

Es ist ein großer Irrtum, wenn man meint, daß der Erfolg die Menschen zu Erfolgen führe; weit öfter geschieht das durch Niederlagen. Ihre besten Erfahrungen erwerben sich die Menschen durch die unvergeßlichen Mißerfolge, die sie beim Verkehr mit anderen in den Geschäften des Lebens erlitten haben. Solche Niederlagen ermuntern jeden verständigen Menschen zu einer bessern Führung, zu größerem Takt und zur Selbstbeherrschung, um künftig mehr Glück zu haben. Frage den Diplomaten und er wird dir sagen, daß er seine Kunst viel weniger durch Erfolge erlernte, als dadurch, daß er zurückgeschlagen, besiegt, durchkreuzt und betrogen wurde. Lehre, Studium, Rat und Beispiel hätten ihn nie so gut unterrichten können, als seine Niederlagen es gethan haben. Erfahrungen haben ihn in die Schule genommen und ihm gezeigt, was er zu thun und was er zu unterlassen hat. Das letztere ist für den Diplomaten häufig das Wichtigste.

Manche müssen darauf gefaßt sein, einmal über das andere zu scheitern, ehe sie siegen. Besitzen sie Kraft, so wird der Fehlschlag bloß dazu dienen, ihren Mut zu wecken und sie zu neuen Anstrengungen anzutreiben. Talma, der größte aller französischen Schauspieler, wurde ausgepfiffen, als er die Bretter zum ersten mal betrat. Lacordaire, einer der besten Prediger unserer Tage, gelangte erst nach wiederholten Niederlagen zu Ruf. Montalembert sagte von seinem

ersten Auftreten in der Kirche St. Roch: „Er scheiterte vollständig, und beim Hinausgehen aus der Kirche sagte jedermann: Talent mag er haben, ein Prediger wird er nie“. Unermüdlich erneuerte er seine Versuche, und zwei Jahre später predigte er in Nôtre-Dame vor Menschenmengen, wie seit Bossuet und Massillon wenige französische Prediger sie angezogen hatten.

Als Cobden in einer öffentlichen Versammlung zu Manchester seine erste Rede hielt, brach er vollständig zusammen, so daß der Vorsitzende um Entschuldigung für ihn bat. Sir James Graham und Disraeli fielen zum ersten mal ebenfalls durch und wurden ausgelacht, um erst nach großen Anstrengungen Erfolge zu erlangen. Graham geriet so in Verzweiflung, daß er das öffentliche Reden aufgeben wollte. Er sagte zu seinem Freunde Sir Francis Baring: „Ich habe es auf jede Weise versucht, unvorbereitet, nach einzelnen Notizen, alles auswendiglernend, und kann es nicht. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fürchte, daß es mir nie gelingt“. Dank seiner Beharrlichkeit wurde Graham wie Disraeli noch einer der besten und glücklichsten Parlamentsredner.

Mancher, der in einer Richtung scheiterte, ist dadurch zu Anstrengungen in einer andern Richtung veranlaßt worden. Daß Prideaux als Kandidat für den Posten eines Kirchenschreibers durchfiel, führte dazu, daß er sich der Wissenschaft widmete und schließ-

lich Bischof von Worcester wurde. Als Boileau, der ursprünglich Rechtsgelehrter war, in einem Prozeß seine erste Rede hielt, blieb er unter schallendem Gelächter stecken. Er versuchte es nun mit der Kanzel und fiel auch durch. Dann wendete er sich zur Dichtung und hatte Glück. Fontenelle und Voltaire scheiterten als Gerichtsredner beide. Auch Cowper blieb aus Kleinmut und Schüchternheit stecken, als er in einem Prozeß seine erste Rede hielt, und erweckte dann die englische Dichtkunst wieder. Montesquieu und Bentham scheiterten als Rechtsgelehrte und vertauschten ihren Beruf mit einem andern, der ihnen besser zusagte. Goldsmith bestand die ärztliche Prüfung nicht, schrieb aber „Das verlassene Dorf" und den „Landprediger von Wakefield", während Addison als Redner durchfiel, aber mit „Sir Roger de Coverley" sowie mit seinen vielen berühmten Artikeln im „Zuschauer" um so mehr Glück hatte.

Selbst die Beraubung irgend eines wichtigen Sinnes, z. B. des Gesichts oder des Gehörs, hat mutige Männer nicht abgeschreckt, den Kampf des Lebens glücklich fortzusetzen. Als Milton mit Blindheit geschlagen wurde, erhielt er sich aufrecht und ging geradeaus. In der Periode seines Lebens, als er am meisten litt, alt, krank, arm, blind, verleumdet und verfolgt war, schrieb er seine bedeutendsten Werke.

Das Leben einiger der größten Männer ist ein fortgesetztes Ringen mit Schwierigkeiten und schein-

baren Niederlagen gewesen. Dante schrieb sein größtes Werk in Armut und Verbannung. Eine feindliche Partei vertrieb ihn aus seiner Vaterstadt, überlieferte sein Haus dem Pöbel zur Plünderung und verurteilte ihn zum Feuertode. Als ein Freund ihm sagte, daß er nach Florenz zurückkehren könne, wenn er um Verzeihung und Begnadigung bitte, antwortete er: „Nein, das ist nicht der Weg, der mich in mein Vaterland zurückführen kann. Eiligen Schrittes werde ich kommen, wenn du mir einen Weg zeigst, der dem Ruf und der Ehre Dantes nichts schadet, aber wenn es keinen solchen Weg nach Florenz giebt, so wird mich die Stadt nicht wiedersehen". Da seine Feinde unversöhnlich blieben, so starb Dante nach zwanzigjähriger Verbannung in der Fremde. Selbst nach dem Tode verfolgten sie ihn, denn sein Buch über die Monarchie wurde in Bologna auf Befehl des päpstlichen Legaten öffentlich verbrannt.

Auch Camoens schrieb seine großen Dichtungen meistens in der Verbannung. Der Einsamkeit von Santarem müde, schloß er sich einem Zuge gegen die Mauren an und zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus. Beim Entern eines feindlichen Schiffs verlor er ein Auge. Zu Goa in Ostindien sah er mit Unwillen, wie grausam die Eingeborenen von den Portugiesen behandelt wurden und machte dem Statthalter Vorstellungen dagegen. Infolge dessen wurde er aus der Niederlassung verwiesen und nach China geschickt. Im Laufe seiner späteren Abenteuer und Unfälle litt

er Schiffbruch und rettete bloß sein Leben und die Handschrift seiner „Lusiade“. Verfolgungen und Entbehrungen schienen überall sein Los zu sein. In Macao wurde er ins Gefängnis geworfen. Als er frei geworden war, segelte er nach Lissabon, wo er nach sechzehnjähriger Abwesenheit arm und ohne Freunde ankam. Seine „Lusiade“, die er kurz darauf veröffentlichte, brachte ihm viel Ruhm, aber kein Geld ein. Ohne seinen alten ostindischen Sklaven Antonio, der in den Straßen für seinen Herrn bettelte, würde Camoens verhungert sein*). Endlich starb er in einem öffentlichen Armenhause, von Krankheiten und Entbehrungen verzehrt. Seinem Grabe gab man die Inschrift: „Hier liegt Luis de Camoens; er übertraf alle Dichter seiner Zeit, lebte arm und elend und starb eben so im Jahre 1579“. Diese schimpflichen aber wahren Angaben sind seitdem entfernt und durch eine lügenhafte und schwülstige Grabschrift ersetzt worden.

---

*) Als ein Cavalier Namens Ruy de Camera Camoens besuchte, um eine poetische Übertragung der sieben Bußpsalmen bei ihm zu bestellen, hob der Dichter den Kopf von seinem ärmlichen Lager, zeigte auf seinen treuen Sklaven und sagte: „Als ich dichtete, da war ich noch jung, heiter und durch die Liebe der Damen beglückt, jetzt aber bin ich ein verlorener und verlassener Bettler. Dort steht mein armer Antonio, der vier Groschen von mir verlangt, um etwas Kohlen kaufen zu können. Ich kann sie ihm nicht geben“. Der Cavalier verschloß sein Herz und seine Börse und verließ das Zimmer. So benahmen sich die Granden Portugals.

Selbst Michel Angelo war während des größten Teils seines Lebens den Verfolgungen von neidischen Edelleuten, gemeinen Priestern und schmutzigen Menschen jeden Ranges ausgesetzt, die ihn nicht liebten und nicht verstanden. Als Paul IV. an seinem „Jüngsten Gericht“ mehreres tadelte, bemerkte der Künstler: „Der Papst thäte besser, wenn er sich mit der Abstellung der Unordnungen und Sittenlosigkeit, welche die Welt schänden, beschäftigte, als meine Kunst bekrittelte“.

Auch Tasso war das Opfer fast unaufhörlicher Verfolgungen und Verleumdungen. Nachdem er sieben Jahre im Irrenhause gewesen war, wanderte er in Italien umher, und als er auf dem Sterbebette lag, schrieb er: „Ich will nicht über die Bosheit des Glücks klagen, weil ich von der Undankbarkeit der Menschen nicht sprechen mag, denen es gelungen ist, mich als Bettler ins Grab zu stoßen“.

Die Zeit führt aber merkwürdige Vergeltungen herbei. Die Verfolger und die Verfolgten wechseln häufig die Plätze, und die letzteren werden groß, die ersteren ehrlos. Selbst die Namen der Verfolger würden lange vergessen sein, wenn sie nicht mit der Geschichte der Männer, welche sie verfolgt haben, in Verbindung ständen. Wer würde ohne Tassos Einkerkerung von dem Herzog Alfonso von Ferrara etwas wissen, oder wer von der Existenz Herzogs Karl von Württemberg gehört haben, wenn Schiller nicht kleinlich von ihm verfolgt worden wäre?

Die Wissenschaft hat ebenfalls ihre Märtyrer, die sich durch Schwierigkeiten, Verfolgungen und Leiden zum Licht durchgekämpft haben. Auf Bruno, Galilei und andere, die wegen der angeblichen Ketzerei ihrer Ansichten verfolgt wurden, brauchen wir nicht zurückzukommen. Es hat unter den Männern der Wissenschaft noch andere Unglückliche gegeben, die ihr Genius vor der Wut ihrer Feinde nicht geschützt hat. Bailly, der berühmte französische Astronom, der auch Maire von Paris gewesen war, und Lavoisier, der große Chemiker, wurden in der ersten Revolution beide geköpft. Als der letztere, nachdem er zum Tode verurteilt war, um einige Tage Aufschub bat, um das Resultat gewisser Versuche, die er während seiner Haft gemacht hatte, festzustellen, wies das Gericht seine Bitte zurück und ordnete seine augenblickliche Hinrichtung an, wobei einer der Richter bemerkte, daß die Republik keine Naturforscher brauche. In England mußte Dr. Priestley, der Vater der modernen Chemie, erleben, daß man ihm unter dem Geschrei: „Keine Naturforscher!“ das Haus über dem Kopfe anzündete und seine Bibliothek zerstörte. Man zwang ihn, aus seinem Vaterlande zu fliehen und seine Gebeine in fremde Erde zu legen.

Mehrere der größten Entdecker haben ihr Werk mitten unter Verfolgungen, Schwierigkeiten und Leiden verrichtet. Columbus, der die neue Welt entdeckte und sie der alten als Erbschaft hinterließ, wurde sein

lebenlang verfolgt, verleumdet und von denen, welche er bereichert hatte, ausgeplündert. Daß Vogel in Wadai ermordet wurde, nachdem er am Benue-Strom wichtige Entdeckungen gemacht hatte und weiter als irgend ein Europäer gegen Süden vorgedrungen war, daß Leichhardt, indem er von Port-Essington quer durch den australischen Kontinent zur Westküste vorzudringen suchte, spurlos verschwand, daß Franklin im Schnee umkam, nachdem er vielleicht die langgesüchte nordwestliche Durchfahrt gefunden hatte, sind einige der traurigsten Ereignisse in der Geschichte der Entdeckungen.

Der Seefahrer Flinders, der sechs Jahre auf Isle-de-France im Gefängnis lag, hatte ein besonders hartes Schicksal. Im Jahre 1801 segelte er auf dem ‚Investigator‘ von England ab, um auf Entdeckungen auszugehen und Vermessungen vorzunehmen. Obgleich Frankreich und England im Kriege mit einander waren, besaß er einen französischen Paß, welcher alle französischen Statthalter anwies, ihm im heiligen Interesse der Wissenschaft Schutz und Unterstützung zu gewähren. Im Laufe seiner Reise nahm er einen großen Teil Australiens, des Van-Diemens-Landes und der benachbarten Inseln auf. Der ‚Investigator‘ mußte wegen seiner Baufälligkeit verlassen werden, und Flinders begab sich an Bord der nach England bestimmten ‚Porpoise‘, um der Admiralität die Resultate seiner dreijährigen Arbeiten vorzulegen. Unterwegs scheiterte

das Schiff auf einem Riff der Südsee, und Flinders bestieg mit einem Teil der Mannschaft ein offenes Boot, mit dem sie Port-Jackson glücklich erreichten, obgleich dieser Hafen von dem Schauplatz ihres Schiffbruchs nicht weniger als 750 Seemeilen entfernt war. Hier verschaffte er sich einen kleinen Schoner, den ‚Cumberland', der nicht größer als ein Kanalboot war, und kehrte nach dem Riff zurück, um die übrige Mannschaft abzuholen. Nachdem er sie gerettet hatte, ging er nach England unter Segel, mußte aber Isle-de-France anlaufen, wo sein Schiff im sinkenden Zustande ankam. Zu seinem Erstaunen beachtete man seinen französischen Paß nicht und warf ihn mit seiner ganzen Mannschaft ins Gefängnis, wo man ihn mit grausamer Härte behandelte. Er empfand die Schrecken des Kerkers um so mehr, als er wußte, daß Baudin, der französische Seefahrer, dem er bei seiner Vermessung der australischen Küste begegnet war, Europa zuerst erreichen und das Verdienst aller Entdeckungen, die er gemacht hatte, für sich in Anspruch nehmen werde. Es kam so, wie er gefürchtet hatte, denn während Flinders noch in Isle-de-France gefangen lag, wurde der französische Atlas der neuen Entdeckungen veröffentlicht und jeder Punkt, den Flinders und dessen Vorgänger bestimmt hatten, neu benannt. Als er nach sechsjähriger Gefangenschaft endlich in Freiheit kam, war seine Gesundheit vollständig gebrochen, aber bis zum letzten Augenblicke fuhr er im

Zeichnen seiner Karten und im Niederschreiben seiner Erläuterungen fort. Er lebte gerade lange genug, um das letzte Blatt für die Presse fertig machen zu können, und starb an demselben Tage, an dem sein Werk veröffentlicht wurde.

Mutige Männer haben eine erzwungene Einsamkeit oft dazu benutzt, Werke von großer Bedeutung auszuführen. In der Einsamkeit findet die Leidenschaft für geistige Vollkommenheit ihre beste Nahrung Die Seele verkehrt allein mit sich selbst, bis ihre Energie zu einer ungewöhnlichen wird. Ob ein Mann von der Einsamkeit Nutzen zieht oder nicht, wird freilich hauptsächlich von seinem Temperament, seiner Ausbildung und seinem Charakter abhängen; während bei dem großdenkenden Manne die Einsamkeit das reine Herz noch reiner macht, wird sie bei kleinen Seelen nur dazu dienen, das harte Herz noch mehr zu verhärten, denn ist die Einsamkeit für große Geister eine Nahrungsquelle, so ist sie für kleine eine Qual.

Im Gefängnisse schrieb Boetius seine „Tröstungen der Philosophie“, und Grotius seinen „Kommentar zu St. Matthäus“, der für sein Meisterwerk biblischer Kritik gilt. Buchanan dichtete seine schönen „Umschreibungen der Psalmen“, während er in der Zelle eines portugiesischen Klosters gefangen saß. Campanella, der italienische Mönch und Patriot, kam in den Verdacht des Hochverrats und lebte siebenundzwanzig Jahre in einem neapolitanischen Verließ, wo er, des

Tageslichts beraubt, seine „Stadt der Sonne“ schrieb, die so viele Auflagen erlebt hat und in die meisten der europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Während seiner dreijährigen Haft im Tower schrieb Raleigh seine „Geschichte der Welt“, ein großangelegtes Werk, von dem er bloß die ersten fünf Bücher beenden konnte. Luther übersetzte in seinen einsamen Stunden auf der Wartburg die Bibel und schrieb die berühmten Abhandlungen und Ermahnungen, durch die er ganz Deutschland in Bewegung setzte.

Dem Umstande, daß John Bunyan in den Kerker geworfen wurde, verdanken wir wahrscheinlich „Die Pilgerreise“. Er war auf sich selbst angewiesen, und da er keine Gelegenheit zum Handeln fand, so richtete er seinen ernsten Geist auf ernstes Denken. Inderthat hörte seine schriftstellerische Thätigkeit auf, sobald er seine Freiheit wieder erlangte. Auch seine „Überfließende Gnade“ und den „Heiligen Krieg“ schrieb er im Kerker. Bunyan verbrachte im Gefängnis von Bedford, kleine und unsichere Freiheitsperioden abgerechnet, nicht weniger als zwölf Jahre*), und

*) Eines Tages kam ein Quäker mit einer „Botschaft vom Herrn“ zu Bunyan und erzählte ihm, daß er in der Hälfte aller englischen Gefängnisse gewesen sei und sich freue, ihn endlich gefunden zu haben. Bunyan antwortete: „Hätte der Herr dich geschickt, so würde es dir nicht so schwer geworden sein, mich zu finden, denn Gott weiß, daß ich seit sieben Jahren im Gefängnis von Bedford sitze“.

dieser langen Haft haben wir höchst wahrscheinlich das Werk zu verdanken, das Macaulay die schönste Allegorie der Welt genannt hat.

Silvio Pellico verbrachte zehn Jahre in österreichischen Festungen und acht davon auf dem Spielberg in Mähren. Dort schrieb er ohne ein anderes Material, als sein reiches und lebhaftes Gedächtnis es ihm darbot, seine reizenden Denkwürdigkeiten und wußte aus den kurzen Besuchen der Tochter des Schließers und den farblosen Ereignissen seines eintönigen Lebens eine Welt des Gedankens und gesunder Menschenliebe zu gestalten.

Kazinsky, der große Wiedererwecker der ungarischen Litteratur, lag in den Kerkern von Pest, Brünn, Kufstein und Munkacs sieben Jahre, in denen er sein „Tagebuch meiner Haft“ schrieb und unter anderen Werken Sternes „Empfindsame Reise“ übersetzte, während Kossuth sich seine zweijährige Haft in Pest dadurch erleichterte, daß er Englisch lernte, um den Shakespeare im Original lesen zu können.

Männer wie diese scheinen, wenn sie ihre gesetzliche Strafe erleiden, gescheitert zu sein, und doch ist das durchaus nicht so. Häufig haben Persönlichkeiten, die ihr Ziel gänzlich verfehlt zu haben schienen, einen weit mächtigern und nachhaltigern Einfluß auf ihr Geschlecht geübt, als andere, deren Laufbahn eine Reihe ununterbrochener Erfolge gewesen ist. Die Wirksamkeit eines Mannes hängt nicht davon ab,

ob seine Anstrengungen unmittelbar gelungen oder gescheitert sind. Der Märtyrer ist nicht unterlegen, wenn die Wahrheit, für die er gelitten hat, durch sein Opfer einen frischen Glanz gewinnt*). Der Patriot, der sein Leben für seine Sache hingiebt, beschleunigt dadurch vielleicht ihren Sieg, und diejenigen, welche als Vorkämpfer einer großen Bewegung fallen, öffnen oft denjenigen den Weg, welche ihnen folgen und über ihre Leichen in die Festung eindringen. Der Triumph einer guten Sache kann lange auf sich warten lassen, aber kommt er, so verdankt man ihn ebensowohl denen, welche bei den ersten Versuchen zugrunde gegangen sind, als denen, welche schließlich den Sieg erfochten haben.

Das Beispiel eines großen Todes begeistert andere eben so, wie das Beispiel eines edlen Lebens. Eine schöne Handlung stirbt nicht mit dem, welcher sie verrichtet hat, sondern lebt weiter und ruft bei denjenigen, welche den Toten überleben und sein Andenken in Ehren halten, gleiche Thaten hervor. Von manchem großen Manne kann man beinahe sagen,

*) „Eine Stelle in der Vorlesung des Grafen von Carlisle über den Papst: ‚Der Himmel ist denjenigen bestimmt, welche in dieser Welt gescheitert sind' — hat mich, als ich sie in einer Zeitung gelesen, mehrere Jahre lebhaft beschäftigt und ist für mich eine reiche Gedankenader geworden, in der ich emsig grub, und immer dachte ich dabei an den Kreuzestod, der scheinbar eine Niederlage war." („Leben und Briefe Robertsons von Brighton", II, 94.)

daß er erst dann zu leben begonnen hat, als er gestorben ist.

Die Namen der Männer, welche für den Glauben, die Wahrheit und die Wissenschaft gelitten haben, sind diejenigen, welche von den Menschen am höchsten geachtet und verehrt werden. Diese Männer sind untergegangen, aber ihr Wirken hat sie überlebt. Ihren Körper hat ein Gefängnis umschlossen, ihre Gedanken haben sich nicht von Mauern hemmen lassen. Sie sind in die Welt hinausgedrungen und haben der Macht ihrer Verfolger getrotzt.

Milton hat den Ausspruch gethan: „Wer am besten dulden kann, der kann am besten handeln“. Viele der größten Männer haben, von Pflichtgefühl beseelt, ihre Arbeit unter Leiden, Prüfungen und Schwierigkeiten verrichtet. Sie sind gegen den Strom geschwommen und erschöpft am Ufer angekommen, um auf den Sand zu sinken und zu sterben. Sie haben ihre Pflicht gethan und ihr Leben gern geopfert. Über solche Menschen hat der Tod keine Gewalt, und ihr heiliges Gedächtnis lebt immer fort, um uns zu trösten, zu reinigen und zu segnen. „Leben heißt für uns alle leiden“, sagt Goethe. „Niemand als Gott allein wird uns zur Rechenschaft rufen. Laßt uns den Toten keine Vorwürfe machen! Nicht was sie gefehlt, oder was sie erlitten, sondern bloß was sie gethan haben, sollte die Überlebenden beschäftigen.“

Glück und Behagen prüfen den Menschen nicht so und bringen das Gute, das in ihm liegt, nicht so zum Vorschein, als Versuchungen und Schwierigkeiten. Das Unglück ist der Prüfstein des Charakters. Wie gewisse Kräuter zerrieben werden müssen, um ihren süßesten Duft auszuhauchen, so bedürfen gewisse Naturen der Prüfung durch Leiden, wenn ihre ganze Trefflichkeit offenbar werden soll. Durch Prüfungen werden häufig Tugenden enthüllt und verborgene Schönheiten ans Licht gezogen. Scheinbar nutzlose und gedankenlose Menschen haben, wenn man sie in schwierige und verantwortliche Stellungen brachte, eine ungeahnte Charakterkraft entwickelt. Wo man vorher bloß Schwäche und Selbstgefälligkeit sah, da gewahrt man jetzt Kraft und Selbstverleugnung.

Wie es keinen Segen giebt, der nicht in Unheil verkehrt werden kann, so giebt es keine Prüfung, die nicht zum Segen werden kann. Alles hängt davon ab, ob wir die Lehre benutzen oder nicht. An vollkommenes Glück soll man in dieser Welt nicht denken. Ließe es sich erreichen, so würde es keinen Nutzen bringen. Die schlechteste Religion von allen ist die Religion des Vergnügens und der Bequemlichkeit. Schwierigkeiten und selbst Niederlagen sind weit bessere Lehrer. Sir Humphry Davy sagte: „Zu viel Glück bringt sogar im Privatleben dem sittlichen Menschen Schaden und führt ein Benehmen herbei, welches mit Leiden endet, oder stets gegen den Neid,

die Verleumdung oder die Bosheit anderer zu kämpfen hat".

Niederlagen bessern den Charakter und kräftigen die Natur. Selbst die Sorge ist auf eine geheimnisvolle Weise mit der Freude verbunden und mit der Zärtlichkeit verschwistert. John Bunyan sagte einmal, ‚wenn es erlaubt wäre, so würde er um größere Heimsuchung bitten, um größern Trost zu finden'. Als man über die Geduld staunte, mit der eine arme Araberin ein schweres Leid ertrug, sagte sie: „Wenn wir Gott ins Antlitz schauen, so fühlen wir seine Hand nicht".

Das Leiden ist ohne Frage eben so eine göttliche Schickung wie die Freude, hat aber auf die Zucht des Charakters weit mehr Einfluß. Es macht die Natur keusch und sanft, lehrt geduldige Ergebung und ruft die tiefsten wie die erhabensten Gedanken hervor*). Leiden können ausdrücklich dazu bestimmt sein, die höchsten Eigenschaften des Menschen aus-

*) „Was ist es", fragt Helps, „was die meisten und tiefsten Gedanken des menschlichen Geschlechts hervorruft? Es ist nicht die Gelehrsamkeit, nicht die Geschäftsthätigkeit und nicht einmal der Stachel der Triebe. Das Leiden ist es, und darin liegt vielleicht der Grund, daß es in der Welt so viele Leiden giebt. Der Engel, der herniederstieg, um das Wasser zu bewegen und heilkräftig zu machen, überbrachte vielleicht kein so großes Geschenk, als der Engel, welcher den Leidenden die Krankheit brachte, welche sie quälte."

zubilden und zu entwickeln. Hält man Glück für das Endziel des Daseins, so kann die Sorge die unumgängliche Vorbedingung sein, dasselbe zu erreichen. Darum hat St. Paulus das christliche Leben so schön beschrieben „als gezüchtigt und nicht getötet, als sorgenvoll und doch stets freudig, als arm und doch viele bereichernd, als nichts habend und doch im Besitz aller Dinge“.

Selbst der Schmerz ist nicht bloß Schmerz. Auf der einen Seite berührt er sich mit dem Leiden, auf der andern Seite mit dem Glück. Denn der Schmerz ist gleich der Sorge ein Heilmittel. Das Leiden ist von der einen Seite betrachtet ein Unglück und von der andern betrachtet eine Schule. Wäre das Leiden nicht, so würde bei vielen Menschen der beste Teil ihrer Natur in einem tiefen Schlafe liegen. Ja man könnte fast sagen, daß Schmerzen und Sorgen bei manchen Menschen die unentbehrlichen Bedingungen des Erfolges und die notwendigsten Mittel zur Erweckung und höchsten Entwickelung ihres Genies sind. Glaubt man, daß Burns so schön gesungen haben würde, wenn er reich, hoch angesehen gewesen und im eigenen Wagen gefahren wäre? Oder Byron, wenn er ein behäbiger und glücklich verheirateter Kanzler oder Generalpostmeister gewesen wäre?

Zuweilen erweckt ein großer Schmerz eine unempfindliche Natur zum Leben. „Was weiß der, welcher nicht gelitten hat?“ sagte ein Weiser. Als

Reboul von Dumas gefragt wurde: „Was machte Sie zum Dichter?“ antwortete er: „Leiden!“ Der Tod seiner Frau und seines Kindes trieb ihn in die Einsamkeit, wo er eine Linderung seines Kummers suchte und sie schließlich in der Dichtkunst fand*). Ein häusliches Unglück war es auch, dem wir die schönen Schriften von Frau Gaskell verdanken. „Um sich eine Erholung im höchsten Sinne des Worts zu verschaffen“, sagt ein neuerer Schriftsteller, der sie persönlich gekannt hat, „und um der großen Leere eines Lebens zu entgehen, aus dem ein geliebtes Wesen geschieden war, begann sie jene Reihe herrlicher Schöpfungen, welche dazu gedient haben, die Zahl unserer Bekannten zu vermehren und selbst den Kreis unserer Freunde zu erweitern.“

Viele der besten und nützlichsten Arbeiten sind von Männern und Frauen mitten in Trübsal verrichtet worden, zuweilen aus Bedürfnis nach Trost, zuweilen aus einem Pflichtgefühl, das den persönlichen Kummer überwand. „Wäre ich nicht ein so großer Invalide gewesen“, sagte Dr. Darwin zu einem Freunde, „so hätte ich nicht die Hälfte meiner Arbeiten verrichtet.“ Dr. Donne sagte einmal von seiner Kränklichkeit: „Sie und meine anderen Freunde haben von meinen häufigen Fiebern den Vorteil,

*) Reboul, ursprünglich ein Bäcker in Nismes, hat viele schöne Gedichte geschrieben, unter denen „Der Engel und das Kind“ wohl am höchsten steht.

daß ich um so öfter am Thore des Himmels stehe und wegen der Einsamkeit und engen Haft, zu der ich verurteilt bin, um so häufiger beim Gebete bin, bei dem ich Sie und meine anderen teuren Freunde nicht vergesse".

Schiller schuf seine größten Trauerspiele unter Körperleiden, die fast zur Folter stiegen. Händel war nie größer, als da er, durch einen Schlagfluß an die Nähe des Todes gemahnt und mit Kummer und Sorgen kämpfend, sich an sein Pult setzte, um die großen Werke zu komponieren, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Mozart vollendete seine großen Opern und schrieb zuletzt noch an seinem Requiem, als er von Schulden gedrückt wurde und mit einer schlimmen Krankheit zu kämpfen hatte. Beethoven schuf seine größten Werke unter den drückendsten Sorgen und als er fast ganz taub geworden war. Der arme Schubert wurde nach einem kurzen, aber glänzenden Leben im Alter von zweiunddreißig Jahren ins Grab gelegt und besaß bei seinem Tode weiter nichts als seine Handschriften, die Kleider auf seinem Leibe und dreiundsechzig Gulden bares Geld. Einige der schönsten Schriften Lambs entstanden unter schweren Sorgen, und Hoods scheinbare Fröhlichkeit kam oft aus einem bekümmerten Herzen.

In der Wissenschaft haben wir das schöne Beispiel des leidenden Wollaston, der noch in den letzten

Stadien seiner tödlichen Krankheit seine gezählten Stunden der Aufgabe widmete, die verschiedenen Verbesserungen und Entdeckungen, die er gemacht hatte, einem Schreiber zu diktieren, damit nicht verloren gehe, was er zum Nutzen seiner Mitmenschen ergründet hatte.

Trübsal erweist sich häufig als verkleideter Segen. „Fürchte die Dunkelheit nicht", sagte der persische Weise; „vielleicht verbergen sich die Quellen des Lebenswassers in ihr." Die Erfahrung ist oft bitter, aber gesund, und bloß in ihrer Schule lernen wir dulden und stark sein. Durch Prüfungen erreicht der Charakter seine höchsten Formen und durch Leiden gelangt er zur Vollendung. Selbst aus dem tiefen Kummer schöpft der geduldige und nachdenkliche Geist reichere Weisheit, als der Genuß sie ihm gewähren kann.

„Bedenke", sagte Jeremias Taylor, „daß unglückliche Zufälle und ein Zustand der Betrübnis eine Schule der Tugend sind. Sie machen uns nüchtern im Geist und gemäßigt im Rat, beseitigen unsern Leichtsinn und machen uns den Gewohnheitssünden abwendig. Gott, der die Welt weise und barmherzig regiert, würde nicht so manche Leiden zugelassen und sie besonders den tugendhaftesten und klügsten Männern geschickt haben, wenn er nicht wollte, daß sie eine Schule des Trostes, der Tugend und der Weisheit, ein Prüfstein der Geduld, ein

Ringen um die Krone des Christen und das Thor des Ruhmes werden sollten*)."

An einer andern Stelle sagt er: „Niemand ist elender, als wer kein Unglück gehabt hat. Er ist nicht geprüft worden, ob er gut oder schlecht sei, und Gott krönt nie Tugenden, die bloße Anlagen und Fähigkeiten sind. Nur tugendhafte Handlungen haben auf Belohnung zu hoffen".

Der Erfolg an sich erzeugt kein Glück, ja es ereignet sich sogar nicht selten, daß derjenige die größten Lebensfreuden hat, welchem im Leben das wenigste erreichbar gewesen ist. Niemand hatte im Leben schönere Erfolge als Goethe, dem eine vorzügliche Gesundheit, Ehre, Macht und genügend viel von den Gütern der Welt zuteil wurde, aber er bekannte, daß er im Lauf seines Lebens nicht fünf Wochen wahrhaft glücklich gewesen sei. Als der Kalif Abdelrahman einen Rückblick auf die fünfzig Jahre seiner glorreichen Regierung warf, fand er, daß er bloß vierzehn Tage lang eines reinen und echten Glücks genossen habe**). Kann man da nicht sagen, daß das Streben nach bloßem Glück ein Irrtum ist?

---

*) „Heiliges Leben und Sterben", Kapitel II, Abschnitt 6.

**) Gibbons „Niedergang und Fall des Römischen Reichs", X, 40.

Ein Leben, das lauter Sonnenschein ohne Schatten, lauter Freuden ohne Sorgen, lauter Genüsse ohne Schmerzen wäre, würde gar kein Leben sein, wenigstens kein menschliches Leben. Man nehme das Los des Glücklichsten, es ist nichts als verworrenes Garn. Es besteht aus Sorgen und Freuden, und die Freuden schmecken der Sorgen wegen um so süßer, aus Gewinn und Verlust, die einander ablösen und uns wechselsweise traurig oder froh machen. Selbst der Tod macht uns das Leben schöner, denn er verbindet uns inniger, so lange wir hier zusammen weilen. Dr. Thomas Browne hat den Satz aufgestellt, daß der Tod eine der notwendigen Bedingungen menschlichen Glücks sei, und seine Behauptung mit großer Beredsamkeit und Kraft verteidigt. Tritt der Tod aber in unser Haus, dann grübeln wir nicht und fühlen bloß. Mit Thränen gefüllte Augen sehen nicht, wenn sie im Laufe der Zeit auch schärfer werden, als solche, welche den Kummer nie gekannt haben.

Der Weise lernt allmählich, vom Leben nicht zu viel zu erwarten. Während er mit rechtlichen Mitteln nach Erfolg strebt, wird er auf Niederlagen vorbereitet sein. Er wird seine Seele der Freude offen halten, aber sich dem Leiden geduldig unterwerfen. Jammern und Klagen bringt niemals Nutzen, bloß ein freudiges und standhaftes Wirken auf richtigem Wege ist von Segen begleitet. Goethe sagt sehr wahr:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Weinen und Klagen
Lindert kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Der Weise wird auch von seiner Umgebung nicht zu viel erwarten. Will er mit Anderen in Frieden leben, so muß er ertragen und schonen. Selbst die Besten haben oft Charakterschwächen, die man beachten und vielleicht bemitleiden muß. Wer ist vollkommen? Wen schmerzt nicht irgend ein Dorn im Fleisch? Wer bedarf nicht der Duldsamkeit, der Nachsicht und Vergebung? Was die arme eingekerkerte Königin Caroline Mathilde von Dänemark an das Fenster ihrer Kapelle schrieb, sollte das Gebet von allen sein: „Erhalte mich unschuldig, mach Andere groß!"

Wie sehr hängt die Stimmung jedes Menschen nicht von seiner angeborenen Körperbeschaffenheit und seiner ersten Umgebung ab, von der Behaglichkeit oder Ungemütlichkeit des Daseins, in dem er aufgezogen wurde, und von den guten oder schlechten Beispielen denen er im Leben ausgesetzt gewesen ist! Beachten wir diese Einflüsse, so werden wir allen Menschen eine milde und nachsichtige Behandlung angedeihen lassen.

Zu gleicher Zeit wird das Leben stets in hohem Grade das sein, wozu wir es machen. Jede Seele

schafft sich ihre eigene kleine Welt. Ein heiterer Geist macht es angenehm und ein unzufriedener elend. „Meine Seele ist für mich ein Königreich“, kann der Bauer so gut wie der Monarch sagen. Der erste kann in seinem Herzen ein König und der zweite bloß ein Sklave sein. Das Leben ist meistens nichts als der Spiegel unsers eigenen Selbst. Unsere Seele erteilt allen Lagen, allen Ereignissen, den günstigen wie den schlimmen, ihren wirklichen Charakter. Für den Guten ist die Welt gut, für den Schlechten ist sie schlecht. Haben wir vom Leben eine hohe Ansicht und betrachten wir dasselbe als einen Tummelplatz nützlicher Arbeiten, großer Gedanken und großer Handlungen und eines Wirkens nicht bloß für uns selbst, sondern auch für fremdes Wohl, so wird es heiter, hoffnungsvoll und gesegnet sein. Betrachten wir es im Gegenteil so, als gewähre es uns bloß Gelegenheiten zum Vergnügen und zur Bereicherung, so wird es voll von Mühsal, Angst und Täuschung sein.

Im Leben giebt es viel, das wir, so lange wir in diesem Zustande sind, niemals begreifen können. Inderthat bietet das Leben manche Geheimnisse dar, manches, was für uns in dunkle Schleier gehüllt ist. Wenn wir aber auch die volle Bedeutung der Schule der Prüfungen, durch welche die Besten zu gehen haben, nicht verstehen, so müssen wir doch zu der Vollständigkeit des Plans, von dem unser kleines Leben nur ein Teil ist, Vertrauen haben.

Alle haben wir in dem Lebenskreise, in den wir gestellt sind, unsere Pflicht zu thun. Es giebt keine echte Thätigkeit, als Pflichterfüllung. Die Pflicht ist das Streben und Ziel des höchsten Lebens, und es giebt kein echteres Glück als das, welches aus Pflichterfüllung hervorgeht. Es ist das einzige, welches vollständig befriedigt und von keiner Reue begleitet wird. Das Bewußtsein der Pflichterfüllung ist für uns, um mit den Worten George Herberts zu sprechen, Musik um Mitternacht.

Haben wir unsere Arbeit auf der Erde verrichtet, so müssen wir, wie die Seidenraupe, die sich ihre kleine Hülle gesponnen hat, scheiden. Wie kurz unser Aufenthalt im Leben gewesen sein mag, so stellte er uns an den Platz, wo wir nach besten Kräften für das große Ziel unseres Daseins wirken sollten, und haben wir das gethan, so können die Unfälle des Fleisches die Unsterblichkeit nicht anfechten, auf die wir hoffen.

Register.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.